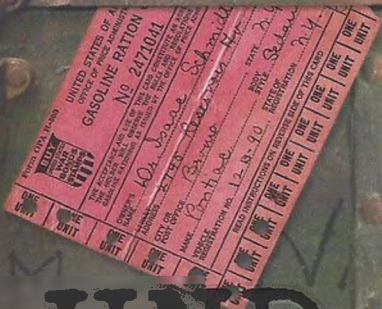
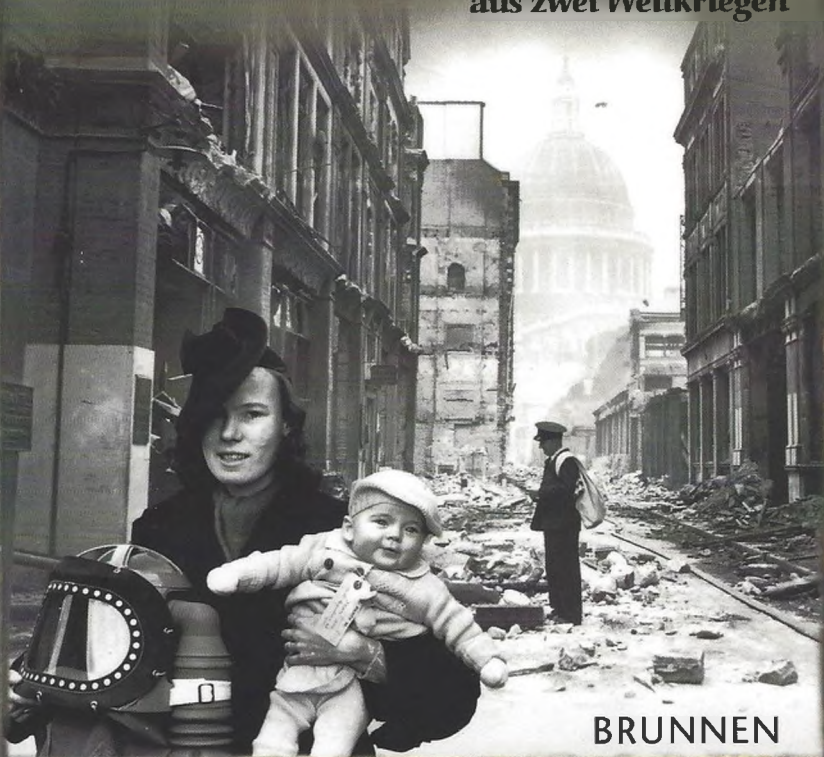



DON STEPHENS

KRIEG UND GNADE

Berichte von Opfern und Tätern
aus zwei Weltkriegen



BRUNNEN



Dreizehn wahre Biografien. Dreizehn teilweise berühmte Menschen, die einen der beiden Weltkriege erlebten. Und zwar total existenziell – als Täter oder als Opfer, als Befehlende oder als Verfolgte. Dreizehn Schicksale, dreizehn Dramen. Aber alle dreizehn kamen mit dem Evangelium in Kontakt, erfuhren Veränderung, fanden Hoffnung und Trost und neue Identität. Don Stephens schreibt eindrücklich über ...

- den japanischen Piloten, der den Angriff auf Pearl Harbor leitete.
- den deutschen Pastor, der bereit war, sich für seinen Glauben inhaftieren und hinrichten zu lassen.
- den britischen General, der den Auftrag bekam, Malta gegen eine Invasion Hitlers und Mussolinis zu verteidigen.
- den amerikanischen Flieger, der in japanischer Gefangenschaft eine innere Umkehr erlebte und später als Missionar nach Japan zurückging.
- das jüdische Mädchen, das beim Verstecken vor den Nazis Gott als seinen Retter kennenlernte.
- den britischen Geheimagenten, der die Inspiration für «Q» in den 007-James-Bond-Geschichten war.
- den amerikanischen Kaplan, der führenden Nazigrößen während der Nürnberger Prozesse als Seelsorger diente.

Was hatten diese Leute und die anderen, über deren Leben in diesem Buch berichtet wird, gemeinsam? Während der grauenhaften Ereignisse dieser folgenschweren Jahre wirkte Gott in ihrem Leben. Und was daraus entstand, ist gewaltig und hallt bis heute nach!



BRUNNEN

VERLAG BASEL

ISBN 978-3-7655-1448-7



9 783765 514487

Don Stephens
Krieg und *Gnade*

Für meine Frau und meine Tochter,
Hazel und Heather,
in Liebe und Dankbarkeit

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Die Bibelstellen wurden, soweit nicht anders angegeben, der Lutherbibel (1999, mit neuer deutscher Rechtschreibung) entnommen.

© 2005 by Evangelical Press under the title «**War & Grace**»,
originally published by Evangelical Press, UK.
Translated and printed by permission.
All rights reserved

Übersetzung aus dem Englischen:
Christian Rendel, Witzenhausen

© der deutschen Ausgabe:
2009 by Brunnen Verlag Basel

Umschlag: Waterproof Grafikdesign, Ingo C. Riecker, Neuffen,
und Evangelical Press, Darlington, England
Foto Umschlag: Evangelical Press
Satz: Bertschi & Messmer AG, Basel
Druck: Bercker, Kevelaer
Printed in Germany

ISBN 978-3-7655-1448-7

Eingelesen mit **ABBYY Fine Reader**

Inhalt

| | |
|---|-----|
| Abbildungen..... | 7 |
| Vorwort..... | 9 |
| Zum Geleit..... | 11 |
| Danksagungen..... | 15 |
| 1. Louis Zamperini – Not, Qual und Vergebung..... | 17 |
| 2. Paul Schneider – Ein deutscher Hitler-Gegner..... | 47 |
| 3. William Dobbie – Verteidiger Maltas..... | 69 |
| 4. Johanna-Ruth Dobschiner – Eine Holocaust-Überlebende..... | 87 |
| 5. Charles Fraser-Smith – Der Mann, der «Q» war..... | 109 |
| 6. Mitsuo Fuchida – Chefpilot über Pearl Harbor..... | 133 |
| 7. Jacob DeShazer – Doolittle-Raider und Japan-Missionar..... | 151 |
| 8. Ernest Gordon – Autor von <i>Miracle on the Riuer Kwai</i> | 173 |
| 9. Rupert Lonsdale – Kapitän der «Seal»..... | 193 |
| 10. Donald Caskie – Der «Tartan Pimpernel»..... | 215 |
| 11. Michiharu Shinya – Aus dem Kriegsgefangenenlager auf die Kanzel..... | 235 |
| 12. Werner Simonson – Deutscher Richter und anglikanischer Geistlicher .. | 263 |
| 13. Henry Gerecke – Seelsorger für Nazi-Kriegsverbrecher..... | 285 |
| Anmerkungen..... | 311 |
| Bildnachweise..... | 318 |

Abbildungen

| | |
|--|-----|
| Louis Zamperini | 18 |
| Louis Zamperini beim Training im olympischen Dorf | 22 |
| Ein B-24-Liberator-Bomber | 25 |
| Paul Schneider als Hilfsprediger in Essen | 48 |
| Paul Schneider und Margarete Dieterich | 51 |
| Karte der Schauplätze aus dem Leben Paul Schneiders..... | 55 |
| Gretel Schneider mit ihren sechs Kindern | 59 |
| Foto von Paul Schneider, das in der Zelle in Buchenwald hängt..... | 64 |
| Lt.-Gen. Sir William Dobbie | 70 |
| Johanna-Ruth Dobschiner..... | 88 |
| Charles Fraser-Smith | 110 |
| Offizielles Passfoto von Charles Fraser-Smith | 113 |
| Ein Kolbenfüller mit Hohlraum | 116 |
| Eine Schachtel mit «Q»-Bleistiften | 117 |
| Ein zerbrochener «Q»-Bleistift, in dem eine Karte von Deutschland zum Vorschein kommt | 119 |
| Ein Rasierpinsel mit Geheimfach | 120 |
| Dominosteine, die an Kriegsgefangene und SOE-Agenten geschickt wurden | 121 |
| Ein Miniaturradio in einem Metallkasten | 125 |
| Mitsuo Fuchida..... | 134 |
| Ein japanischer Nakajima-B5N-Bomber («Kate»)..... | 136 |
| Titelseite eines 1950 von Fuchida geschriebenen Traktats..... | 137 |

| | |
|--|-----|
| Jacob DeShazer | 152 |
| Ein B-25-Mitchell-Bomber | 157 |
| Titelseite eines Traktats von Jacob DeShazer | 169 |
| Jacob DeShazer in späteren Jahren | 170 |
| Ernest Gordon als Präsident von CREED | 174 |
| Der Friedhof von Chungkai | 176 |
| Ernest Gordon in Singapur | 179 |
| Rupert Lonsdale | 194 |
| Arado 196, ein deutsches Wasserflugzeug | 196 |
| Rupert Lonsdale in Marine-Galauniform | 197 |
| Skizze zum Minenunfall der «Seal» | 202 |
| Skizze zum letzten Versuch, die «Seal» zu heben | 205 |
| Künstlerische Darstellung der Rettung der «Seal» | 209 |
| Donald Caskie in Kaplansuniform | 216 |
| Donald Caskie bekommt sein «grosses rotes Buch» von Eamonn Andrews | 232 |
| Michiharu Shinya als Leiter des Japanischen Bibelseminars | 236 |
| Unterleutnant Michiharu Shinya | 238 |
| Die «Akatsuki» | 239 |
| Karte der Orte, die in der Geschichte von Michiharu Shinya erwähnt werden | 245 |
| Pastor Hessel Troughton | 248 |
| Die Gruppe, die sich mit Pastor Troughton zum Bibelstudium traf | 254 |
| Die Gefangenen verlassen das Lager Featherston | 257 |
| Herr und Frau Shinya in Yokohama | 261 |
| Werner Simonson | 264 |
| Werner Simonson als Kriegsgefangener in Frankreich | 267 |
| Werner und Leonie Simonson bei ihrer Hochzeit | 270 |
| Erste Seite des Passes von Werner Simonson | 274 |
| Englische Zeitungsausschnitte zur Ordination von Werner Simonson | 280 |
| Henry Gerecke in der Uniform eines Kaplans der US-Armee | 286 |
| Göring auf dem Höhepunkt seiner Macht und seines Stolzes | 293 |
| Ausschnitte einer Szene bei den Nürnberger Prozessen | 294 |
| Weiterer Ausschnitt aus den Prozessen | 297 |
| Brief Henry Gereckes an seine Frau | 301 |
| Hochrangige Nazis in Nürnberg vor Gericht | 303 |
| Göring kurz vor seinem Selbstmord | 305 |
| Henry Gerecke | 307 |

Vorwort

Sobald Sie dieses Buch zu lesen begonnen haben, werden Sie es nicht mehr aus der Hand legen wollen. Es ist eine Sammlung bemerkenswerter Geschichten, niedergeschrieben von einem meisterhaften Erzähler. Mein Freund Don Stephens aus Liverpool ist ein bescheidener Mensch, der mit interessanten Leuten aus aller Welt korrespondiert. Darüber hinaus ist er ein akribischer Historiker und ein kompetenter Theologe. Am besten jedoch kenne ich ihn als einen Mann, der Scharen von Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen in seinen Bann schlagen kann, wenn er ihnen von Leuten und Ereignissen erzählt, von denen sie noch nie gehört haben. Bisher sind seine Arbeiten nur in Zeitschriften erschienen. Wie gut, dass eine Reihe seiner unveröffentlichten Geschichten nun in einem Buch zusammengefasst vorliegen!

Was soll ich über die dreizehn Kurzbiografien sagen, die Sie vor sich haben? Sie sind alle wahr, nicht nur in groben Zügen, sondern auch in den Einzelheiten. Sie handeln von Leuten und Ereignissen, die mit den beiden Weltkriegen zu tun haben. Jede ist auf ihre eigene Art sowohl aufregend als auch bewegend. Sie erzählen uns von Männern und Frauen verschiedenster Herkunft – Briten, Amerikanern, Holländern, Deutschen und Japanern. Was verbindet diese Menschen miteinander? Während der

turbulenten Ereignisse jener bedeutsamen Jahre war Gott in ihrem Leben am Werk. Er brachte diese dreizehn Menschen dazu, dem Herrn Jesus Christus zu vertrauen, ihn kennenzulernen, ihn zu lieben und ihm zu dienen und sich deshalb ganz dem Dienst für andere zu widmen.

Ein Buch wie dieses kann Sie nicht unberührt lassen. Wenn Sie bereits Christ sind, wird es Ihren Glauben an die Souveränität Gottes und an die verwandelnde Kraft seines Evangeliums stärken. Und es wird Sie herausfordern im Blick auf die Tiefe und Beständigkeit Ihrer Hingabe an Gott. Wenn Sie noch kein Christ sind, wird dieses Buch Sie daran erinnern, dass es Gott selbst ist, der die Initiative zu jeder inneren Umkehr ergreift, dass er niemals jemanden abweist, der nach ihm verlangt, und dass er uns in unserem Leben noch so gerne auf jede erdenkliche Art hilft und durchträgt. Wer Sie auch sind, auf jeden Fall werden Sie mit mir übereinstimmen, dass Don Stephens ein weiteres Buch seiner Geschichten herausbringen sollte, sobald er irgend kann.

Stuart Olyott

Pastoraler Leiter des Evangelical Movement of Wales

Zum Geleit

Es war meine Mutter, die sagte: «Er ging als ein Mann fort und kam als ein anderer zurück.» Meine jungen Ohren horchten auf. Die Worte waren an die Frau gerichtet, mit der sie sich unterhielt. Aber es fiel mir nicht schwer, zwei und zwei zusammenzuzählen. Der Mann, der «als ein anderer zurückkam», war mein Vater.

Ich hatte ihn vor dem Zweiten Weltkrieg nicht gekannt, erst danach. Allem Anschein nach war er ein engagierter Christ, der über das gewaltige Gemetzel des Ersten Weltkrieges so schockiert gewesen war, dass er praktisch zum Pazifisten geworden war. Dann, im Mai 1941, warf bei einem Luftangriff auf Liverpool eines von Hitlers Flugzeugen eine Bombe ab, die ein Haus dem Erdboden gleichmachte und eine Familie tötete, die er kannte. Binnen einer Woche meldete er sich freiwillig zur britischen Armee, weil er dies für seine Christenpflicht hielt.

Jene Entscheidung hatte weitreichende Konsequenzen. Er wurde in Nordafrika im Kampf gegen die Deutschen und die Italiener schwer verwundet. Es folgten Einsätze in Süditalien. Dann wurde er zurück nach England verschifft, um für den D-Day ausgebildet zu werden. Vom «Gold Beach» in der Normandie aus kämpfte er sich durch Frankreich,

Belgien, Holland und Deutschland bis zum endgültigen Sieg über die Nazis.

Als ich ihn später fragte, ob er es je bereut habe, sich freiwillig gemeldet zu haben, obwohl er das Wehrpflichtalter bereits hinter sich gehabt hatte, sagte er: «Nein, ich würde das alles noch einmal auf mich nehmen; wir mussten kämpfen, um Hitler aufzuhalten.»

Ich fing an, über den Krieg zu lesen. Da Flugzeuge mich faszinierten, trat ich dem Royal Observer Corps bei und wurde eines der ersten Mitglieder von Air Britain (der International Society of Aviation Historians). Die ersten Texte von mir, die gedruckt wurden, erschienen in deren Veröffentlichungen. Gemeinsam mit einigen Freunden gründete ich den Verein, aus dem später die Merseyside Aviation Society wurde. Dass mein LJuniversitätsstudium Geschichte beinhaltete, war unvermeidlich.

Während ich in den 1970er Jahren an einer Gesamtschule in Halewood, Merseyside, arbeitete, brachte ich meine christliche Lebenshaltung mit dem Interesse an den Kriegen in Verbindung und schaute mich nach Leuten um, deren wahre Geschichten in gekürzter Form im Religionsunterricht und in Gottesdiensten verwendbar wären. Damals wie heute hatte ich den Eindruck, dass Gottes Vorsehung mich zu jenen Leuten und zu jenen Geschichten hinlenkte, die ich in dieser und anderen Schulen, an denen ich arbeitete, erzählen würde. Für mich kam die Bibel an erster Stelle; diese Geschichten illustrierten ihre Themen und Lehren auf eine Weise, die für Menschen unserer Zeit verständlich waren. In bearbeiteter Form sind viele davon auch sehr erfolgreich bei verschiedenen gemeindlichen Projekten verwendet worden. Manche Teile haben als Predigtillustrationen gedient. Oftmals wurde berichtet, dass der Heilige Geist diese Schilderungen gebrauchte, um Lesern, die bislang kein Interesse an geistlichen Dingen hatten, einen Sinn im Leben und die Freude der Vergebung näherzubringen.

Der Erste (1914-1918) und der Zweite Weltkrieg (1939-1945) und ihre Folgen beherrschen unvermeidlicherweise die Geschichte des 20.

Jahrhunderts. Man könnte annehmen, dass Leute, die erst später geboren wurden, sich für diese schrecklichen Ereignisse nicht interessieren. Aber was stellen wir fest? Die Abteilungen zu diesen Kriegen in den Büchereien werden eifrig genutzt. Die Fernsehzeitschriften sind voller Programmhinweise auf Sendungen, die oft obskuren Aspekten jener turbulenten Zeiten nachgehen und sie oft zu grossen Serien ausarbeiten. Aus den Verlagen kommt ein stetiger Strom von Büchern zu Themen des Ersten und Zweiten Weltkrieges, und die meisten werden schon nach kurzer Zeit neu aufgelegt. Auch in den Künsten, besonders in Dichtung und Musik, kommen bestimmte Züge jener Zeiten zum Ausdruck.

Ein Thema jedoch wird meist übersehen. Nämlich die Aktivitäten von Christen in jenen düsteren Jahren. Die vorliegenden Kapitel stellen einen Teil meiner Recherchen dar. Die Ergebnisse sind ernüchternd, bewegend und herausfordernd. Da dieses Buch wirklich «anders» ist, hoffe ich, dass diese Biografien nicht als «Ach, schon wieder ein Buch über den Krieg!» achtlos zur Seite gelegt werden.

Freilich interessiert sich nicht jeder für die Geschichte dieser gewaltigen Auseinandersetzungen. Doch eine sehr grosse Zahl von Männern und Frauen sind fasziniert von fast allen ihrer vielfältigen Aspekte, obwohl die meisten nichts davon persönlich erlebt haben.

Meine eigenen Motive sind kein Geheimnis. Meine beiden Eltern wurden in den Jahren zwischen den Kriegen in einer presbyterianischen Gemeinde im Liverpools Stadtteil Everton Christen. Sie lebten mit der Bibel. Darum ist es nicht überraschend, dass ich, als ich mit achtzehn Jahren zum persönlichen Glauben an Christus kam, nach gründlichem Nachdenken und Studium zu einem reformierten Christen derselben theologischen Tradition wurde. Später arbeitete ich mit christlichen Freunden zusammen und lernte sie schätzen, auch wenn sie sich in manchen Auslegungsfragen und im Frömmigkeitsstil von mir unterschieden. Doch sie widersprachen nicht den christlichen Grundüberzeugungen, die all jenen gemeinsam sind,

die ihren Glauben auf die Bibel gründen. Das Wesentliche, was ich entdeckte, war keine Theologie, sondern eine lebensverändernde Beziehung zu Gott. Und dies ist es, was Sie in den Lebensgeschichten finden werden, von denen dieses Buch handelt.

In einer Welt, in der Angst, Krieg und Terrorismus immer noch menschliche Tragödien anrichten, zeigen diese Geschichten, wie die Gnade Gottes immer triumphieren wird, gerade auch da, wo das Böse zu herrschen scheint. Meine Hoffnung ist, dass Gott diese Biografien gebrauchen wird, um zu Menschen des 21. Jahrhunderts zu sprechen.

Im Kern ist mein Motiv dasselbe wie das des biblischen Autors, der schrieb: «Diese aber sind geschrieben, damit ihr... Leben habt»

(Johannes 20,31; Elberfelder).

Don Stephens

Danksagungen



Beim Schreiben dieses Buches habe ich so manche Dankesschuld angesammelt, und ich nutze gern diese Gelegenheit, um denen zu danken, die mich bei seiner Fertigstellung unterstützt haben.

Statt alle Namen meiner Freunde und Kollegen auf diesen Seiten in einer langen Liste aufzuführen, verweise ich die Leser auf geeignetere Stellen.

Die Namen vieler meiner Freunde und Helfer finden sich in den Kästen mit der Überschrift «Mehr über ...» am Ende jeder Geschichte. Manche werden auch in den Texten selbst erwähnt. Andere erscheinen in den Verweisen auf Bücher und Zeitschriften in den Anmerkungen. Ich danke ihnen allen für ihre Unterstützung, die erteilten Genehmigungen, Beiträge und anderen Formen der Hilfestellung. Hilfe wurde mir aus vielen Quellen und auf unterschiedliche Weise zuteil. In den meisten Fällen habe ich mich nicht nur auf diese öffentliche Weise, sondern auch privat bedankt.

Darüber hinaus empfinde ich grossen Dank jenen Freunden gegenüber, die mir im Frühstadium der Niederschrift jeder Geschichte ihre Einschätzung und ihre Gedanken mitgeteilt haben. Diese sind in alphabetischer Reihenfolge: Hilary Creed, Arthur Howe, George Jones, John Ransom und Jean Vann.

Sehr dankbar bin ich auch denen, die mir mit Bildern ausgeholfen haben. Ihre Namen sind in einem Abschnitt nach den Anmerkungen unter dem Titel «Bildnachweise» aufgeführt.

Organisationen und Verlage werden fast ausschliesslich in den Anmerkungen genannt, wenn auch auf einige zusätzlich in den Kästen mit weiteren Informationen am Ende jedes Kapitels Bezug genommen wird. Ich habe festgestellt, dass viele ihrer Mitarbeiter eine über ihre Pflicht hinausgehende Hilfsbereitschaft zeigten, und hoffe, dass sie diese Dankagung sehen.

Aufrichtig bedanken möchte ich mich bei Stuart Olyott für sein Vorwort.

Danke auch an Brian Williams, der mir meinen Computer reparierte, als das nötig wurde; an Malcolm Evans, der häufig dessen «Einstellungen justierte»; und an K. Paul Austin, der im Internet nach obskuren Details forschte.

Ich danke den Mitarbeitern des Verlags Evangelical Press, besonders der Cheflektorin Anne Williamson und dem Verlagsleiter Anthony Gosling, für ihre guten Ratschläge, ihren Sachverstand und ihre Rückenstärkung.

Es ist möglich, dass ich jemanden übergangen habe, der hier Anerkennung verdient hätte. Ich hoffe, man wird mir das grosszügig verzeihen.

Don Stephens

1.

Louis Zamperini

Not, Qual und Vergebung

der 1,73 Meter gross war, war zum Skelett abgemagert und wog nur noch etwas über dreissig Kilogramm. Noch sechs Wochen zuvor hatte er 75 Kilogramm gewogen und hätte eine Meile in etwas über vier Minuten laufen können. Am 13. Juli 1943 konnte er kaum noch vom Floss auf das japanische Patrouillenboot kriechen.



Louis Zamperini 1945

1.

Louis Zamperini

- Ein jugendlicher Straftäter in Kalifornien.
- Ein Läufer bei den Olympischen Spielen in Berlin 1936.
- Ein Bombenschütze der Air Force, der für Tapferkeit im Kampf ausgezeichnet wurde.
- Einer, der 47 Tage lang auf einem Rettungsfloss im Meer trieb und überlebte.
- Ein misshandelter Kriegsgefangener der Japaner für zweieinhalb Jahre.
- Ein Trinker, der beinahe seine Ehe zugrunde richtete.
- Ein Christ.

All diese Aussagen beziehen sich auf das aussergewöhnliche Leben Louis Zamperinis.¹

Die Geschichte beginnt damit, dass Louis Zamperinis Vater Anthony Italien verliess, um in Amerika ein neues Leben zu beginnen. Louise, seine Mutter, war zwar in Amerika geboren, aber halb Italienerin und halb Österreicherin. Sie waren ein ehrliches, fleissiges Paar, das nach der Devise lebte: Was man nicht bar bezahlen kann, darauf wird verzichtet.

Louis wurde 1917 in New York geboren. Er hatte einen zwei Jahre älteren Bruder namens Pete und zwei jüngere Schwestern, Virginia und Sylvia.

Als Louis zwei war und Pete vier, erkrankten beide an beidseitiger Lungenentzündung. Nach ihrer Genesung empfahl der Arzt einen Umzug in wärmere Gefilde. Ein Vorschlag war Kalifornien. Auf den Rat des Arztes hin zog die Familie nach Westen. So wurde 1920 Torrance zu ihrer Heimat. Es war damals eine kleine Industriestadt in den Randbezirken von Los Angeles.

Im Alltag wurde im stets von Gelächter erfüllten Hause Zamperini Italienisch gesprochen. Als Louis in die Schule kam, hatte es mit dem Lachen ein Ende. Die anderen Jungen und Mädchen hackten wegen seines schlechten Englisch und seines italienischen Akzents auf ihm herum. Jöhrend scharten sich die Kinder zu Gruppen zusammen, um ihn grausam zu reizen, bis er auf Italienisch zu fluchen begann. Louis' Wut und Kummer entluden sich in schlechtem Betragen. Mit sieben war er schon «der ungezogene Bengel vom Ende der Strasse». Er fühlte sich ständig angegriffen, rauchte, prügelte sich herum und fluchte ungehemmt.

Obwohl er zu Hause viel Rückhalt hatte, wurde seine Rebellion immer schlimmer. Mit zwölf Jahren trieb er sich mit einer Bande anderer Aussenseiter herum. Diebstahl wurde zu einem Sport für sie – sie klauten alles von Schokolade bis zu Autoteilen. Einer seiner Lieblingstricks war es, Bier und Whisky von Schwarzbrennern zu klauen, in dem Wissen, dass sie es nicht wagen würden, ihn anzuzeigen. Es war die Zeit der «Prohibition», in der der Besitz von Alkohol in Amerika verboten war. Wer immer Louis in die Quere kam, war in Gefahr. Ein oder zwei Mal geriet er in wilde Schlägereien, bei denen er alle Kontrolle über sich verlor und auf äusserst blutrünstige und gefährliche Art auf seine Gegner einschlug.

Mit jedem Tag wurde er empfindlicher und trotziger. Seine besorgten Eltern brachten ihn auf die Palme, wenn sie ihn fragten: «Warum kannst du kein braver Junge sein wie dein Bruder?» Alles, was er darauf antworten konnte, war, dass sie auf ihm herumhackten und Pete lieber hatten

als ihn. Seine Mutter zählte ihm seine Fehler auf und brach dann in Tränen aus.

Louis hasste die Polizei ebenso wie die Schule. Einmal führte ihn der Polizeichef von Torrance durch den Zellentrakt, damit er die eingesperrten Männer dort sehen konnte, und sagte ihm: «Wir warnen dich; hier wirst du auch einmal landen, wenn du dich nicht änderst.»

Ein andermal riss er in den Sommerferien mit einem Freund für einige Zeit aus. Sie sprangen auf einen Güterzug und versteckten sich in einem Waggon. Mit ihnen waren betrunkene Landstreicher in diesem Zug nach San Diego unterwegs. Auf dem Rückweg fiel einer von ihnen aus dem Waggon auf die Schienen, als der Zug um eine Kurve holperte. Der Landstreicher wurde in Stücke zerschnitten. Auf Louis hatte der grausige Anblick keine Wirkung.

Pete hatte die Nase voll davon, dass wegen seines kleinen Bruders die Polizei zu ihnen nach Hause kam. Ohne dass Louis davon wusste, besprachen seine Mutter und Pete das Problem mit dem Schulleiter. Die Schule hatte sich bereits eine Bestrafungsstrategie einfallen lassen, um den schwierigen Teenager unter Kontrolle zu bekommen.

Der Schulleiter hörte auf Petes Plan. Wenn Louis die Chance gegeben würde, noch einmal mit einem sauberen «Strafregister» anzufangen, würde Pete versuchen, bei seinem Bruder das Interesse an Sport zu wecken, besonders am Laufen. Dies führte dazu, dass Louis mit fünfzehn Jahren, im Februar 1932, ins neue Schuljahr starten konnte, ohne jedoch eine Altlast noch ausstehender Bestrafungen mit sich schleppen zu müssen.

Nach und nach heimste Louis Zamperini Anerkennung für seine sportlichen Leistungen ein. Bei einer Gelegenheit hörte er Anfeuerungsrufe von Schülern seiner Schule: «Los, Louie!» Das verblüffte ihn, weil er überzeugt davon war, dass niemand ihn kannte oder sich um ihn scherte. Durch die Anerkennung, die er auf der Aschenbahn gewann, begann sich seine Einstellung allmählich zu wandeln. Die Richtung seines

gesamten Lebens änderte sich. Er fing an, das ganze Jahr über täglich zu trainieren, bei jedem Wetter, und gab für das Training das Rauchen auf. Ausserdem klemmte er sich hinter seine Bücher. Obwohl auch Pete ein guter Läufer war, räumte er schon bald ein, dass Louis besser war. Er gab den Schrittmacher für Louis und ermutigte ihn.

Während der nächsten drei Jahre verlor Louis kein einziges Rennen. Die lokalen Sportjournalisten nannten ihn den «eiserne Mann» und die «Lederlunge».

Mit neunzehn Jahren wurde Louis als einer der 334 amerikanischen Sportler ausgewählt, die 1936 zu den Olympischen Spielen nach Berlin fahren durften. Geschäftsleute aus der Stadt spendeten ihm seinen Koffer, auf dessen Deckel «Torrance Tornado» eingepreßt war. Der jugendliche Straftäter hatte in kurzer Zeit einen weiten Weg zurückgelegt.

Die Berliner Olympischen Spiele von 1936 verschafften Louis Zamperini eine Vielzahl neuer Erlebnisse. Als der jüngste Mann in seinem Wettkampf, dem Rennen über fünftausend Meter, war es eine grossartige Leistung für ihn, als erster Amerikaner durchs Ziel zu gehen, wenn auch nur an achter Stelle insgesamt. Nach dem Rennen war er enttäuscht, aber er erinnerte sich an ein Gespräch mit Pete: «Du musst Geduld haben. Du wirst erst bei den Spielen 1940 in deiner Höchstform sein.» So



Louis Zamperini beim Training im olympischen Dorf, Berlin 1936.

tröstete sich Louis mit dem Gedanken an die Zukunft. Pete hatte recht. 1940 würde er 23 Jahre alt sein. Und sein Trainer stimmte Pete zu. Mit mehr Übung, Kraft und Erfahrung würde Louis das Zeug haben, eine Medaille zu gewinnen.

Bei den Spielen von 1936 teilte er ein Zimmer mit Jesse Owens, einem schwarzen Sprinter, der vier Goldmedaillen errang. Hitler zeigte seinen Rassismus, indem er sich demonstrativ weigerte, Owens die Hand zu schütteln, doch Zamperini wollte er sehen. Louis hatte die letzte Runde in der aussergewöhnlichen Zeit von 65 Sekunden zurückgelegt. Hitler gratulierte ihm zu seinem Rekordlauf. Als man ihn später nach seinen Eindrücken von Hitler fragte, antwortete Zamperini: «Selbst wenn Hitler mir seine Armbanduhr geschenkt hätte, hätte mir das nicht viel bedeutet. Er war einfach nur ein Diktator für mich. Damals hatte ich keine Ahnung von Politik und interessierte mich für andere Dinge als dafür, wie die Welt funktionierte – oder nicht funktionierte.»

Später verbrachten er und ein Freund einen Sommerabend in der Innenstadt von Berlin. Sie waren auf der Jagd nach Souvenirs. «Ich wollte vor allem unbedingt eine Nazifahne haben», erinnerte sich Louis. Als er ein Nazibanner an einem Mast an der Ummauerung der Reichskanzlei entdeckte, kletterte er hinauf und schnappte es sich. Rufe ertönten, und ein Schuss fiel. Die Wachen holten General Werner von Fritsch herbei, der sich Zamperini und seinen Freund zur Brust nahm. «Warum haben Sie das Hakenkreuz herabgerissen?», wollte der General wissen. Als Zamperini erwiderte: «Zur Erinnerung daran, was für eine herrliche Zeit ich in Deutschland hatte», wurde ihm die Fahne geschenkt!

Daheim wurde er überschwänglich begrüsst. Beim offiziellen Empfang bemerkte der Polizeichef: «Nachdem ich Louie kreuz und quer durch alle Gassen in Torrance gejagt hatte, musste er ja für *irgendetwas* in Form sein.» Die Bemerkung prägte sich Zamperini tief ein, weil sie

ihn daran erinnerte, wie dicht davor er gewesen war, auf Dauer zu einem Gesetzesbrecher zu werden.

Im Herbst 1936 wurde er in die Universität von Kalifornien aufgenommen. 1938 lief er eine Meile in vier Minuten und acht Sekunden und brach damit den nationalen College-Rekord. Zwei Jahre später ging er bei einem Hallenrennen im New Yorker Madison Square Garden nach vier Minuten und sieben Sekunden durchs Ziel. Er begann davon zu träumen, der erste Mann zu sein, der eine Meile in vier Minuten laufen würde. Das war sogar mehr als nur ein Traum. Sportjournalisten hielten es für eine echte Möglichkeit. Aber es sollte nicht sein.

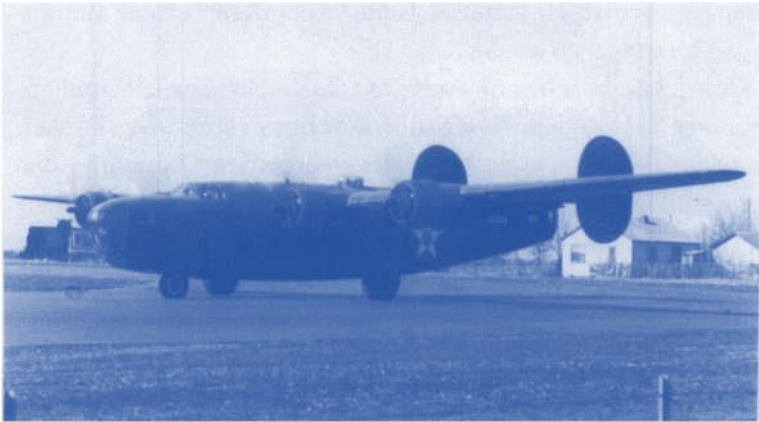
Die Militärjunta, die in den 1930er Jahren in Japan herrschte, war illegal in die Mandschurei und in China einmarschiert. Infolgedessen wurden die Olympischen Spiele 1940 in Tokio abgesagt. Zamperinis Träume vom Sportler Ruhm brachen in sich zusammen.

Am 29. September 1941 begann eine neue Phase in Louis Zamperinis Leben, als er sich den US Army Air Forces anschloss. Er wollte Offizier werden und gab sein Bestes in der Offiziersausbildung. Im August 1942 machte er als Second Lieutenant seinen Abschluss. Inzwischen war Pearl Harbor angegriffen worden, und die Vereinigten Staaten befanden sich im Krieg.

Am 25. Oktober 1942 kam sein Marschbefehl. Er wurde auf Hawaii stationiert, um beim 42. Geschwader der 11. Bombergruppe zu dienen. Zamperini war der Bombenschütze in der zehnköpfigen Besatzung. Auf die Nase des Bombers, mit dem er flog, hatte die Mannschaft «Superman» aufgemalt, mit einer Zeichnung der bekannten Comicfigur, die eine nach unten zeigende Bombe in den Händen hielt.

Was dann folgte, war alles andere als witzig.

Seinen ersten Angriff flog Zamperini am Heiligabend 1942. Sein Geschwader war das erste, das das von den Japanern besetzte Wake Island bombardieren sollte. Die «Superman» war eine von 26 «Liberator»-Bombern, die an dieser Mission beteiligt waren. Ihren Erfolg schrieb



Ein B-24-Liberator-Bomber; der Flugzeugtyp, mit dem Louis Zamperini mit dem 42. Geschwader Einsätze flog.

Zamperini damals dem Glück zu. Die Leute nannten ihn oft «Lucky Louie». Nach dem Angriff joggte er in der Nähe des Flugplatzes Kahuku am Strand entlang. Auf diese Weise hielt er sich in Form. In seinen Gedanken waren die nächsten Olympischen Spiele nach dem Krieg stets präsent. Würde sein Glück halten?

Bei ihren zahlreichen Aufklärungs- und Suchflügen überlebte die «Superman», während andere B-24-Bomber auf verschiedene Weise verloren gingen. Louis' legendäres «Glück» liess ihn nicht im Stich.

Mitte April 1943 wurden die 26 «Liberators» auf das zu den Ellice-Inseln (heute Tuvalu) gehörige Eiland Funafuti verlegt. Von dort aus wurden sie zur Bombardierung Naurus kommandiert. Auf dieser Insel befand sich ein riesiger Vorrat an Phosphat, das die Japaner für Dünger und Sprengstoff brauchten. Die «Superman» und ihre zehnköpfige Besatzung liessen ihre Bomben fallen. Von seiner Position in der Plexiglasnase aus konnte Zamperini zehn japanische Zero-Kampfflugzeuge aufsteigen se-

hen. Das war besorgniserregend, denn die Liberators waren nicht durch eigene Kampfflugzeuge gedeckt.

Drei der Zeros schwenkten ab, um die «Superman» anzugreifen. Granaten und Kugeln schlugen in den Bomber ein. Der Funker, Sergeant Brooks, wurde in die Brust getroffen. Zamperini gab ihm eine Morphiumspritze. Während er sich um Brooks kümmerte, spürte er, wie ihm Blut auf den Nacken tropfte. Wie er dann entdeckte, waren Sergeant Pilsbury im oberen Geschützturm die Zehen abgeschossen worden. Auch er brauchte Morphium. Dann begab sich Zamperini in die Mitte der Maschine. Vier Männer lagen dort. Die blutige Szene sah aus, als wäre hier eine Bombe explodiert. Zamperini und die beiden Piloten waren die einzigen Männer, die nicht ernsthaft verletzt waren. Nach diesem Angriff und den Schäden, die an dem Bomber entstanden waren, hatte die «Superman» grosses Glück, dass sie ihre Basis erreichte und sicher landen konnte.

Während die sieben Männer in höchster Eile zu Notoperationen ins Lazarett gebracht wurden, inspizierte Zamperini sein Flugzeug. Die Techniker zählten über siebenhundert Einschusslöcher und enorme Schäden. Brooks starb, doch die Übrigen verdankten ihr Leben «Zamp», wie sein Pilot ihn nannte. Für seine Tapferkeit im Kampf an jenem Tag wurde Zamperini mit dem «Eichenlaub» und der Air Medal ausgezeichnet.

Am 27. Mai 1943, während sich die «Superman» noch in Reparatur befand, wurde bekannt, dass ein B-25-Bomber ins Meer gestürzt war, zweihundert Meilen nördlich von Palmyra und achthundert Meilen südlich von ihrer Basis auf Hawaii. Zamperini gehörte dem zehnköpfigen Suchtrupp an, der losgeschickt wurde. Mit ihnen flog noch ein weiterer Offizier, der dienstlich in Palmyra zu tun hatte, da sie dort zum Betanken würden zwischenlanden müssen.

Anfangs war Louis Zamperini guter Dinge bei dem Gedanken daran, die B-25-Besatzung zu retten. «Wir hatten kürzlich eine B-25-Mannschaft gerettet, nachdem sie ins Meer gestürzt war ...

Ich hatte sie mit dem Zeiss-Fernglas entdeckt, das ich mir während der Olympischen Spiele 1936 in Berlin gekauft hatte.» Doch das gute Gefühl verflog, als man ihnen sagte, die einzige verfügbare «Liberator» sei ein altes Modell mit dem Spitznamen «Green Hornet». Sie steckte voller «Gremlins» – so nannten die Flieger unerklärliche mechanische Ausfälle. Normalerweise wurde sie nur für Flüge innerhalb von Hawaii eingesetzt, um Salat, frisches Gemüse, Fleisch und andere Vorräte zu transportieren.

Die «Green Hornet» erreichte das Gebiet, in dem das Flugzeug abgestürzt war. Plötzlich fiel ihr Motor Nr. 1 (links aussen) aus und liess sich nicht wieder starten. Dann gab Motor Nr. 2 (links innen) ebenfalls den Geist auf. Die «Green Hornet» flog dicht unter der Wolkendecke in nur 800 Fuss (240 Meter) Höhe über dem Pazifik. Nun wurde sie nur noch von den zwei Motoren am rechten Flügel vorangetrieben – und das reichte nicht aus. Die Maschine kippte ab und stürzte mit der Nase und dem linken Flügel voran ins Meer. Sie schlug noch ein halbes Rad, dann gab es eine mächtige Explosion. Die glücklose «Green Hornet» ging in einem Flammenball auf.

Dass er ein Läufer war, rette Zamperini vermutlich das Leben. Er konnte länger als die meisten anderen Leute die Luft anhalten. Diese Fähigkeit hatte er unzählige Male eingeübt. Beim Absturz befand sich Zamperini im Mittelteil des Flugzeugs auf der rechten Seite. Das Besatzungsmitglied zu seiner Linken war sofort tot. Louis füllte sich ein letztes Mal die Lungen mit Luft und versuchte sich ins Freie zu kämpfen. Doch er wurde in die Tiefe gezogen, und schlimmer noch, er verfang sich in den nun nutzlosen Steuerungskabeln der «Liberator». Durch ein Fenster in seiner Nähe sah er zwei verstümmelte Leichen vorbeischweben. Dann verlor er das Bewusstsein. Aus einem Grund, den er nie ganz verstanden hat, kam er an der Wasseroberfläche wieder zu sich. Etwa drei Minuten waren vergangen, seit die «Green Hornet» ins Wasser gestürzt war.

Stille folgte auf den Tumult. Ein Hilferuf ertönte. Durch eine Lücke in den Rauchschwaden sah er einen Treibstoffbehälter im Wasser treiben,

an den sich sein Pilot, Lieutenant Russell Phillips (Spitzname Phil), und der Heckschütze Sergeant Francis McNamara klammerten. Die Stirn des Piloten war blutüberströmt. Das war schlimm. Es bedeutete, dass sich bald die Haie einfinden würden. Zamperini entdeckte zwei leuchtend gelbe Rettungsflöße, die freigesetzt worden waren und sich automatisch aufgeblasen hatten. Er schwamm zu ihnen. Nachdem er sich auf eines davon hinauf gezogen hatte, ruderte er zu den anderen beiden Männern. Sie kletterten zu ihm hinüber.

Als Erstes galt es nun, die Blutung an Phils Kopf zum Stillstand zu bringen. Zamperini drückte auf die Halsschlagader. Der Blutfluss aus der dreieckig klaffenden Kopfwunde verlangsamte sich. «Mac, zieh dein T-Shirt aus und drück es ihm gegen den Kopf», rief er.

Nach einer Weile sagte Phil leise: «Zamp, du bist jetzt der Kapitän.»

Die beiden Rettungsflöße wurden miteinander verzurr. Eines davon diente als «Krankenbett» für Phil. Inzwischen würde man sie in der Basis in Palmyra vermissen. Bestimmt würde man bald eine Maschine los-schicken, um nach ihnen zu suchen. Schockiert und überwältigt erkannten die drei Männer, dass sie unter den elf Insassen der «Green Hornet» als einzige überlebt hatten.

Zamperini beschloss, nachzuschauen, was sie an Lebensmitteln und Wasser hatten. Plötzlich fing McNamara an zu schreien: «Wir werden sterben. Wir werden alle sterben!» Die anderen beiden trauten ihren Ohren nicht.

«Wir werden nicht sterben!», fuhr ihn Zamperini an. «Wir haben jede Menge Leute gerettet, und jetzt werden sie auch nach uns suchen.» Es hörte sich nur zu vernünftig an.

Nach vier Stunden kam Phils Blutung zum Stillstand. Zamperini verkündete, sie hätten sechs Tafeln Schokolade und acht Dosen Wasser dabei, die jeweils ein halbes Pint (einen knappen Viertelliter) enthielten. Viel war das nicht. Aber irgendwie spielte das keine Rolle. Schliesslich

waren sie keine anderthalb Stunden Flugzeit von Palmyra entfernt. Sicherlich würde man sie bald herausfischen.

Phil, Mac und Zamperini waren keine frommen Kirchgänger. Doch jetzt erschien es ihnen angebracht, Gott zu danken. Schliesslich war der Rest der Mannschaft umgekommen. Zamperini ergriff die Initiative. Die anderen stimmten ein. Angesichts der Haie, die mit ihren Nasen gegen die Flösse stupsten, schien es ratsam, auf der Seite Gottes zu stehen, wer immer er sein mochte.

Nach einer Woche war ihnen klar, dass sie nach Westen trieben. Die Schokolade war verbraucht. Phil begann sich zu erholen. Mac war ein geistiges Wrack. Wenn sie überhaupt redeten, dann über den Tod.

Unaufhaltsam trieben sie auf feindliches Gebiet zu. Nachts wurde es extrem kalt; tagsüber war die Hitze unerträglich. Bald war Nahrung ihr einziger Gedanke. Sie überlebten, indem sie Albatrosse töteten und Fische fingen. Alles wurde roh gegessen. Sie fingen sogar ein paar kleine Babyhaie und schafften es, sich ihre Lebern einzuverleiben. Dieser rohe Frass war so widerwärtig, dass sie anfangen, von köstlicher heimischer Küche zu träumen. Gelegentliche Regenfälle verschafften ihnen gerade genug Wasser zum Überleben.

Am 27. Tag machten sie ein Flugzeug aus. Sie schossen Leuchtkugeln ab und schütteten Farbe ins Meer. Die Flugzeugbesatzung sah, wie die abgerissenen, ausgemergelten, bärtigen Männer mit ihren Hemden winkten. Doch es war eine japanische Maschine. Sie flog über sie hinweg und liess eine Maschinengewehrsalve auf die drei hilflosen Männer los. Erstaunlicherweise wurde keiner verletzt.

Am 33. Tag starb der junge, rothaarige Francis McNamara. Zamperini und Phillips sprachen das Vaterunser und liessen seinen Leichnam schweigend in den Ozean gleiten.

In seiner Verzweiflung betete Zamperini: «Unser Vater im Himmel, wir wissen nichts von deinen Wegen. Ohne unser Zutun hat es uns hier-

her verschlagen, und wir sind vollkommen hilflos. Hab Erbarmen mit uns. Antworte jetzt auf meine Gebete, und ich verspreche dir, wenn ich nach Hause komme ... werde ich dich suchen und dir für den Rest meines Lebens dienen.»

Nach 47 Tagen auf dem Floss waren sie zweitausend Meilen nach Westen getrieben, auf die Marshall-Inseln zu.

Dann wurden sie gerettet – von den Japanern.

Zamperini, der 1,73 Meter gross war, war zum Skelett abgemagert und wog nur noch etwas über dreissig Kilogramm. Noch sechs Wochen zuvor hatte er 75 Kilogramm gewogen und hätte eine Meile in etwas über vier Minuten laufen können. Am 13. Juli 1943 konnte er kaum noch vom Floss auf das japanische Patrouillenboot kriechen.

Wotje, Hwajalein, Ofuna, Omori und Naoestu sind Namen, die den meisten Leuten überhaupt nichts sagen. Für Zamperini waren sie die Namen von Inseln oder Orten in Japan, an denen er zweieinhalb Jahre in Gefangenschaft zubrachte. In allen Lagern gab es unentwegt Schläge. Zamperini und seine Mitgefangenen wurden schlechter behandelt als Tiere in Käfigen. Es wurde alles daran gesetzt, ihre Würde als Menschen zu zerstören. Die einzige Nahrung, die sie je bekamen, war Reis, selten ergänzt durch gestohlene Zutaten. Die Portionen waren winzig. Einmal wurde er als menschliches Versuchskaninchen verwendet. Das Virus des Denguefiebers wurde ihm injiziert. Zwei japanische Ärzte führten Aufzeichnungen über die schrecklichen Auswirkungen. «Damals wünschte ich, ich wäre tot», schrieb er später.

Zamperini lag richtig mit seiner Einschätzung, die Wachen seien «geistlose Bestien», so irrational, dass sie als Soldaten an der Front nicht zu gebrauchen seien. Der Schlimmste war für ihn ein Wachsoldat, dem die Gefangenen den Spitznamen «The Bird» gegeben hatten. «The Bird» hackte ohne jeden Grund auf Zamperini herum. Oftmals schlug er ihn mit seiner schweren Gürtelschnalle aus Stahl oder mit seinem Kendo-Stock – ähnlich einem Baseballschläger – einfach zu Boden. Zamperini

notierte: «Verglichen mit ‚The Bird‘ waren die anderen Wachen Gentlemen.» «The Bird» war verhasst und gefürchtet, weil er persönliche Befriedigung daraus zog, anderen unnötig Schmerz zuzufügen. Als Folge dieser Behandlung verloren manche der Männer ihren Verstand und starben in Hoffnungslosigkeit. Zamperini jedoch überlebte. Er war sich sicher, dass die Disziplin, die er sich als Sportler angeeignet hatte, ihm half, mit diesen furchtbaren Erlebnissen fertig zu werden.

Sein Wunsch, «The Bird» mit seinen eigenen Händen zu töten, sollte sich nicht erfüllen. Da der brutale Wachmann wusste, dass er am Ende des Krieges in die Gefangenschaft der Amerikaner geraten würde, floh er wenige Tage vor dem Waffenstillstand aufs japanische Festland und versteckte sich. Auf diese Weise entzog er sich sowohl der Rache als auch der Gerechtigkeit, obwohl er ein Kriegsverbrecher ersten Ranges war.

Der lang ersehnte Tag der Befreiung war gekommen. Zamperini hatte seit fast drei Jahren die meiste Zeit Hunger gelitten. Nun hatte er Aussicht auf Nahrung und Versorgung – so viel Nahrung, wie er wollte! Es muss sich für die befreiten Gefangenen angehört haben wie die pure Seligkeit.

Während des Zweiten Weltkrieges informierten die amerikanischen Streitkräfte sofort die Angehörigen, wenn Männer und Frauen vermisst wurden. Nach einem Jahr und einem Monat jedoch wurden die Vermissten dann offiziell für tot erklärt. Deswegen hatten Zamperinis Eltern im Juni 1944 von staatlichen Stellen die offizielle Benachrichtigung erhalten, er sei im Kampf gefallen. Die Mitteilung lautete:

*Im dankbaren Gedenken an
First Lieutenant Louis S. Zamperini, A.S. No. 0663341,
der am 28. Mai 1944 im Zentralpazifikgebiet
im Dienst für sein Land starb.
Er reiht sich ein in die ungebrochene Linie der Patrioten,*

*die tapfer starben,
damit die Freiheit leben und wachsen
und ihre Segnungen entfalten möge.
Die Freiheit lebt, und durch sie lebt er –
auf eine Weise, die hoch über das Tun der meisten Menschen hinausragt.*

Franklin D. Roosevelt,
Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika

Doch er war am Leben, obwohl er krank aussah und nur knapp fünfzig Kilogramm wog. Beinahe sofort nach seiner Befreiung aus dem Kriegsgefangenenlager wurde ihm offiziell mitgeteilt, er sei in den Rang eines Captains befördert worden. Auf eine Erholungszeit folgte eine überschwängliche Heimkehr. Es war, als wäre er von den Toten zurückgekehrt. Bei einem Bankett zu seinen Ehren verkündete er unüberlegt, er wolle sich für die Olympischen Spiele 1948 qualifizieren.

Die Heimkehrfeierlichkeiten in Torrance zogen sich über eine lange Zeit hin. Der Flugplatz von Torrance war zu seinen Ehren in «Zamperini Field» umbenannt worden. Er genoss es ungemein, als «Kriegsheld» tituliert zu werden, obwohl er später bescheiden sagte: «Meine einzige wirkliche Leistung war, am Leben zu bleiben.»

An eines dachte er überhaupt nicht mehr. Er vergass, Gott zu danken. Die Gebete, die er auf dem Floss und im Gefangenenlager gesprochen hatte, waren vergessen. Für Gott war kein Platz mehr in seinem Leben. Wie die meisten Menschen, die nicht in Schwierigkeiten sind, sah er nicht ein, was Gott mit seinem Leben zu tun hatte.

Anfang 1946 lernte er die schöne neunzehnjährige Cynthia kennen. Schon bald waren sie «wahnsinnig verliebt» ineinander. Sie behauptete, verglichen mit Louis seien alle anderen Männer, die sie kannte, wie kleine Jungen. Schon nach zehn Tagen machte er ihr einen Heiratsantrag.

Ihm standen noch zehntausend Dollar an Soldnachzahlungen zu, und so wurden sie trotz heftigen Widerstands von Cynthias wohlhabenden Eltern im Mai 1946 getraut.

Allerdings sagte er Cynthia nicht die ganze Wahrheit. Bei seiner Rückkehr aus dem Pazifik hatte er einen ganzen Berg innerer Konflikte und Spannungen mitgebracht. Ob er wachte oder schlief, immer schien «The Bird» hinter ihm her zu sein. Louis graute vor den Albträumen, die ihn Nacht für Nacht verfolgten. Seine Lösung bestand darin, lange aufzubleiben und übermässig zu trinken, in der Hoffnung, das würde helfen. Es half aber nicht.

Auch die Ehe heilte ihn nicht von seinen Albträumen. Er zog von einer Bar, von einer Party zur nächsten, manchmal ohne Cynthia, und trank bisweilen so viel, dass er einen Filmriss hatte. Seine Frau wusste, dass er Hilfe brauchte, aber immer, wenn sie ihm Vorschläge in dieser Richtung machte, reagierte er ausgesprochen gereizt darauf. Seine Soldnachzahlungen gingen nach und nach für zwielichtige Geschäftsideen drauf, die schnellen Reichtum verhießen, aber ausnahmslos scheiterten. Regelmässige Arbeit war etwas für andere Männer, nicht für ihn.

Eines Tages drückte er Cynthia eine Stoppuhr in die Hand. Zusammen gingen sie auf den Sportplatz. Der Traum, er könnte sich für die Olympischen Spiele 1948 in London qualifizieren, schwebte ihm immer noch vor Augen. Cynthia rief ihm seine Zeiten zu. Sie waren zu langsam. Er musste Cynthia gestehen, dass ein Wachmann einmal mit einem Knüppel auf seine Beine eingeschlagen hatte. Wenigstens hatte er es versucht. Jetzt wussten sie beide, dass er nie wieder in einem Wettkampf laufen würde.

Von nun an ging es mit seinem Leben bergab. Nicht einmal die Geburt seiner Tochter Cynthia, genannt «Cissy», im Januar 1949, veränderte ihn. Immer wieder kam er betrunken nach Hause und fand seine Frau in Tränen aufgelöst vor. Sie stritten. Sie versöhnten sich. Sie stritten wieder und versöhnten sich wieder. Als er eines Abends zur Tür herein schwank-

te, sagte sie: «Wenn das so weitergeht, muss ich dich vielleicht verlassen.» Die Scheidung war nahe. Sie wussten es beide.

Es war September 1949. In der Wohnung nebenan zog ein netter junger Mann ein. Eines hatte Zamperini, der nicht praktizierende Katholik, gegen den neuen Nachbarn: Er war religiös. Ausserdem war er wie Cynthia ein Protestant. Gelegentlich äusserte Cynthia den Wunsch, auf eine Party zu verzichten und dafür in die Kirche zu gehen. Zamperini wollte nichts davon wissen.

Der junge Mann lud Cynthia ein, sich einen Prediger anzuhören, der in der Innenstadt von Los Angeles ein grosses Zelt aufgebaut hatte. «Ich würde wirklich gerne hingehen», sagte sie zu ihrem Mann. «Ich bin neugierig.» Als dieser hörte, dass die Veranstaltung in einem Zelt stattfand, war er fest entschlossen, nicht hinzugehen, auch nicht aus Neugier. Er erinnerte sich noch an die «Holy Rollers», die er als Junge gesehen hatte. Mit seinen Kumpels hatte er die Zeltbahnen angehoben und hineingespäht, um die Eskapaden dieser religiösen Fanatiker zu beobachten. Sie machten sich zum Affen – wälzten sich im Staub und schrien in Raserei. Manche legten sich auf den Rücken und hoben ihre Hände und Füsse nach oben «zum Herrn». Als er dem katholischen Geistlichen davon erzählte, warnte ihn dieser, sich von solchen Leuten fernzuhalten. «Die sind von Dämonen besessen», behauptete der Priester. Vielleicht stimmte das ja.

So ging Cynthia allein in das grosse Zelt. An jenem Abend ging Zamperini auf eine Party, überzeugt davon, dass die Scheidung unvermeidlich wäre, egal, was er tat. Als er zurückkam, empfing sie ihn zu seiner Überraschung mit einem Lächeln.

«Was ist los?», fragte er, da er spürte, dass etwas passiert war.

«Ich habe mir Pastor Billy Graham angehört», erwiderte sie. «Und?», hakte er nach und machte sich auf einen Streit gefasst. Sie antwortete: «Ich habe Christus als meinen Retter angenommen.» Zuerst sagte er

nichts darauf, doch dann fand er, sie sei zu klug, um auf einen solchen Unsinn hereinzufallen. Sie lächelte wieder. Ratlos ging Louis zu Bett.

Am nächsten Morgen war sie ebenso heiter wie am Abend zuvor. Doch Zamperini wollte nicht nachgeben. «Ich verstehe es nicht, und es gefällt mir nicht», war alles, was er sagen konnte.

Scharfsinnig erwiderte sie: «Du verstehst es nicht, weil du dich selbst nicht verstehst.»

Kurz darauf kam der junge Mann von nebenan zu ihnen herüber und fing ein Gespräch über Religion an. Während der Unterhaltung bemerkte Zamperini: «Ich verstehe die Bibel nicht.»

Darauf erwiderte der Nachbar: «Sie müssen Gottes Geist in Ihrem Herzen empfangen, bevor Sie die Bibel wirklich verstehen können.» Mit dieser Bemerkung konnte Zamperini überhaupt nichts anfangen.

Später fragte Cynthia Louis noch einmal, ob er mit ihr zu der Zeltversammlung gehen wolle. Widerstrebend gab er nach. Ein einziges Mal würde er mitgehen.

Ein Schild am Zelteingang verkündete, es gebe sechstausend freie Plätze. Zamperini schaute sich das Bild des jungen Billy Graham an. Wenigstens sah er nicht so aus wie ein «Holy Roller». Kaum hatte die Veranstaltung begonnen, da wusste Zamperini, dass er nicht davon beeinflusst werden würde. Bei seinen frühen Predigtversammlungen – und dies war seine erste Evangelisation – hörte sich Billy Graham an wie ein Maschinengewehr, das Salven von Bibelversen ausspie. Wenigstens schrie und brüllte er nicht. Nein, ein «Holy Roller» war er bestimmt nicht. Doch warum kam es dem widerstrebenden Zamperini so vor, als wäre diese Botschaft über die Sünde und das Böse direkt an ihn gerichtet?

Folgendes hörte der 32-jährige Zamperini: «Es gibt keinen gerechten Menschen auf der Erde, der das Rechte tut und niemals sündigt. Denn alle haben gesündigt und ermangeln der Herrlichkeit, die sie bei Gott haben sollten.» Das ärgerte Zamperini. Wollte dieser Prediger etwa sagen, durch gute Taten könne man nicht in den Himmel kommen? Na, da irrte

sich Graham aber. Zamperini dachte an manche der freundlichen und anständigen Dinge, die er getan hatte. Sollte der Mann doch schwafeln, was er wollte.

Als Nächstes hörte er: «Er hat uns gerettet, nicht wegen der gerechten Dinge, die wir getan haben, sondern aufgrund seiner Barmherzigkeit.» Es war fast so, als hörte er die Bibel auf seine Gedanken antworten.

Dann kam: «Denn Gott hat die Menschen so sehr geliebt, dass er seinen einzigen Sohn für sie hergab. Jeder, der an ihn glaubt, wird nicht zugrunde gehen, sondern das ewige Leben haben.» Als er das hörte, packte Louis Cynthia am Arm, zog sie von ihrem Stuhl hoch und floh buchstäblich aus dem Zelt.

In jener Nacht konnte er nicht schlafen. Ein Vers, der zitiert worden war, verfolgte ihn wie ein unwillkommener Eindringling: «Jeder Mensch muss einmal sterben und kommt danach vor Gottes Gericht» (Hebräer 9,27; Hoffnung für alle). Als er endlich Schlaf fand, fanden ihn die Alpträume. Da war Satan in der Hölle und schwang seinen breiten Gürtel mit der schweren Schnalle. Das Gesicht Satans war das des hämisch grinsenden «Bird».

Während der nächsten Tage versank Zamperini in Grübeleien. Cynthia drängte ihn, noch einmal in das Zelt zu gehen. Schliesslich erklärte er sich zu einem zweiten Besuch bereit. «Ich komme mit, unter einer Bedingung», sagte er ihr. «Wann immer ich dich darum bitte, gehst du mit mir hinaus.»

«Versprochen», gab seine Frau zurück.

Diesmal sprach Graham über die Sinnlosigkeit des materiellen Reichtums und die Tatsache, dass man sich das Heil dafür nicht kaufen kann – denn es ist ein kostenloses Geschenk Gottes. Dann folgten Bibelverse, die sagten: «Denn was gewinnt ein Mensch, wenn ihm die ganze Welt zufällt, er selbst aber dabei Schaden nimmt? Er kann sein Leben ja nicht wieder zurückkaufen!» (Markus 8,36-37; Hfa). Zamperini dachte daran, wie er seine kostbaren Soldnachzahlungen für windige Geschäfte ver-

schleudert hatte, die schnellen Reichtum verhiessen. Unruhig rutschte er auf seinem Stuhl hin und her, als Graham zitierte: «Denn nur durch seine unverdiente Güte seid ihr vom Tod errettet worden. Ihr habt sie erfahren, weil ihr an Jesus Christus glaubt. Dies alles ist ein Geschenk Gottes und nicht euer eigenes Werk. Durch eigene Leistungen kann man bei Gott nichts erreichen. Deshalb kann sich niemand etwas auf seine guten Taten einbilden» (Epheser 2,8-9; Hfa). Das machte Zamperini wütend.

Graham fuhr fort: «Gott gebietet dir, deine Sünden zu bereuen und dann dein Leben ganz und gar Christus zu unterstellen und ihm nachzufolgen.» Zamperini dachte: «Unterstellen? Ich doch nicht. Das Einzige, dem ich mich unterstellen will, ist der überwältigende Wunsch, aus dem Zelt zu entkommen. Ich brauche einen Drink.»

Als er gerade aufstehen wollte, las Graham zwei weitere Bibelverse vor, die ihn trafen wie ein Blitz: «Gott aber hat ganz eindeutig bezeugt, dass er uns das ewige Leben schenkt, und zwar nur durch seinen Sohn. Wer also dem Sohn vertraut, der hat das Leben; wer aber dem Sohn nicht vertraut, der hat auch das Leben nicht» (1. Johannes 5,11-12; Hfa). Dass Jesus der Sohn Gottes war, hatte Zamperini nie bestritten, doch er wusste, dass er den Sohn Gottes nicht *in* seinem Leben hatte – nicht in dem geistlichen Sinne, den der Prediger meinte.

Zamperini fühlte sich, als lastete ein schweres Gewicht auf seiner Brust. Seine Kehle schnürte sich zu. Er rang nach Luft. Dort im Zelt fiel er auf die Knie und demütigte sich zum ersten Mal in seinem Leben aufrichtig vor Gott. Zamperini tat Busse und bat den Herrn, ihm seine Sünde und sein gottloses Leben zu vergeben. Besonders bewusst wurde ihm, dass er die Versprechen nicht gehalten hatte, die er ihm während des Krieges gegeben hatte.

Die Bibel sagt: «Denn jeder, der den Namen des Herrn anruft, der wird von ihm gerettet» (Römer 10,13; Hfa). Zamperini nahm Gott beim Wort, flehte ihn um Gnade an und setzte sein Vertrauen auf Christus. Dann wartete er. Getreu seiner Verheissung kam der Herr in sein Herz und in

sein Leben. Später erinnerte sich Zamperini daran, was für ein bemerkenswerter Moment das war. Er sagte: «Es war das realistischste Erlebnis, das ich je hatte. Ich weiss nicht genau, was ich erwartete; vielleicht, dass mein Leben oder meine Sünden oder ein grosses weisses Licht vor meinen Augen aufblitzen würden; vielleicht, dass ich einen Schock spüren würde, als ob mich ein Blitzschlag getroffen hätte. Stattdessen spürte ich keine überwältigende Empfindung, sondern nur eine grenzenlose Ruhe, die mich einhüllte und mich wissen liess, dass ich zu Christus gekommen war und er zu mir.»

«Ich habe mit meinem bisherigen Leben abgeschlossen», sagte er zu Cynthia. Sie lächelte und wusste, dass ein Wunder geschehen war.

Am nächsten Morgen wachte er auf und merkte, dass er ausnahmsweise keinen Albtraum von «The Bird» gehabt hatte. Von diesem Tag an war er die Albträume für immer los. Es war, als hätte ihm ein Chirurg den hassenden Teil seines Gehirns herausgeschnitten. An jenem Morgen ging Zamperini zu Fuss eine halbe Meile weit bis zum Barnsdale Park. In seiner Tasche steckte das Neue Testament, das allen Soldaten auf Befehl von Präsident Roosevelt ausgehändigt worden war. Er hatte schon früher versucht, darin zu lesen, aber nie etwas verstanden.

Im Park setzte er sich unter einen Baum. Er liess das Kinn auf die Brust sinken und betete. Sein Bedürfnis war, absolut allein zu sein. Der geistliche Kampf war noch nicht vorbei. Gefühle der Ungewissheit plagten ihn. Verzweiflung war immer noch ein Problem. Er schlug das Johannes-Evangelium auf. Der Text begann mit den Worten: «Am Anfang war das Wort. Das Wort war bei Gott, und das Wort war Gott selbst...»

Zum ersten Mal ergab die Geschichte von Christus für ihn einen Sinn. Ohne auf die Passanten zu achten, las er weiter im Johannes-Evangelium. Er brauchte den ganzen Vormittag, bis er das neunzehnte Kapitel erreichte. Dort war von der Kreuzigung Jesu die Rede. Als er davon las,

kamen ihm die Tränen. Ihm kam in den Sinn, dass er seit Jahren wegen nichts mehr geweint hatte – nicht einmal, als man ihn folterte oder als er auf dem Rettungsfloss war. Bis zu diesem Moment war die Bibel für ihn ein Mysterium gewesen. Jetzt verstand er sie. Er wusste, dass er die Kraft und Gegenwart des Geistes Gottes erlebte.

Als sein innerer Kampf zu einem Schluss kam, erkannte er, dass Gott direkt in seinem Leben zu seinem Besten wirkte. Im Blick darauf schrieb Zamperini später: «Der Herr hatte dafür gesorgt, dass ich alle lebensbedrohlichen Situationen überstanden hatte und mit jeder meiner Geschäftsunternehmungen gescheitert war, denn das war es, was mich in dieses Zelt führte. Jetzt wusste ich, dass Gott mich auf diesen Moment vorbereitet hatte. Sonst hätte ich Christus niemals kennengelernt.»

Zamperini zog einen radikalen Strich unter seine alte Lebensweise. Es gab etliche Flaschen Alkohol in seinem Haus. Eine nach der anderen entleerte er ins Spülbecken. Als Nächstes warf er seine Zigaretten in den Mülleimer. Cynthia sah ihm voller Staunen dabei zu. Das war der Moment, in dem sie die Gewissheit bekam, dass er eine echte Bekehrung zu Christus erlebt hatte. «Jetzt werde ich mich doch nicht scheiden lassen», erklärte sie.

Die meisten seiner «Freunde» von den Partys und Trinkgelagen glaubten nicht, dass sein neu gefundener Glaube Bestand haben würde. Manche dachten, er wäre nur auf Publicity aus. Die Zeit bewies, dass sie sich alle irrten.

Louis und Cynthia Zamperini begannen gemeinsam ein neues Leben. Dazu gehörte auch das regelmässige gemeinsame Gebet als Familie, abends und morgens. Natürlich waren seine Probleme nach seiner radikalen geistlichen Erfahrung nicht einfach vollkommen verschwunden. Die Bibel verspricht nirgendwo ein Leben ohne Schwierigkeiten, aber sie verspricht, dass Gott bei dem Gläubigen sein wird, in welcher Situation auch immer. Die Phasen der Niedergeschlagenheit kamen nicht mehr so

häufig. Mit einem Besuch bei der Veteranen-Arbeitsvermittlung begann er sich nach ehrlicher Arbeit umzusehen. Von nun an legten sie ihr Leben bewusst in Gottes Hände. Wohin würde er sie führen?

Nachdem er am Ende des Krieges Japan verlassen hatte, war in der Zeitschrift «Time» ein Artikel über ihn erschienen, in dem er sagte: «Ich würde lieber sterben, als noch einmal in dieses Land zurückzukehren.» 1950 begannen ihn die Schatten der Vergangenheit zu belasten. Die härteste Prüfung für seinen Glauben, der Beweis, dass er wirklich echt war, würde darin bestehen, den Wachen gegenüberzutreten, die er verständlicherweise hasste, ihnen ins Gesicht zu sehen und zu versuchen, ihnen von Herzen zu vergeben.

Mit Synthias Segen reiste er nach Japan. Es war im Oktober 1950, als Zamperini auf dem trostlosen Flughafen von Tokio eintraf. Ob jetzt der Groll in ihm aufsteigen würde? Ob seine geistliche Erfahrung wohl wirklich echt war? Die meisten der Kriegsverbrecherprozesse waren vorbei. Es war allgemein bekannt, dass 850 derjenigen, die die schlimmsten Gräueltaten verübt hatten, im Sugamo-Gefängnis inhaftiert waren. Inzwischen war Zamperini daran gewöhnt, in der Öffentlichkeit zu reden. Sein Zeugnis zu geben und zu predigen war nun eine wichtige Berufung für ihn. Als er vor den Gefangenen stand, fragte er sich, ob wohl einige unter ihnen ihn wiedererkennen würden. Schliesslich war sein Gesicht älter und voller geworden. Nie hatte seine Botschaft, die von dem Missionar Fred Jarvis übersetzt wurde, so viel Überzeugungskraft gehabt wie an diesem Tag. Es wurde alles deutlich gesagt: dass er nicht als Vertreter der amerikanischen Behörden hier war und dass es keine mildernden Auswirkungen auf ihre Strafe haben würde, wenn sie Interesse am Evangelium zeigten.

Als Zamperini mit seiner Ansprache fertig war, trat der Oberst, der das Sugamo-Gefängnis leitete, zu ihm aufs Podium und sagte: «Diejenigen unter Ihnen, die Louis' Wärter waren, können nach vorne kommen, wenn Sie möchten. Er würde gerne mit Ihnen sprechen.» Während er

wartete, kamen Männer langsam durch den Mittelgang, und Gesichter tauchten aus dem Nebel der Erinnerungen auf. Der Oberst führte sie alle in einen kleinen Raum. Instinktiv, ohne vorher darüber nachzudenken, umarmte Zamperini jeden von ihnen. Sie waren sichtlich erschrocken über seine ungeheuchelte Zuneigung. Diese japanischen Wachmänner wussten, was sie getan hatten. Nachdem er sie alle so begrüsst hatte, erklärte er ihnen noch einmal das Evangelium von der Vergebung. Einige glaubten. Einige sagten, sie verstünden nicht. Einige lehnten die Botschaft ab. Die meisten nahmen die Neuen Testamente an, die die Gideons zur Verfügung gestellt hatten.

Beim Verlassen des grauen Gefängnisgebäudes wandte sich Zamperini an seinen Begleiter und sagte: «Ich bin ein glücklicher Mann, Fred.» Innerlich war er voller Jubel. Er hatte das Gefühl, sowohl für die Gefangenen als auch für sich selbst genau das Richtige getan zu haben. Das Einzige, was er bedauerte, war, dass der 23. von den meistgesuchten Kriegsverbrechern, Matsuhiro Watanabe, genannt «The Bird», nicht dabei war. Für Zamperini war «The Bird» nun nur eine von vielen verlorenen Seelen. Er brachte ihm eher Mitleid als Hass entgegen.

Als Zamperini wieder in Los Angeles landete, gab es kein Empfangskomitee ausser seiner Frau und seinem Kind. Zu Hause dachte er über die jüngsten Ereignisse nach. Manche Teile seines Lebens lagen nun hinter ihm: die Straftaten, die er als Jugendlicher verübt hatte, seine Zeit als olympischer Starläufer, der Air-Force-Bombenschütze, die Zeit auf dem Floss, die Kriegsgefangenschaft, das Trinken, die Albträume, das Jagen nach dem schnellen Reichtum und das ständige Unglücklichsein. Es war, als hätte er eine Prüfung der Echtheit seiner eigenen Vergebung bestanden. Jetzt war er bereit, weiter vorwärtszugehen.

Sein Glaube entwickelte und vertiefte sich. Anfangs war er wahrscheinlich auf den Menschen fokussiert gewesen. Es war so, als hätte *er* eine Entscheidung getroffen. «Ich glaube, was die Bibel sagt», notierte

er: ««Denn viele sind berufen, aber nur wenige sind auserwählt»» (Matthäus 22,14). Bei näherem Nachdenken erkannte er aber, dass Erwählung und Gnade zuerst kamen. Die Familie schloss sich nun der First Presbyterian Church in Hollywood an.

Bald nach seiner Rückkehr aus Japan erhielt er die Chance, ehrliches Geld zu verdienen. Eine Organisation stellte Referenten ein, die zu einem Festgehalt durchs Land reisten und Vorträge hielten. «Ihre Geschichte ist aufregend», sagte man ihm. «Glauben Sie, das ist das Richtige für Ihr Publikum?», erkundigte sich Zamperini. Die Bezahlung betrug fünfzigtausend Dollar pro Jahr, bei einer siebenjährigen Vertragsdauer. «Und was passiert nach sieben Jahren?», fragte Zamperini. Die Antwort lautete: «Dann fangen wir von vorne an.» Er staunte – so ein hohes Gehalt für so wenig Anstrengung! In Gedanken war er schon bei all dem Guten, das er mit so viel Geld tun konnte. Doch dann kam der Haken. Er würde ein paar kleine Veränderungen vornehmen müssen. Über Gott durfte er reden, so viel er wollte, aber Christus durfte er nicht namentlich erwähnen. Zamperinis Reaktion hört sich für manche Leute vielleicht dogmatisch an: «Das Mindeste, das ich für Christus tun kann, ist, Ihr Angebot abzulehnen. Wenn ich Christus nicht erwähnen kann, kann ich überhaupt nicht sprechen. Ich will Ihren Vertrag nicht.»

Er rief Cynthia an und erzählte ihr von dem Angebot. Ohne zu zögern, stellte sie sich hinter seine Entscheidung.

1954 war in Amerika die Fernsehsendung «This Is Your Life» sehr beliebt. Die Produzenten überraschten ihn. Man lockte ihn in ein Studio, wo er zu seiner Verblüffung seinen Eltern, seinem Bruder und seinen Schwestern und auch Cynthia und den beiden Kindern Cissy und Luke begegnete. Dazu hatten die Produzenten seinen Piloten Russell Phillips, mit dem er 47 Tage auf dem Floss verbracht hatte, und den grossen Olympiastar Jesse Owens ins Studio eingeladen, ebenso wie einige andere Leute, etwa seinen ersten Lauftrainer.

Zwei Jahre später schrieb er mit Unterstützung der Ghostwriterin Helen Itria seine Geschichte in einem Buch namens *Devil at my Heels* nieder. Sogleich wollte Hollywood einen Film daraus machen, mit Tony Curtis als Zamperini. Universal Pictures legte ihm einen Vertrag vor. Zamperini lehnte ihn ab, mit der Begründung, in dem Film werde Christus nicht als Gott und Retter dargestellt, wie es in Jesaja 9,5 ausgesagt sei.

In den letzten Jahren wurde ein zufriedenstellenderer Vertrag ausgearbeitet. In den ersten Jahren des 21. Jahrhunderts kam der Plan auf, Zamperini von dem Schauspieler Nicolas Cage darstellen zu lassen. Während ich dies schreibe, stehen die Chancen gut, dass der Film gemacht wird. Ob er eine zufriedenstellende Darstellung des Lebens von Zamperini sein wird, ist eine andere Frage.

In seiner Gemeinde in Hollywood übernahm er die Leitung der Jugendarbeit. Da er selbst ein problematischer Teenager gewesen war, waren ihm die Strassenbanden von Los Angeles eine Last auf der Seele. Die städtischen Behörden schickten Hunderte von jungen Männern zu ihm, die alle im Gesetzbuch auf gezählten Verbrechen begangen hatten. Zamperini fragte die jungen Männer: «Warum hast du diese Tankstelle ausgeraubt?» – «Warum hast du mit Marihuana angefangen?» – «Warum hast du diesen alten Mann zusammengeschlagen?» In ihren Antworten entdeckte er ein gemeinsames Element: «Ich habe es für den Kick getan.» – «Ich habe es aus Spass getan.» – «Ich habe es getan, weil es aufregend war.» Das eigentliche Problem dahinter, so wusste er, war das angeborene Böse. Dies führte ihn dazu, eine Reihe von Jugendlagern zu beginnen, die Victory Boys' Camps genannt wurden. Sie funktionierten wie ein Traum. Mit seinen Mitarbeitern stellte er ein Programm mit Bergsteigen, Gletscherwanderungen, Skilaufen, Überlebenstraining, Rettungstraining und allen möglichen Sportarten zusammen. Sie waren wie die bekannten Outward-Bound-Kurse, mit dem Unterschied, dass ein Morgengottesdienst in der Kapelle und eine Abendandacht mit zum Programm gehörten. Eine grosse Zahl rauher junger Burschen wurden Chri-

sten. Auf Zamperini selbst hatte der Sport einen segensreichen Einfluss gehabt; deshalb wandte er diesen Ansatz an. Es funktionierte.

Zamperini war unter denen, die bei den Olympischen Sommerspielen 1984 in Los Angeles mit der olympischen Fackel liefen. 1996 in Atlanta trug er erneut die olympische Fackel. An seinem 81. Geburtstag 1998 lief er eine Ein-Kilometer-Etappe mit der olympischen Fackel bei den Winterspielen in Nagano in Japan. Während er sich in Nagano aufhielt, wurde «The Bird» von einem Reporter ausfindig gemacht. Da es ihm wohl zu peinlich war, weigerte er sich, Zamperini zu treffen. Doch der Gedanke, dass «The Bird» jeder Bestrafung entgangen war, rief bei Zamperini keine Verbitterung hervor. Er vergab ihm, weil er verstand, was Gottes Vergebung für ihn getan hatte.

In späteren Jahren leitete Zamperini ein Programm für Ruheständler in der Gemeinde in Hollywood. Dazu gehörten ein Lunch-Club, ein Ernährungsprogramm und Aktivitäten unter freiem Himmel. Mit 87 Jahren war er immer noch aktiver Sportler und lief jeden Tag. Manchmal flog er seine alte einmotorige Ex-Militärmaschine auf dem Flugplatz, der nach ihm benannt war. Bei Airshows zeigte er sogar Kunstflugtricks. Daneben war er weiter als Jugendseelsorger in seiner Gemeinde tätig. In Interviews sagte er oft, der Krieg habe ihn zehn Jahre seines Lebens gekostet. Durch vernünftige, gesunde Lebensweise versuche er, die verlorenen Jahre zurückzugewinnen. Infolgedessen kann er immer noch ein aktives Leben im Dienst für den Herrn führen, wie er mit 89 Jahren dem Verfasser in einem Telefongespräch sagte.

Auch Cynthia hatte einen tiefen Glauben. Sie verkaufte viele Gemälde und schrieb drei Romane, die gute Kritiken bekamen. In den 55 Jahren ihrer Ehe unterstützte und ermutigte sie Louis in allem, was er tat. Im Februar 2001 starb sie an Krebs. Louis hält unbeirrt an der Gewissheit fest, dass er sie wiedersehen wird.

Im Jahr 2003 wurde seine bewegende Autobiografie *Devil at my Heels*

überarbeitet und aktualisiert. Die Rezensionen waren ausnahmslos sehr positiv. Im folgenden Jahr gab die University of Southern California dem Eingangsbereich ihres Leichtathletikstadions den Namen «Louis Zamperini Plaza».

Ebenfalls im Jahr 2004 gab er einem Journalisten ein Interview. Es wurde im Internet veröffentlicht, und am Ende bringt er einige seiner Grundüberzeugungen zum Ausdruck. Sie sind identisch mit dem Glauben, den er dem Verfasser dieser Schilderung darlegte: «Ich bin ein tief gläubiger Mensch, und ich bin von ganzem Herzen überzeugt, dass alle Dinge zum Guten Zusammenwirken für diejenigen, die den Herrn lieben und die nach seinem Vorsatz berufen sind. Christus sagt uns in der Schrift: ‚Ich bin der Weg, ich bin die Wahrheit, und ich bin das Leben. Wer auch immer zu mir kommt, den werde ich nicht verstossen? Christus ist der Weg zu Gott. Ich glaube, dass unser ewiges Leben schon jetzt mit dem Glauben an Jesus Christus beginnt. Das ist die Kraft, aus der wir leben, und der Tod hat keinen Stachel mehr – nicht für einen Christen.»

Mehr über Louis Zamperini

Der Verlag E.P. Dutton & Co., New York, veröffentlichte 1956 *Devil at my Heels* von Louis Zamperini, unterstützt von Helen Itria. Das Buch erzählt seine Geschichte bis zu diesem Datum. (Eine deutsche Ausgabe erschien unter dem Titel *Den Teufel auf den Fersen* und ist leider nur noch antiquarisch erhältlich.)

Danach erschienen gelegentlich Interviews mit ihm und Artikel über ihn. Autor Curtis Mitchell veröffentlichte ein Buch, das eine Lebensgeschichte und ein ausführliches Interview über Zamperinis Jugendarbeit enthält. Auch einige Fernsehberichte entstanden. Besonders erwähnenswert ist das von World Wide Films produzierte Video, in dem Louis seine eigene Geschichte erzählt. Es enthält auch einiges an scharfsichtiger Selbstanalyse. Zum Zeitpunkt der Drucklegung dieses

Buches ist das Video «Zamperini – Still Carrying the Torch» in England erhältlich beim Büro von World Wide Films, P.O. Box 2032, Woodford Green, Essex, IG9 5AP.

Das Internet hat es ermöglicht, dass eine Menge Interviews und Kurzdarstellungen zu seinem Leben verfügbar sind. Ein herausragendes Beispiel stammt von der World Olympians Association.

Würde man all dieses Material sammeln, so ergäbe es genug Stoff für ein Buch über ihn. Ich habe mir alles Verfügbare angesehen und relevantes Material, das in die 2003 erschienene Neuausgabe von *Devil at my Heels* keinen Eingang gefunden hat, hier mit aufgenommen. Louis Zamperini schrieb dieses Buch zusammen mit David Rensin. Es erschien bei William Morrow, einem Tochterverlag von HarperCollins in Amerika. In den meisten britischen Buchhandlungen ist der Titel nicht regulär vorrätig. Angesichts dessen sandte Louis mir einige Fotos zu dieser Geschichte, in der Hoffnung, die Lektüre möge den einen oder anderen Leser ausserhalb der USA anregen, seine eigene Schilderung zu lesen und die Ausgabe von *Devil at my Heels* von 2003 zu bestellen. Es ist meine Hoffnung, dass manche Leser diese Kurzdarstellung zum Anlass nehmen, sich dieses Buch zu beschaffen.

2.

Paul Schneider

Ein deutscher Hitler-Gegner

Nazi zu sein und ein deutscher Patriot zu sein war für die meisten Leute im Land ein und dasselbe geworden. Paul Schneider war ein patriotischer Deutscher. Seine schwer errungene Kriegsmedaille bewies, dass er für sein Land zu kämpfen bereit war. Doch nun stellte er sich gegen eine vom Militär unterstützte Diktatur.



Paul Schneider als Hilfsprediger in Essen, 1925

2.

Paul Schneider



Im Jahr 1915 tobte der Erste Weltkrieg sowohl im Westen als auch im Osten Europas. Während des deutschen Ansturms im Osten gegen Russland erlitt Paul Robert Schneider, ein achtzehnjähriger deutscher Soldat, eine schwere Bauchverwundung. Für seine Tapferkeit erhielt er das Eiserne Kreuz.

Nach seiner Operation und der folgenden Genesung kämpfte Paul Schneider bei der Artillerie gegen Grossbritannien und Frankreich. Sein Mut blieb nicht unbemerkt. Am Ende des Krieges war er zum Rang eines Leutnants aufgestiegen. Um dieselbe Zeit ging ein anderer deutscher Soldat im Rang eines Gefreiten aus dem Krieg hervor. Sein Name war Adolf Hitler.

Adolf Hitler gilt heute als einer der bösartigsten Menschen, die je lebten. Zwölf Jahre lang, von 1933 bis 1945, beherrschte seine politische Partei, die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei (NSDAP), die «Nazis», das Leben Deutschlands. Über etliche Jahre nach 1933 stand die deutsche Bevölkerung fast völlig einmütig hinter ihm. Jubelnde Menschenmengen begrüßten ihn mit verzückter Begeisterung, wann immer er sich in der Öffentlichkeit zeigte. Er wurde verehrt wie ein Gott. Seine Macht war so gross, dass er sein Volk in einen Angriffskrieg führte, dem

Millionen Menschen zum Opfer fielen. Sein Vermächtnis an das Land, das er als Diktator beherrschte, war Untergang und Schande.

Während jener Schicksalsjahre war die Opposition gegen Hitler in Deutschland so klein, dass sie sich mit Leichtigkeit unterdrücken liess. Wer offen gegen die Ideologie oder die Politik der Nazis protestierte, zahlte einen hohen Preis dafür. Der grosse Wissenschaftler Einstein wies darauf hin, woher der wirkungsvollste Widerstand kam: «Nur die Kirche stellte sich Hitlers Kampagne zur Unterdrückung der Wahrheit quer in den Weg ... sie hatte den Mut, für intellektuelle Wahrheit und moralische Freiheit einzutreten.»¹

Als Deutschland 1918 besiegt war, verabschiedete sich Paul Schneider von seinem ursprünglichen Vorhaben, Arzt zu werden. Sein Vater Gustav-Adolf war reformierter Pfarrer in der deutschen evangelischen Kirche, einer Kirche, die in ihren Ordnungen und Überzeugungen der presbyterianischen Kirche ähnlich ist. Dass Paul sich zu diesem Zeitpunkt entschloss, Theologie zu studieren, hatte wahrscheinlich viel mit dem Einfluss seines familiären Hintergrundes zu tun.

Es ist keine Überraschung, dass die Jahre unmittelbar nach dem Krieg eine Zeit inneren Aufruhrs für ihn waren. Seit der Schulzeit war ihm eine kritische Sicht der Bibel eingebläut worden, der zufolge sie voller Fehler und nicht vertrauenswürdig sei. Auch die Anziehungskraft des Kommunismus und des Sozialismus machte ihm zu schaffen. Als Deutscher hielt er nicht viel von den Teilen des Versailler Vertrages, die angeblich sein Land demütigten. Geistlich focht er manche inneren Kämpfe aus, doch ihm war klar, dass ohne eine Herzensänderung der Menschen lediglich eine neue Tyrannei an die Stelle des alten Kaiserreiches treten würde.

Kurz vor Weihnachten 1921, als er mit dem Theologiestudium begann, fanden seine geistlichen Kämpfe ein Ende. Er verwarf seine positive Sicht der menschlichen Natur, die, wie er erkannte, aus dem Optimismus des neunzehnten Jahrhunderts abgeleitet war. Die Reformatoren Luther und Calvin hatten recht: Der Mensch ist ein Sünder und braucht



Paul Schneider und Margarete Dieterich (meist Gretel genannt),
Verlobungsfoto, 22. Oktober 1922.

Erlösung. Die Bibel ist nicht nur religiöse Folklore; sie ist das Wort Gottes. Gretel, die junge Dame, die einmal seine Frau werden würde, notierte: «Ewiges Leben trat in seine Seele, und er wurde mit grosser Freude erfüllt.»²

Aus seinen Tagebüchern und Briefen wissen wir, dass er eine klare persönliche Bekehrung zu Christus erlebte. Nun hatte er eine Botschaft, die er predigen konnte: das biblische Evangelium, dass das Heil durch die Busse und den Glauben an den gekreuzigten und auferstandenen Christus kommt. Die reformatorischen Bekenntnisse seiner Kirche konnte er nun als eigene Glaubensaussagen auffassen, nicht mehr nur als historische Dokumente. Später, im Gefängnis, bat er seine Frau darum, ihm das «Belgische Bekenntnis» und den «Heidelberger Katechismus» zukommen zu lassen, damit er sie neben seiner Bibel studieren konnte. Paul

Schneider war zu einem reformierten evangelischen Christen geworden.

Während seiner anspruchsvollen Vorbereitung auf das Pfarramt hatte er das Bedürfnis, das Leben eines gewöhnlichen Arbeiters aus eigener Erfahrung kennenzulernen. Ein Onkel hörte von seinem Plan, für eine Weile in einer Fabrik zu arbeiten, und bot ihm einen komfortablen, gut bezahlten Job an. Doch er wollte keinen «leichten» Job. So verbrachte Paul Schneider den grössten Teil des Jahres 1922 als einer von einer Truppe von Arbeitern an einem Hochofen in der Nähe von Dortmund. Er musste verstehen, sagte er, was die tägliche Plackerei solchen Männern abverlangt. Sie erwiesen ihm ihren Respekt und sagten ihm am Tag seines Abschieds: «Du bist einer von uns. Versuch so zu bleiben.»³ Das tat er.

Die Jahre vor seiner Ordination waren vom Studium an der Universität und auf dem theologischen Seminar in Anspruch genommen. Bis zum Juli 1924 arbeitete er neun Monate lang bei der Berliner Stadtmission, wo er arme und heruntergekommene Männer und Frauen kennenlernte, von denen manche abhängig von Alkohol und Drogen waren.

Die Ordination folgte 1925. Eine Zeit lang diente er als Hilfsprediger in Essen. 1926 erlitt sein Vater während einer Predigt einen Schlaganfall und starb drei Tage später. Die Gemeinde seines Vaters in Hochelheim berief einstimmig Paul als seinen Nachfolger im Pfarramt. Er war noch nicht einmal einen Monat verheiratet, als er im September 1926 als Pfarrer eingesetzt wurde. Seine erste Predigt behandelte 2. Timotheus 3,14-17, wo im Kern verkündigt wird, dass die ganze Heilige Schrift «von Gott geatmet» ist, was bedeutet, dass sie ohne Irrtum ist – also unfehlbar. Dass er diesen Abschnitt auswählte, weist auf seinen Glauben an die Autorität der Bibel allein hin. Er war reformiert in seinem Glauben, und seine Verkündigung war an der Bibel ausgerichtet. Nach allen erhaltenen Schilderungen war er ein freimütiger und eindrucksvoller Prediger.

Zudem hatte er eine wirklich liebevolle Anteilnahme für die Men-

schen. Es gibt Schilderungen davon, wie Kranke gespannt auf das unverwechselbare Jaulen seines Motorrads lauschten, wenn er unterwegs war, um sie zu besuchen. Seine Frau Gretel berichtet, dass manche in ihrer Todesstunde bezeugten, Paul Schneider sei es gewesen, den Gott gebraucht habe, um ihnen Frieden zu bringen, indem er sie zum Glauben an Christus führte.

In Gretels Erinnerungen an Paul gibt es noch eine andere Geschichte aus jener Zeit. Ein junger Epileptiker hatte einen sehr schweren Anfall, der sich über drei Tage und Nächte hinzog. Trotz starker Medikamente konnte niemand ihm Ruhe verschaffen. Dann kam Paul Schneider. Er betete für den hilflosen Jungen und sprach ihm beruhigend zu. Der Junge fand Frieden und schlief ein. Später kehrte Schneider noch einmal genau im richtigen Moment zurück. «Ich wusste, dass ich hier gebraucht werde», sagte er, als er ankam. Kurz bevor der Junge friedlich in seinen Armen starb, sagte er deutlich: «Ich danke euch allen für alles, aber dafür, dass ich in Frieden mit meinem Gott und ohne Furcht vor dem Grab sterben kann, dafür danke ich unserem Pastor.» Der Pastor wusste, wo die Kraft herkam. In seinem Tagebuch steht: «Ich bin ganz und gar abhängig von der Gnade Gottes allein.»⁴

Paul Schneider war ein Beispiel für einen Geistlichen, der nur selten ausser Dienst war. Seine Arbeit war sein Leben. Wir sehen, wie er junge Menschen für Christus zu gewinnen versuchte, indem er mit ihnen Sport trieb oder auf Wanderungen ging. Ältere Leute, die auf den Feldern arbeiteten, konnten erleben, wie er bei der Ernte oder beim Heumachen mithalf. Er pflegte seine Beziehungen zu den Leuten am Ort. Innerhalb seiner Gemeinde jedoch hielt er es für richtig, biblische Gemeindezucht auf einige wenige anzuwenden, die einen skandalösen Lebensstil pflegten und trotzdem an den Tisch des Herrn kamen, als ob sie nichts Falsches täten.

Am 30. Januar 1933 kam Hitler an die Macht, und das Leben in Deutschland begann sich zu verändern. Von den tausend Leuten in Schneiders ländlicher Gemeinde in Hochelheim im Rheinland stimmte

die Hälfte freiwillig für die Nazis. Dennoch sprach sich Paul Schneider schon im frühen Stadium der Nazi Herrschaft gegen falsches politisches Handeln aus. Den Gruss «Heil Hitler» brachte er nie über die Lippen, weil er ihn nachvollziehbarerweise als eine Form des Götzendienstes betrachtete.

So genannte «Christen», die dem Nationalsozialismus anhängen, schlossen sich unter der Bezeichnung «Deutsche Christen» zusammen. Mit ihnen wollte Schneider nichts zu tun haben, weil sie Hitlers antisemitische Politik akzeptierten. Schliesslich hängte Paul Schneider einige kritische Bemerkungen über den Nationalsozialismus am Schwarzen Brett seiner Kirche aus und musste sich dafür vor einem der Leiter der «Deutschen Christen» verantworten. Dieser Mann trug eine Naziuniform, ergänzt durch ein riesiges Kreuz, das auf seiner Brust baumelte. Paul erkannte klar, dass diese Leute versuchten, die Kirche zur Annahme nationalsozialistischer Ideen zu zwingen. Leider fand er mit seiner Haltung beim Kirchenvorstand seiner Gemeinde in Hochelheim keine Unterstützung. Infolgedessen war er gezwungen, ein neues Pfarramt mit zwei Gemeinden zu übernehmen, die eine in Dickenschied und die andere im nahe gelegenen Womrath.

Im Mai 1934, mit 36 Jahren, wurde Paul Schneider in sein neues Pfarramt eingeführt. Er hatte die neue Stelle erst wenige Wochen inne, als gläubige Männer, die so dachten wie er, die Barmer Erklärung herausgaben. In dieser Erklärung heisst es an einer Stelle trotzig: «Jesus Christus, wie er uns in der Heiligen Schrift bezeugt wird, ist das eine Wort Gottes, das wir zu hören, dem wir im Leben und im Sterben zu vertrauen und zu gehorchen haben.»⁵

Etwas über einen Monat nach dem Antritt seiner neuen Stelle kam es zu einem völlig unerwarteten Vorfall. Dienstag, der 12. Juni, dämmerte herauf wie jeder andere schöne Sommertag im ländlichen Rheinland. Als Schneider ins nahe Gemünden fuhr, um einen anderen Pfarrer bei einer Beerdigung zu vertreten, ahnte er noch nichts von den Schwierigkeiten, die ihm bevorstanden.



Karte der Schauplätze aus dem Leben Paul Schneiders

In seinem schlichten schwarzen Talar ging Paul Schneider vor den Sargträgern her auf das offene Grab zu. Vor ihm war eine Parade der Hitlerjugend mit Wimpeln und Fahnen zu sehen. Er erinnerte sich, dass der tote Siebzehnjährige ihm einmal erzählt hatte, er sei der erste junge Mann in Gemünden gewesen, der sich der Hitlerjugend angeschlossen habe. Paul zelebrierte den Gottesdienst am offenen Grab, doch vor der Grablegung, und ohne um Erlaubnis zu bitten, ergriff der örtliche Nazi-führer, Heinrich Nadig, das Wort, hielt eine längere Rede und sagte dann: «Kamerad Karl Moog, nun bist du in den himmlischen Sturm Horst Wessel eingegangen.»⁶

Als Paul vortrat, um den Segen zu sprechen, wusste er, dass er etwas sagen musste, um den Hunderten junger Nazis klarzumachen, dass Horst Wessel nichts mit einer christlichen Beerdigung zu tun hatte. So gelassen wie möglich erklärte er die Wahrheit des Evangeliums und wies den Gedanken zurück, im Himmel gebe es eine Horst-Wessel-Gruppe.

Daraufhin trat der Nazi-Kreisleiter an den Sarg und sagte, halb zu der Trauergemeinde und halb zu dem toten Jugendlichen gewandt, mit Nachdruck: «Kamerad, was immer sie sagen, du gehörst jetzt zum Sturm Horst Wessel.»⁷ Paul Schneider protestierte und erinnerte den Naziführer daran, er befinde sich in einem Gottesdienst. Der Nazi stürmte davon, und die Parade zerstreute sich.

Am Tag nach der Beerdigung wurde Schneider verhaftet und für eine Woche eingesperrt. Bei seiner Entlassung wurde er streng gewarnt, sich nicht länger den Wünschen des Staates zu widersetzen.

Was für ein Denken der Nazis stand hinter all dem? Sie knüpfen an alte heidnische Legenden an; unter anderem an den Wikinger-Mythos, wonach man sich nach dem Tod zu anderen verstorbenen Kriegern gesellt. Sie vergötterten verschiedene Volkshelden. Horst Wessel war ein Nazi, der 1930 unter ungeklärten Umständen erschossen worden war. Später wurde er zu einem Volkshelden der Nazis und als Märtyrer glori-

fiziert. Das Horst-Wessel-Lied, das voller heidnischer Gedanken steckt, wurde oft bei Kundgebungen als Parteihymne gesungen.

Als der Pfarrer an jenem Grab gegen diese Naziideologie protestierte, bestand er damit auf dem Recht der Kirche, die Reinheit der christlichen Wahrheit zu verteidigen. Im Gefängnis machte er den Nazibeamten deutlich, seine Absicht sei es nicht, gegen den Staat zu agieren, aber wenn zwischen Kirche und Staat Harmonie herrschen sollte, müssten die Nazis die Rechte der Kirche respektieren, an der Wahrheit des Evangeliums festzuhalten. Damit hatte er sich – nach allem, was er wusste, ganz allein – auf einen Kollisionskurs mit einem immer rücksichtsloser herrschenden Polizeistaat begeben.

Während des Winters 1935/36 erteilten die Nazis Paul Schneider bei zwölf Gelegenheiten Verweise. Ihnen war es ein Dorn im Auge, dass glaubenstreue Christen sich zur «Bekennenden Kirche» zusammenschlossen hatten. Diese Vereinigung gab eine Erklärung heraus, die in Gemeinden, die dem Evangelium treu waren, laut vorgelesen werden sollte. Daraufhin stattete die Gestapo Paul einen Besuch ab und setzte ihn unter Druck, ein Dokument zu unterschreiben, in dem er sich verpflichtet hätte, die Erklärung nicht öffentlich zu verlesen. Doch er blieb seinen Prinzipien treu und verweigerte die Unterschrift. Dafür musste er vier Tage ins Gefängnis.

Des Weiteren widersetzte sich Paul Schneider dem Druck, der auf christliche Jugendgruppen mit dem Ziel ausgeübt wurde, sie in die Hitlerjugend zu integrieren. Jemand zeigte ihn an, weil er in seinen Konfirmandengruppen nicht den Hitlergruss verwendete. Er betrachtete diesen Gruss als Götzendienst und benutzte ihn aus Prinzip nicht. Besonders verabscheute Schneider die Hasspropaganda gegen die Juden. In seiner Kirche gab es eine Organisation, die sich der Mission unter den Juden Deutschlands widmete. Als er seine übliche Kollekte für die Judenmission durchführte, flammte die Empörung der Nazis gegen ihn auf. Später

führte dieser Antisemitismus der Nazis zum Holocaust, einem unverhohlenen Versuch eines totalen Völkermordes.

In den frühen Morgenstunden des 7. März 1936 wies Hitler deutsche Truppen an, das Rheinland zu besetzen. Eine der Bestimmungen des Versailler Vertrages sah vor, dass jener Teil des Rheinlandes entmilitarisiert sein sollte. Indem er deutsche Soldaten sandte, um dieses Gebiet wieder zu besetzen, trotzte Hitler offen dem Friedensvertrag. Die Welt hielt den Atem an. Da man keinen neuerlichen Krieg auslösen wollte, liess man Hitler gewähren. Er bejubelte seinen Erfolg. Die meisten Deutschen stimmten ihm zu. Viele Historiker sind heute der Meinung, dass Hitler, hätten die Alliierten ihm im Rheinland Widerstand geleistet, sich anders verhalten hätte, als er anfang, Länder zu besetzen, die nicht zum deutschen Territorium gehörten.

Die Nazis organisierten eine Abstimmung, die angeblich zeigen sollte, ob die Bürger Deutschlands Hitlers illegales Vorgehen befürworteten. Da man auf dem Stimmzettel nirgends «Nein» ankreuzen konnte, war es unvermeidlich, dass die Abstimmung zu 99 Prozent zugunsten Hitlers ausgehen musste. Am Tag der Abstimmung stand bei Paul und Gretel die Nazi-Polizei vor der Tür und versuchte, sie zur Abstimmung zu bewegen. Ihre Entscheidung, nicht mit abzustimmen, war einer der wesentlichen Vorwürfe, die später gegen den rebellischen Pfarrer erhoben wurden.

Ein paar Tage später, am Sonntagmorgen, erwachten die Schneiders und fanden auf der Vorderseite ihres Hauses Folgendes mit grossen roten Lettern an die Wand geschmiert: «Er hat nicht abgestimmt. Vaterland, Volk, was sagst du dazu?» Spontan holten Mitglieder seiner Gemeinde Reinigungsmittel und wischten diese Reaktion der Nazis auf ihren Pastor ab.

Nazi zu sein und ein deutscher Patriot zu sein war für die meisten Leute im Land ein und dasselbe geworden. Paul Schneider war ein patriotischer Deutscher. Seine schwer errungene Kriegsmedaille bewies, dass er für sein Land zu kämpfen bereit war. Doch nun stellte er sich ge-



Gretel Schneider mit ihren sechs Kindern

gen eine vom Militär unterstützte Diktatur. Die Gewerkschaften waren aufgelöst worden. Die Medien waren fest im Griff der NSDAP. Schulbücher wurden umgeschrieben. In der Humanbiologie herrschte der Nazi-Glaube, manche Rassen stünden «höher» und würden «niedere» Rassen mit Gewalt beseitigen. Zur Zeit der Abstimmung verfügte Hitler über unumschränkte Macht. Er war der Führer der ganzen Nation und der gesamten Streitkräfte. Vieles sprach dafür, dass Paul Schneider

recht hatte, als er damals sagte: «Der Nationalsozialismus stellt sich mit jedem Tag klarer gegen das biblische Christentum.»⁸

Die Predigten, die er hielt, waren eindrucksvoll. Oft enthielten sie Aussagen wie diese: «Täuschen Sie sich nicht, Sie können nicht an Jesu Herrlichkeit und Sieg teilhaben, wenn Sie nicht um seinetwillen das heilige Kreuz auf sich nehmen und mit ihm den Weg des Leidens und des Todes gehen.»⁹

Im Sommer 1936 war die Familie Schneider um vier Jungen und ein Mädchen angewachsen – und ihre Erziehung verstärkte die Probleme. In seinen beiden Gemeinden gab es kirchliche Schulen, die aus jeweils nur einer Klasse bestanden. Die beiden Lehrer hatten sich der NSDAP angeschlossen und nutzten ihre Stellung, um die Kinder zu indoktrinieren. Paul Schneider versuchte sich einzuschalten. Schliesslich waren es ja kirchliche Schulen, und er war der Vater von fünf ihrer Schüler.

Die Folge war, dass die Nazi-Polizei sein Haus durchsuchte. Papiere und Predigtnotizen wurden mitgenommen und nicht zurückgegeben.

Grund dafür war zweifellos, dass manche seiner Predigten darauf Bezug nahmen, worin sich der Nationalsozialismus und die Bibel uneinig waren. Das Dossier der Gestapo über seinen Widerstand gegen die Überzeugungen und die Politik der Nazis wurde immer dicker.

An den meisten Tagen war er mit seinem Motorrad zu Hausbesuchen unterwegs. Eines Abends im März 1937 war er nach dem Konfirmandenunterricht in Womrath auf dem Weg nach Hause. Doch er traf nicht zur erwarteten Zeit dort ein. Wenig später erhielt Gretel die Nachricht, dass er im dichten Nebel mit einem unbeleuchteten Hänger zusammengestossen war, der achtlos auf der Strasse abgestellt war. Sein linkes Bein war dreifach gebrochen und musste eingegipst werden. Er lag im Krankenhaus.

Kurze Zeit später wurde sein sechstes Kind geboren. Paul schrieb ein Gedicht, wie er es oft zur Feier wichtiger Ereignisse tat. Interessanterweise gab er dem Kind Namen Ernst Wilhelm, nach zwei Brüdern von Gretel, die 1916 während der Schlacht an der Somme im Kampf gegen die Briten gefallen waren.

Am 31. Mai 1937 stürmten zwei Gestapo-Agenten in sein Arbeitszimmer und nahmen ihn fest. Sein allgemeiner Gesundheitszustand war nicht gut, da ihm erst wenige Tage zuvor der Gipsverband abgenommen worden war. Sie liessen ihm nicht einmal Zeit, ein paar Habseligkeiten einzupacken. Gretel wurde informiert, er würde zum Verhör ins nahe Koblenz gebracht.

Dort wurde er in einer unterirdischen Zelle festgehalten. Es gab keine Anklage, kein Verhör und keinen Prozess. Als Grund für seine Verhaftung wurde genannt, er sei eine Gefahr für die öffentliche Ordnung. In der Welt der Gestapo war er der «Gefangene Schneider» geworden, nicht mehr «Pfarrer Schneider». Um ihn einzuschüchtern, behandelte man ihn wie einen gewöhnlichen Verbrecher, indem man ihn von allen Seiten fotografierte und ihm die Fingerabdrücke abnahm. Nach einiger Zeit durfte er an Gretel schreiben. Er drängte sie, sich keine Sorgen um ihn zu ma-

chen, denn: «Alles ist in Gottes Händen, und er wird die Angelegenheit gebrauchen ...» Obwohl er selbst nur im Geiste dabei sein konnte, drängte er Gretel, die Taufe ihres sechsten Kindes wie geplant zu feiern. Ein weiteres langes Gedicht würdigte die Geburt des Kindes und die Taufe.

Nach acht Wochen wurde er freigelassen. Allerdings war daran eine Bedingung geknüpft. Er musste einen Ausweisungsbescheid aus dem Rheinland akzeptieren. Paul stellte klar, dass er eine solche Anordnung, die ihn von seinem Zuhause und seinen Gemeinden trennen würde, nicht als legal akzeptieren konnte. Schliesslich hatte kein Prozess stattgefunden; es gab nur das so genannte «Gesetz» der Gestapo. Um ihrer Forderung Nachdruck zu verleihen, setzten die Nazis ihn in ein Auto, fuhren ihn achtzig Kilometer weit nach Wiesbaden, das gleich jenseits der rheinischen Grenze lag, und liessen ihn dort zurück. Um *seinem* Standpunkt Nachdruck zu geben, warf Paul die illegalen Ausweisungspapiere in einen Mülleimer und nahm den ersten Zug nach Hause. Er ging ein hohes Risiko ein.

Als er zu Hause eintraf, sah er krank aus; er war erschöpft, und sein Bein brauchte ärztliche Behandlung. Freunde überredeten ihn, sich in Baden-Baden, ausserhalb des Rheinlandes, behandeln zu lassen und zu erholen. Hier war er sicher. Und nach aussen hin schien es, als hätte er die Ausweisung akzeptiert.

Nach einer Woche kam Gretel zu ihm. Ihre Hoffnung war, dass er sich der Gestapo fügen und sich eine Gemeinde ausserhalb des Rheinlandes suchen würde. Doch Paul hatte im Gestapo-Gefängnis in Koblenz einen festen Entschluss gefasst. Er würde sich allen ungerechtfertigten Schikanen widersetzen. Gretel erhob Einwände und erinnerte ihn daran, dass er sofort wieder verhaftet werden würde, wenn er auf seine Kanzel in Dikenschied zurückkehrte. Daraufhin hielt Paul ihr einige Worte aus einem Bibelvers entgegen. Sie stammten aus Richter 5,18 und bedeuteten in wörtlicher Übersetzung: «Sebulon ... und Naftali... riskierten ihr Leben

bis zum Tode.» Als sie dieses Zitat von ihm hörte, liess Gretel verzweifelt den Kopf sinken. Ihre Stimme zitterte, als sie fragte: «Paul, denkst du denn nicht an die Kinder und an mich? Paul, liebst du uns nicht?»

Pauls Augen füllten sich mit Tränen. Mit starken Armen zog er Gretel an sich. «Mein Liebling», schluchzte er, «ich habe dich oder die Kinder nie mehr geliebt als in jener Nacht der Entscheidung. Ich habe um euch geweint.»¹⁰ Nach diesen Worten, die er mit so tiefer Bewegung, Leidenschaft und Überzeugung sprach, wusste Gretel, dass ihr nichts anderes übrigblieb, als sich mit ihrem Mann zu identifizieren.

Es war der 5. Oktober 1937, das Erntedankfest, als Paul Schneider nach Dickenschied zurückkehrte. Seine Familie und seine Freunde waren voller Freude, ihn zu sehen. Doch die eingeweihten Leute wussten, dass er ein Risiko auf sich nahm. In Dickenschied predigte er am Morgen über Psalm 145,15-21. Ob er wohl eine Ahnung hatte, dass dies seine letzte öffentliche Predigt war – dass der blosser Akt, in seiner eigenen Gemeinde zu predigen, ihn alles kosten würde, was ihm lieb und teuer war? Mit dem Auto fuhr er weiter nach Womrath, um dort den Abendgottesdienst zu halten. Polizeifahrzeuge mit Blaulicht blockierten die Strasse. Als man ihn festnahm, rief er Gretel noch zu: «Sag der Gemeinde, dass ich Pfarrer von Dickenschied und Womrath bin und bleibe.»¹¹ Gretel hatte gerade noch Zeit, ihm eine Bibel in die Tasche zu stecken.

Für einige Zeit wurde er im Koblenzer Gefängnis festgehalten, wo man ihn ständig drängte, ein Dokument zu unterzeichnen, mit dem er sich mit seiner Ausweisung einverstanden erklärt hätte. «Was tust du den ganzen Tag?», fragte ihn Gretel in einem Brief. Seine Antwort lautete: «Ich bin ein Schüler in der Schule des Wortes Gottes.»¹²

Hinter den Kulissen stand die glaubenstreue «Bekennende Kirche» vor dem erzwungenen Ende ihres gesamten Wirkens. Sie hatte keine Macht, Paul Schneider, einem ihrer herausragendsten Mitglieder, zu hel-

fen. Ihr bekanntester Kopf, Martin Niemöller, ein lutherischer Pfarrer, der einst im Ersten Weltkrieg ein U-Boot befehligt hatte, sass selbst im Gefängnis. Schneider und Niemöller teilten die zweifelhafte Ehre, «persönliche Gefangene» Hitlers zu sein, was bedeutete, dass er persönlich die Anweisung unterzeichnet hatte, sie zum Schweigen zu bringen. Der offizielle Grund, den die Nazis nannten, wenn sie jemanden seiner Freiheit beraubten, lautete immer «zum Schutz des Staates». Im Endeffekt hatte die Gestapo absolute Macht darüber, wer verhaftet werden durfte und was mit Protestierern geschah. Wer im Gefängnis sass, bezahlte für seine eigene Gefangenschaft, indem seine gesamte Habe konfisziert wurde. Nur gut, dass Paul in einem Haus wohnte, das ihm nicht gehörte. Selbst das Grundstück war nur auf Gretels Namen gekauft worden.

Am 25. November 1937 wurde Paul Schneider ins Konzentrationslager Buchenwald in der Nähe von Weimar gebracht, über dreihundert Kilometer von seinem Zuhause in Dickenschied entfernt. Gretel und die Kinder sagten ihm ein letztes Lebewohl. Das Bild ihres Mannes, wie er lächelnd und winkend weggefahren wurde, vergass Gretel nie wieder.

Karl Koch, der nationalsozialistische Lagerleiter, hatte absolute Macht über die Insassen. Die Wachen verhöhnten Schneider unentwegt. Wie ein Mann sagte: «Die Mauern seines Gefängnisses waren aus Papier.»¹³ Mit anderen Worten, wenn er sich bereit erklärte, ein Dokument zu unterschreiben, mit dem er die Fürsorge für seine Gemeinden aufgab und seine Ausweisung akzeptierte, konnte er freikommen. Man stelle sich vor, was für ein Druck auf ihm lastete, zu unterschreiben und zu seiner Familie zurückzukehren!

Von Anfang an hatte er keinerlei Privilegien. Wie die anderen arbeitete auch er in Sechzehn-Stunden-Schichten. Dabei bezeugte er unermüdlich seinen Glauben. Jeden Freitag fastete er und gab seine magere Essensration an andere ab.

Der 20. April 1938 war Hitlers 49. Geburtstag. Ihm zu Ehren mussten die Gefangenen in Reihen antreten, ihre Mützen abnehmen und der Hakenkreuzfahne der Nazis die Ehre erweisen. Wie ein Mann zog sich die ganze Parade die Kopfbedeckungen ab. Doch eine einsame Gestalt fiel den Wachen auf, die sich nicht vor dem Hakenkreuz verbeugen wollte – Paul Schneider. Dafür erhielt er 50 brutale Hiebe mit einem Stock. Blutüberströmt wurde er danach in eine Einzelzelle gesteckt. Hier blieb er für die nächsten fünfzehn Monate.



Ein gerahmtes Exemplar dieses Fotos von Paul Schneider hängt in der Zelle in Buchenwald, in der er einst sass.

Die Zelle war nur 1,20 mal 3 Meter gross. Es gab keinerlei Möbel, kein elektrisches Licht, und ausser Brot und Wasser bekam er nichts zu essen. Binnen Kurzem war er völlig entkräftet und zum Skelett abgemagert. Seine Kleidung hing ihm in Fetzen vom Leib, und Ungeziefer krabbelte über seine Haut. Nicht einmal eine Bibel wurde ihm zugestanden.

Am Sonntagmorgen, dem 28. August 1938, predigte Paul Schneider durch die Gitterstäbe seiner Zelle den Männern, die um halb sieben zum Appell antraten. Überlebende haben aufgezeichnet, was er sagte: «Unser Herr Jesus Christus ist in die Welt gekommen, um uns von unseren Sünden zu erretten. Wenn wir Glauben an ihn haben, werden wir mit Gott versöhnt. Wir brauchen nicht zu fürchten, was Menschen uns antun können, weil wir durch Christus dem Reich Gottes angehören. ... Unser Herr Jesus Christus, der für uns starb, hat versprochen, dass wir durch den

Glauben an ihn an seiner Auferstehung teilhaben können. Er sagte: ‚Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, wird niemals sterben.› Nimm den Herrn Jesus als deinen Erlöser an, und Gott wird dich als sein Kind annehmen .. ,»¹⁴

Nach zwei Minuten stürmten Wachen in seine Zelle und zerrten ihn von dem vergitterten Fenster weg. Für diese Predigt wurde er abermals auf eine Folterbank gefesselt und musste noch einmal 25 Peitschenhiebe über sich ergehen lassen. Einem Freund gegenüber kommentierte Schneider: «Jemand muss doch in dieser Hölle Gottes Wort predigen.»¹⁵

Im Januar 1939 wurden zwei Gefangene, die versucht hatten zu fliehen, vor den Augen der versammelten Insassen aufgehängt. Paul Schneider rief durch sein Zellenfenster: «Im Namen Jesu Christi bezeuge ich den Mord an diesen Gefangenen .. ,»¹⁶

Die Reaktion waren wieder Hiebe.

Ein Wachmann fragte ihn: «Wenn wir Sie freilassen würden, was würden Sie tun?»¹⁷ Paul, der vor seinem geistigen Auge noch das Bild der beiden am Galgen hängenden Männer sah, erwiderte: «Ich würde nach Weimar gehen [die nächstgelegene Stadt], und der erste Bordstein würde zur Kanzel, von der ich die brutalen Verbrechen anprangern würde, die hier begangen werden.»¹⁸ Dafür, dass er das sagte, wurde er stundenlang an seinen Handgelenken an den Fenstergitterstäben aufgehängt, so dass seine Füße über dem Boden baumelten.

Von seinen kurzen Predigten durch das Zellenfenster liess er nicht ab. Ein Gefangener erinnerte sich daran, wie Paul Schneider am Ostersonntag 1939 die Botschaft vom neuen Leben in Christus verkündigte. Ein anderer Überlebender bemerkte später: «Nach meiner Einschätzung war er der einzige Mensch in Deutschland, der, indem er alle menschliche Furcht überwand, so bewusst das Kreuz Christi bis zum Tode auf sich nahm.»¹⁹ Jedes Mal, wenn er aus seinem Bunker heraus predigte, vermehrten sich seine Qualen, doch sein Glaube an den Herrn wurde stärker.

Am 18. Juli 1939 schliesslich starb der ausgehungerte, geschlagene, blutende Paul Schneider, als der Lagerarzt ihm eine starke Überdosis Strophanthin injizierte. Paul war 41 Jahre alt. Gretel wurde mit 35 Jahren Witwe.

Dietrich Bonhoeffer, ein entschiedener Gegner der Nazis, erhielt die Nachricht von Schneiders Tod 1939. Zu diesem Zeitpunkt hielt er sich mit seiner Schwester Sabine in London auf. Zu seinen Nichten und Nefen sagte der christliche Schriftsteller und Theologe: «Hört her, Kinder. Den Namen Pfarrer Paul Schneider dürft ihr nie vergessen. Er ist unser erster Märtyrer.»²⁰ (Bonhoeffer selbst kehrte später nach Deutschland zurück und wurde 1945 von den Nazis gehängt.)

In dem Telegramm an Gretel von dem Lagerkommandanten von Buchenwald hiess es: «Paul Schneider, geboren am 29. August 1897, ist heute um 10.40 Uhr verstorben. Falls eine Überführung der Leiche auf Kosten der Familie gewünscht ist, muss dies innerhalb von 24 Stunden beantragt werden ... andernfalls wird die Leiche kremiert.»

Gretel traf Vorkehrungen zur Heimführung des Leichnams. Drei Tage nach seiner Ermordung wurden Pauls sterbliche Überreste auf dem Friedhof von Dickenschied begraben. Keine zwei Monate später begann der von Hitler geplante Abraum des Zweiten Weltkrieges seinen Lauf zu nehmen.

Gretel und die sechs Kinder überlebten das Grauen des Krieges.²¹ Sie lebte als Witwe bis zu ihrem Tod am 27. Dezember 2002, zwölf Tage vor ihrem 99. Geburtstag. Sie erlebte, wie all ihre Kinder gross wurden und ihr Mann von der Evangelischen Kirche im Rheinland als Märtyrer anerkannt wurde. Es gibt sogar eine Paul-Schneider-Gesellschaft, 1997 in Weimar gegründet, die sich zum Ziel gesetzt hat, das Gedenken an ihn wachzuhalten. Besucher seiner Zelle im Bunker in Buchenwald können heute dort sein Foto, eine Plakette zu Ehren seines Opfers und einen Bibeltext sehen, den seine Witwe ausgewählt hat: «So sind wir nun Bot-

schafter an Christi statt, denn Gott ermahnt durch uns; so bitten wir nun an Christi statt: Lasst euch versöhnen mit Gott!» (2. Korinther 5,20).

Mehr über Paul Schneider

Nachdem der Zweite Weltkrieg vorbei war, veröffentlichte Schneiders Witwe 1953 seine Geschichte auf Deutsch: *Paul Schneider. Der Prediger von Buchenwald*. Das Buch erschien in einer Neuauflage im April 2009 im Hänssler-Verlag.

Gelegentliche Artikel erschienen in den folgenden Jahren. Pastor Victor Budgen schrieb für die «Evangelical Times» und «Reformation Today» (Heft 54, März/April 1980).

Alle vorherigen Arbeiten wurden 1995 übertroffen, als Claude R. Foster jr., ein Geschichtspräsident, sein Buch *Paul Schneider. The Buchenwald Apostle* schrieb (dt. Titel: *Paul Schneider. Seine Lebensgeschichte*, 2001). Dieses definitive Quellenwerk beläuft sich auf 900 Seiten und enthält eine Vielzahl neuer Informationen, die zum grossen Teil von Gretel Schneider stammen. Die deutsche Ausgabe ist im Hänssler-Verlag erschienen.

Ein zwanzigminütiges Video mit dem Titel «Ihr Massenmörder – ich klage euch an» wurde von der Evangelischen Kirche im Rheinland produziert. Es ist bei den Filmbildstellen ausleihbar; weitere Bezugsquellen können gegebenenfalls bei der Paul-Schneider-Gesellschaft erfragt werden. Deren Webseite ist zu finden unter:

<http://www.paul-schneider-gesellschaft.de>

Dort gibt es auch Informationen zur Mitgliedschaft und andere wichtige Details. Die Ziele der Gesellschaft sind:

... das Vermächtnis und Glaubenszeugnis Pfarrer Paul Schneiders, dem «Prediger von Buchenwald», wachzuhalten, zu pflegen, die Aus-

einandersetzung mit seiner geistigen und geistlichen Lebens- und Glaubenshaltung zu fördern und sein konsequentes Christuszeugnis an Gemeinde, Kirche und Gesellschaft heute so zu vermitteln, dass es Menschen in ihrem täglichen Denken und Handeln ermutigt und zugleich hinterfragt.

3.

William Dobbie

Verteidiger Maltas

Scharfsinnig schrieb Churchill über William Dobbie, er sei «ein Gouverneur von herausragendem Charakter, der alle militärischen wie zivilen Ränge und Klassen mit seiner Entschlossenheit inspirierte; eine cromwellsche Gestalt an der Schlüsselstelle ... mit seiner Bibel in der einen und seinem Schwert in der anderen Hand kämpfend.»



Lt.-Gen. Sir William Dobbie, GCMG, KCB, DSO

3.

William Dobbie



«Verteidigen Sie Malta um jeden Preis.» Dieser Befehl wäre für keinen befehlshabenden britischen Offizier Anfang 1940 eine Kleinigkeit gewesen. Um genau diese Order kreisten General William Dobbies Gedanken, als seine Maschine in den frühen Morgenstunden des 28. April, eines Sonntags, auf der Insel landete. Der neue Gouverneur und Befehlshaber war sechzig und nach vierzigjährigem Dienst kürzlich in den Ruhestand gegangen. Nun stand er vor der schwersten Herausforderung seines Lebens.

Binnen Wochen nach seiner Ankunft wurde Hitler zum Herrn von ganz Westeuropa. Als sein faschistischer Verbündeter, der italienische Diktator Mussolini, sich im Krieg gegen Grossbritannien an seine Seite stellte, bildeten beide eine echte Achse des Bösen.

Malta ist eine kleine Insel im Mittelmeer, 27 Kilometer lang und an der breitesten Stelle vierzehneinhalb Kilometer breit. Sie ist wie ein unversenkbarer «Flugzeugträger», der 250 Kilometer vom italienischen Festland entfernt ankert. Von dort aus hatten die Briten die Möglichkeit, die Versorgungsrouten des Feindes zu kappen und seinen «grossen Plan» – nämlich Nordafrika zu besetzen, in der Hoffnung, von dort aus nach Osten durch Ägypten bis nach Südrussland mit seinem Öl vorzustossen

– zunichtezumachen. All das war Teil des Traums von der Weltherrschaft.

Zwei Jahre später, nach heftigsten Kämpfen, die im Durchschnitt mit drei immensen Luftangriffen pro Tag einhergingen, war Malta geschunden, aber ungebeugt, obwohl es buchstäblich der «meistbombardierte Ort der Welt» war.

Ein Offizier, der Dobbie beobachtete, während rings um ihn her die Bomben einschlugen, bemerkte: «Er nahm davon nicht mehr Notiz, als wenn es Regen gewesen wäre.»¹

Ein anderer Mann, der an seiner Seite diente, produzierte später eine BBC-Radiosendung, in der er ihn als einen «grossen Mann» beschrieb – «körperlich gross, im professionellen Sinne gross und moralisch gross».²

Auch Francis Gerard lernte ihn während der Belagerung aus erster Hand kennen. In seinem Buch *Malta Magnificent* erwähnt er Dobbies «völlige Furchtlosigkeit»³ inmitten des Getöses und des erstickenden Staubes der Bomben.

Scharfsinnig schrieb Churchill über William Dobbie, er sei «ein Gouverneur von herausragendem Charakter, der alle militärischen wie zivilen Ränge und Klassen mit seiner Entschlossenheit inspirierte; eine cromwellsche Gestalt an der Schlüsselstelle ... mit seiner Bibel in der einen und seinem Schwert in der anderen Hand kämpfend.»

Dobbie fand Eingang in die Geschichtsbücher, indem er die britische Antwort auf die italienische und deutsche Aggression auf Malta anführte, doch seine übrige Laufbahn ist weitgehend verborgen geblieben.

Schon bevor William 1879 in Indien geboren wurde, waren die Dobbies seit Langem engagierte Christen. Sein Vater war in Indien im öffentlichen Dienst tätig, während andere Verwandte in der Armee dienten. Der christliche Glaube sollte das Leben William Dobbies deutlich kennzeichnen. Als Christ «praktizierte er die Gegenwart Gottes». Wie die

Umstände auch sein mochten, er betete. Seine Schriften sind voller Bezüge auf seinen Glauben und auf die Nähe Gottes.

Er hatte ein Bekehrungserlebnis, während er die Charterhouse School besuchte. Am ersten Sonntag im November 1893, als er vierzehn war, hatte er das Gefühl, «dass es zwischen Gott und mir nicht gutstand und dass ich nicht würdig war, vor seinen Augen zu stehen». Dobbie empfand seine Unwürdigkeit, als er sich mit der Heiligkeit Gottes konfrontiert sah. Dieses Gefühl der Unzulänglichkeit wurde ihm zu einer geistlichen Bürde. Als er später seine Empfindungen zusammenfasste, schrieb er: «Es wurde mir deutlich, dass ich einen Erlöser brauchte.»

William Dobbie schrieb weiter: «Jesus Christus, der Sohn Gottes, kam in diese Welt zu dem ausdrücklichen Zweck, sein Leben zu geben, damit er meine Sünde tragen und ihre Strafe zahlen konnte, so dass ich frei ausgehen durfte. An jenem Abend nahm ich den Herrn Jesus als meinen Erlöser, meinen Gefährten und meinen Gott an – ganz allein. Es war niemand sonst im Zimmer. Das war der Wendepunkt meines Lebens. Die Vergangenheit, so schlimm sie in Gottes Augen war, war ausgelöscht; die Gegenwart und Hilfe Christi waren mir für das Heute verheissen, und die Zukunft war gesichert. Ich bin Gott für dieses wunderbare Ereignis im November 1893 dankbarer, als ich es ausdrücken kann.»⁴

Was Dobbie beschreibt, ist eine typische, plötzliche evangelikale Bekehrung. Saulus auf der Strasse nach Damaskus ist ein biblisches Beispiel dafür. Dobbie zweifelte nicht daran, dass nun eine echte persönliche Beziehung zu Gott entstanden war. Es kamen ihm keine Bedenken. Er liess sich als Glaubender taufen und schloss sich einer Gemeinde an, die man heute als offene Brüdergemeinde bezeichnen würde.

Er vertrat den üblichen christlichen Standpunkt, das Leben als Ganzes habe einen Sinn, und darum müsse Gott einen Plan für sein Leben haben. Die Charterhouse School hatte ihn für die Aufnahmeprüfung zur Royal Military Academy in Woolwich vorgeschlagen. Er bestand. Obwohl es

in seiner Kirche eine pazifistische Tradition gab, akzeptierte er die offene Tür zur Akademie als Zeichen, dass er nach Gottes Plan Soldat werden sollte.

Das war 1897. Dobbie war 1,90 Meter gross, kräftig gebaut, sportlich und intelligent. Zwei Jahre später wurde er zum Second Lieutenant bei den Royal Engineers ernannt. Er war ein Pionier, ein Militäringenieur.

Seine erste öffentliche militärische Pflicht war, Teil der Garde bei der Beerdigung von Königin Viktoria im Jahre 1901 zu sein. In seiner schicken scharlachroten Gardeuniform stand er am Piccadilly Circus am Parkgeländer. Bald darauf wurde er mitten in den Burenkrieg geworfen. Interessanterweise vertrat er später die Meinung, dies sei ein ungerechter Krieg gewesen.

1904 zog er erneut die Gardeuniform an, um Sybil zu heiraten. Sie bekamen drei Kinder, von denen eines später, 1944, im Kampf gegen die Nazis in Italien ums Leben kam.

Nach diversen Stationierungen in Übersee beschloss er, die Aufnahmeprüfung für das Staff College der britischen Armee in Camberley abzulegen. Er war an der Spitze der fünfzig Männer, denen dies 1911 gelang. Sein Studienabschluss fiel mit dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges 1914 zusammen.

Dobbie durchlebte die Grauen jenes Krieges, anfangs im Rang eines Captains, zum Schluss als Lieutenant Colonel. Als die britischen Truppen 1914 bei Mons auf die Deutschen stiessen, war es laut den Quellen die zahlenmässige Überlegenheit, die sie überwältigte, nicht eine grössere Tapferkeit oder Geschicklichkeit seitens der Gegner. Dobbie spielte eine entscheidende Rolle beim Rückzug von Mons. 1915 zerschmetterte ein Granatsplitter den Feldstecher, der an seinem Hals hing. Am Weihnachtstag desselben Jahres marschierte er innerhalb von achteinhalb Stunden 27 Kilometer weit an britischen Schützengräben entlang, um die Moral der Soldaten zu heben.

Er redete nicht viel über seine Arbeit und darüber, was er erlitten hatte.

Oft fragten ihn Leute, was er im Krieg getan hätte. Meist kam darauf die lakonische Antwort: «Ich habe ihn beendet.» Damit meinte er, dass er der diensthabende Offizier im britischen Generalhauptquartier gewesen war, als die Nachricht vom Waffenstillstand eintraf. Dobbie diktierte ein Telegramm, das an jeden britischen Soldaten ging.

Die Kampfhandlungen enden heute um 11.00 Uhr. Alle Truppen verharren an der Linie, die zu dieser Stunde erreicht ist. Verbrüderungen mit dem Feind finden nicht statt.

Gezeichnet: W.G.S. Dobbie,

Lieut. Colonel, Generalstab.

11. November 1918⁵

Wenn er Gelegenheit hatte, persönlich an seine Frau zu schreiben, zeigten seine Briefe ausführlicher, wie er reagierte, wenn er von Tod und Vernichtung in solch riesigem Ausmass umgeben war. Sybil neigte von Natur aus dazu, sich Sorgen zu machen. Im Gegensatz dazu richtete er den Blick immer auf die heitere Seite des Lebens. Häufig schrieb er ihr nach einer Schlacht: «Unsere Männer waren absolut grossartig.» Dieselbe Haltung nahm er zu den feindlichen Soldaten ein: «Die Deutschen, die uns gegenüberstehen, sind ein feiner Haufen und haben grossartig gekämpft.» Angesichts der hohen Verluste hatte Sybil Zweifel, dass er den Krieg überleben würde. Auch von der Möglichkeit eines Sieges war sie nicht überzeugt. Dobbie versuchte, ihre Wahrnehmung zu verändern. In einem Brief gab er ihr geistlichen Rat: «Bitte versuch nicht, Dir alles auf die Schultern zu laden, wenn doch der Herr die Last für Dich tragen will.» Niemand, der eine Ahnung vom Ausmass des Gemetzels im Krieg von 1914 bis 1918 hat, hätte Dobbie widersprochen, als er schrieb: «So Gott will, werden diese Kämpfe den Krieg verkürzen.»⁶

Manche Menschen gaben Gott die Schuld an dem Krieg; Dobbie hingegen machte die Sünde, die im Herzen jedes Menschen wohnt, dafür verantwortlich. Manche verloren das bisschen «Glauben», das sie hatten; Dobbie dagegen ging aus dem Gemetzel und dem Elend als ein christlicher Soldat hervor, der Gott nähergekommen und abhängiger von ihm geworden war. Es gab noch andere Soldaten wie ihn, die der festen Überzeugung waren, sich inmitten des Tötens und der Schrecken als gläubige Christen bewähren zu müssen. Tapfere Kapläne und Krankenträger sind Beispiele dafür, neben den Männern, die selbst kämpften und starben. Er erwähnt seinen Beitritt zur «Soldiers' Christian Association» (heute «Soldiers' and Airmen's Scripture Readers' Association» oder kurz «SASRA»). Dieser Gruppe gehörten Männer aller Rangstufen an, die sich trafen, um sich gegenseitig zu ermutigen. Sybil erfuhr aus seinen Briefen, die SCA habe «einen grossen Raum in Étaples, wo sie jeden Abend Versammlungen mit Hunderten von Teilnehmern abhält». ⁷ Seine Briefe offenbarten stets einen Mann, der nicht einfach nur um Gottes Hilfe bat; er erlebte tatsächlich Tag für Tag Gottes Nähe.

Ein Vorfall im März 1918 hinterliess einen tiefen Eindruck bei ihm. Da Russland infolge der bolschewistischen Revolution von 1917 Frieden geschlossen hatte, kämpfte die deutsche Armee nicht mehr im Osten. Somit konnte sie alle ihre Ressourcen ausschliesslich gegen die Briten und Franzosen im Westen richten. Während dieser ganzen Zeit gehörte Dobbie dem Stab des britischen Oberbefehlshabers Douglas Haig an. Die deutsche Armee war kurz davor, die Streitkräfte der Franzosen und der Briten auseinanderzutreiben.

Ende März wurde es notwendig, eine bestimmte britische Division aus dem Norden zu verlagern, um einen totalen Durchbruch zu verhindern. Würde dieser den Deutschen gelingen, so würden sie den Krieg gewinnen. Das alles wusste Dobbie. Er telefonierte, um Eisenbahnwaggons zu organisieren, mit denen die Männer augenblicklich transportiert werden

könnten. Der Offizier, der für die Eisenbahnverbindungen zuständig war, erwiderte, das sei unmöglich. Alles Debattieren und Ausspielen seines höheren Ranges half nichts. Dobbie berichtet, er habe damals gebetet: «Herr, ich bin mit meinem Latein am Ende. Es sieht so aus, als ob wir diese Division brauchen, wenn wir den Krieg nicht verlieren wollen. Bitte hilf.»⁸

Kurz darauf klingelte das Telefon. Unverhofft waren die Waggonen doch verfügbar geworden. Die Division stopfte das Loch, das die Deutschen in die Verteidigungslinien bohrten.

In seinem Buch *A Very Present Help* räumt Dobbie ein, dass diese Geschichte eine Menge Probleme aufwirft. Zum Beispiel scheint sie anzudeuten, Gott ergreife die Partei einer Seite. Es hätte auch ein Zufall sein können, dass die Waggonen gerade in diesem Moment verfügbar wurden. Was war, wenn ein Deutscher um das genaue Gegenteil betete? Doch was auch immer geschehen sein mochte, fuhr er fort, «ich hatte keinerlei Zweifel daran, dass Gott eingegriffen hatte.»⁹ Schliesslich sei die Bibel voller Geschichten über erhörte Gebete. Ausserdem wird in biblischen Geschichten von Kriegen oft gesagt, Gott habe Partei ergriffen.

Am 4. August 1918 riefen die Briten einen offiziellen Gebetstag aus, den mehr Menschen befolgten, als man erwartet hatte. Britische Truppen sammelten sich in der Nähe von Amiens zu einem massiven Gegenangriff. Wenn eine Überraschung gelang, würde dies auf beiden Seiten Leben retten. So viele Einheiten zu verstecken, war freilich physisch unmöglich. Doch plötzlich änderte sich das Wetter, so dass die deutschen Flugzeuge nicht mehr von oben auskundschaften konnten, was vor sich ging. Vier Tage nach dem Gebetstag begann mit der Schlacht von Amiens eine hunderttägige Serie von Siegen, die schliesslich zur endgültigen Niederlage der Deutschen führte. Der deutsche Stabschef General Ludendorff nannte diesen Moment den «schwarzen Tag der deutschen Armee».¹⁰

Interessanterweise wurde der nächste nationale Gebetstag am 26. Mai 1940 gehalten, obwohl die Entscheidung darüber schon vor jenem Sonntag getroffen worden war. Dobbies Sohn war einer der hilflosen britischen Soldaten, die darauf hofften, von Dünkirchen aus nach Hause gebracht zu werden. In seiner Verzweiflung angesichts der möglichen Zerschlagung der britischen Armee rief König Georg VI. einen nationalen Gebetstag aus. Churchills Regierung unterstützte dies. Kurz darauf wurde die See im Ärmelkanal ruhig, so dass Schiffe ohne Schwierigkeiten übersetzen konnten, um die Männer zu retten, die an den Stränden von Dünkirchen festsassen. Noch bemerkenswerter war, dass Hitler seine Panzereinheiten von einem Angriff zurückhielt. Die Historiker streiten immer noch darüber, warum er das tat. Tatsache bleibt, dass diese Entscheidung die britische Armee vor dem Untergang bewahrte. Fast alle der Männer wurden gerettet. Churchill nannte es einen «grossen Befreiungsschlag».

William Dobbie trug sein Teil zu dem Mosaik dieses Sieges bei. Aufgrund seiner Tätigkeit im Ersten Weltkrieg hatte man ihm die Auszeichnung «Distinguished Service Order» (Orden für herausragende Dienste, DSO) verliehen. Sechs Mal wurde der hochgewachsene, blonde Dobbie in den Kriegsberichten wegen seiner «tapferen und herausragenden Dienste auf dem Schlachtfeld» erwähnt. Auch die Franzosen verliehen ihm militärische Ehren, das

«Croix de Guerre» und die «Légion d'Honneur». Ebenso zeichneten ihn die Belgier aus.

1929 war Dobbie Einsatzleiter während der Palästina-Krise. Der Völkerbund, der nach dem Ersten Weltkrieg gegründet worden war, erteilte Grossbritannien den Auftrag beziehungsweise das Mandat, Palästina zu verwalten. Schon nach kürzester Zeit kam es zu Spannungen zwischen Juden und Arabern.

Dobbie, der in Jerusalem stationiert war, standen zu wenige britische Truppen zur Verfügung, um den Frieden aufrechtzuerhalten. Die Stadt Gaza lag im Wanderungsgebiet mehrerer Tausend Beduinen, die dafür

bekannt waren, dass sie auf Mord und Plünderungen aus waren. Ein britisches Missionskrankenhaus wurde zur Zielscheibe für diese Männer, die durch Propaganda und Hass aufgestachelt waren. Dobbie schrieb: «In meiner Not bat ich Gott um seine besondere Hilfe und sein Eingreifen. Ich kniete nieder und sagte ihm, dass ich am Ende meiner Möglichkeiten war.»¹¹ Eine Zeit lang rückten die Araber weiter vor und versteckten sich in Höhlen und Schluchten vor den britischen Flugzeugen. Doch plötzlich änderten sie «aus keinem für mich ersichtlichen Grund die Richtung im rechten Winkel, und statt die kurze Entfernung nach Gaza zurückzulegen, verbrachten sie die Nacht in offenem Gelände, weit weg von allem, was wichtig war.»¹²

Früh am nächsten Morgen traf die «HMS Courageous» aus Malta in Jaffa ein und brachte ein Bataillon Soldaten mit. Züge brachten die Truppen sofort nach Gaza. Dobbie bat seine politischen Offiziere, herauszufinden, warum die Beduinen die Richtung geändert hatten. Er persönlich glaubte daran, dass es eine Gebeterhörung war. Ohne zum Mittel des Kriegsrechts gegriffen zu haben, übergab er dem neuen Oberbefehlshaber, Air Vice-Marshal Dowding, ein befriedetes Palästina.

Die britische Regierung war beeindruckt und lobte Dobbies Handhabung der Palästina-Krise von 1929.

In der Bibel wird die Stelle, wo Christus gekreuzigt wurde, «Schädelstätte» genannt. Von seinem Büro in Jerusalem aus blickte Dobbie auf einen Hügel, der oft «Gordons Calvary» genannt wurde. Im Jahr 1883 war General Gordon aufgefallen, dass dieser Hügel die Form und das Aussehen eines Schädels hatte.

Eine Bibelgesellschaft wollte an die Brigade der britischen Truppen unter Dobbies Kommando Neue Testamente verteilen. Er stimmte zu und schrieb in seinem Büro mit Blick auf jenen Hügel, der aussah wie ein Schädel, ein Geleitwort, das jedem der Neuen Testamente beigelegt werden würde. Es lautete:

Sie sind an dem Ort stationiert, wo das zentrale Ereignis der Menschheitsgeschichte stattfand – nämlich die Kreuzigung des Sohnes Gottes. Sie können sich den Ort ansehen, wo dies geschah, und Sie können die Einzelheiten in diesem Buch nachlesen. Wenn Sie dies tun, wird zwangsläufig Ihr Interesse erwachen. Aber Ihr Interesse wird sich in etwas viel Tieferes verwandeln, wenn Sie erkennen, dass das Ereignis Sie persönlich betrifft. Denn um Ihretwillen starb der Sohn Gottes hier am Kreuz. Die Erkenntnis dieser Tatsache muss eine radikale Veränderung im Leben eines Menschen hervorrufen – und die Lektüre dieses Buches wird Ihnen unter der Wegweisung Gottes zu einer solchen Erkenntnis verhelfen.

Gezeichnet: W.G.S. Dobbie, Brigadier

Jerusalem, 10. Oktober 1929¹³

In seiner verbleibenden Dienstzeit verbrachte er einige Jahre als kommandierender Offizier an der School of Military Engineering in Chatham. Dies war eine der anspruchsvollsten Aufgaben für einen Pionier. In den Jahren 1935 bis 1939 war er Festungskommandant in Singapur. Hier erkannte er, dass die Japaner, ein potenzieller Feind, leicht durch die «Hintertür» hereinkommen konnten. Mittel für die Verteidigung Singapurs gegen eine feindliche Invasion aus dem Norden wurden beantragt, aber verweigert. Seine Haltung zur Verteidigung Singapurs wird in seiner Antwort deutlich, als General Armitage ihm sagte: «Vielleicht werden Sie es sein, der Singapur den Japanern übergibt.» Dobbie erwiderte: «Eher werden wir Ratten fressen.»¹⁴ Tragischerweise fiel die Festung 1941 genau so, wie er es vorausgesehen hatte.

Als der Zweite Weltkrieg ausbrach, war er völlig frustriert darüber, nichts tun zu können, um seinem belagerten Land zu helfen. Dann kam die Stationierung auf Malta.

Die Kampfkraft Maltas liess sich schnell überblicken. Dobbie befahl etwa fünftausend Soldaten. Anfangs befanden sich nur sechzehn alte Luftabwehrgeschütze auf der Insel. Vier alte Doppeldecker-Kampflugzeuge vom Typ Gladiator wurden in Kisten entdeckt. Drei davon wurden wieder zusammengesetzt. Sie bekamen die Spitznamen «Faith», «Hope» und «Charity» (Glaube, Hoffnung und Nächstenliebe). Eine Zeit lang stellten sie die gesamte Luftverteidigung Maltas dar. Eines davon ist erstaunlicherweise immer noch in einem Museum auf Malta erhalten.

Grossbritannien selbst war 1940 durch einen Einmarsch Hitlers bedroht. Von daheim waren also keine Verstärkungen zu erwarten. Die nächsten britischen Niederlassungen waren Gibraltar, fast tausend Meilen westlich, und Alexandria, fast tausend Meilen östlich. Statt Verstärkung schickte der höchste Offizier der britischen Armee, Sir Edmund Ironside, ein Telegramm aus London. Es lautete: «5. Buch Mose, Kapitel 3, Vers 22.»¹⁵ Dobbie schlug den Vers in der Bibel nach. Dort heisst es: «Fürchtet euch nicht vor ihnen; denn der Herr, euer Gott, streitet für euch.»

Obwohl Maltas Zukunft sehr ungewiss aussah, glaubte der Optimist Dobbie stets daran, dass Grossbritannien den Krieg gewinnen würde. Wie, wusste er nicht. Churchill auch nicht.

Als Frankreich sich 1940 Deutschland ergeben musste, wandte sich Dobbie an die maltesische Bevölkerung: «Die Entscheidung der britischen Regierung, weiterzukämpfen, bis unsere Feinde besiegt sind, wird von der gesamten Garnison auf Malta mit grösster Befriedigung vernommen worden sein. Es mag sein, dass schwere Zeiten vor uns liegen, doch wie schwer sie auch sein mögen, ich weiss, dass unser Mut und unsere Entschlossenheit nicht nachlassen werden. Mit Gottes Hilfe werden wir die Sicherheit dieser Festung aufrechterhalten. Darum rufe ich uns alle auf, Gottes Hilfe zu erleben und dann im Vertrauen auf ihn unbeirrt unsere Pflicht zu tun.»¹⁶

Italiens Kriegserklärung an Grossbritannien kam am 10. Juni 1940. Der erste Luftangriff auf Malta folgte um sechs Uhr am nächsten Mor-

gen. Dobbies Rundfunkansprache an die Bevölkerung Maltas enthielt diese Worte: «Möge Gott uns helfen, unsere Pflicht mit aller Kraft zu tun.»¹⁷

270'000 Maltesen hörten, was er sagte. Unter ihnen war oft im Scherz zu hören, die Leute dort seien katholischer als der Papst. Doch sowohl die Bevölkerung als auch ihre religiösen Führer mochten und respektierten ihren entschieden protestantischen Gouverneur. Infolgedessen erwarb er sich das volle Vertrauen des maltesischen Volkes und enttäuschte es nicht. Das gereicht ihm zur Ehre.

Seine unverblümete Ehrlichkeit beeindruckte die Leute. Man sah ihn inmitten von Scharen hungriger Kinder, in den tiefen Felstunneln der Insel, auf den von der Sonne ausgedörrten Strassen der Städte; ja überall, wo Not oder Probleme herrschten. Nie zog er sich in einen Bunker zurück. Keine Aktivität sagte er wegen Angriffen ab. Seine Tapferkeit war ansteckend.

Heutige Militärhistoriker staunen darüber, dass es weder Mussolini noch Hitler gelang, Malta zu erobern, obwohl sie versuchten, es in Grund und Boden zu bombardieren. Beide Diktatoren planten eine Invasion, doch dieses Vorhaben wurde nie umgesetzt. Dobbie schrieb dies der zügelnden Hand Gottes zu. Wie auch immer man es erklären will, sicher ist, dass die Tatsache, dass Malta nicht eingenommen werden konnte, dazu führte, dass die Briten ihre U-Boote, Schiffe und Flugzeuge auf der Insel stationieren konnten, die etliche Schiffe mit Vorräten für feindliche Armeen in Nordafrika versenkten. Der deutsche General Rommel schrieb seine letztendliche Niederlage im Kampf um Nordafrika zu einem grossen Teil der militärischen Leistung der Festung Malta zu.

In seinem Buch *A Very Present Help* berichtet Dobbie von einigen Vorfällen, die einen tiefen Eindruck bei ihm hinterliessen. Einer davon betraf einen Nachschubkonvoi, der im Januar 1941 Malta erreichte. Unter den Begleitschiffen des Konvois befand sich ein neuer Flugzeugträger, die «HMS *Illustrious*». Dieses Schiff war bereits durch Bomben

schwer beschädigt, als es sich in den Hafen von Malta schleppte. Nachdem es dort in der Marinewerft lag, beschloss die deutsche Luftwaffe, dafür zu sorgen, dass es Malta nie wieder verlassen würde. Sie erzielte zahlreiche Treffer. Die Aussichten, die «Illustrious» zu retten, schienen gering. Nach einer Weile teilte die Werftleitung Dobbie mit, wenn *keine weiteren Schäden entstünden*, könne das Schiff in vier Tagen wieder seetüchtig sein. Nur Dobbie wusste, was die Werft angedeutet hatte. Er betete darüber zu Gott. Später schrieb er: «Der nächste Tag kam. Die Angriffe kamen erneut, doch die Deutschen hatten ihre Taktik geändert und bombardierten aus viel grösserer Höhe als zuvor. Sie verfehlten das Schiff – und keine weiteren Schäden entstanden. Dasselbe erlebten wir an den drei folgenden Tagen; und am vierten Tag schliesslich, nach Sonnenuntergang, sah ich das grosse Schiff in Richtung Alexandria auslaufen, das es auch sicher erreichte.»¹⁸

Bei einer anderen Gelegenheit musste der Kreuzer «HMS Penelope» auf Malta zur Reparatur ins Trockendock. Die feindlichen Flugzeuge fanden das Schiff wie eine brütende Ente vor, unfähig, ihren Bomben auszuweichen. Die «Penelope» wurde so oft getroffen, dass ihre Mannschaft sie «HMS Pfefferstreuer» nannte, weil sie von oben völlig durchlöchert war! Das Merkwürdige war jedoch, dass keine vernichtenden Schäden entstanden. Die notwendigen Reparaturen wurden abgeschlossen. Mit den vielen hölzernen Stopfen, die aus ihm herausragten, sah das Schiff aus wie ein Stachelschwein, als es Malta verliess und sich nach Gibraltar durchkämpfte. Bei seiner Ankunft dort gab es auf Deck einen Dankgottesdienst. Dobbie schrieb: «Das Ganze war ein Wunder.»¹⁹

Im April 1942, während Dobbie noch Gouverneur war, verlieh König Georg VI. Malta das Georgskreuz. Dies war das erste von insgesamt zwei Malen in der britischen Geschichte, dass eine ganze Gemeinschaft für Tapferkeit ausgezeichnet wurde. (Das andere Mal betraf es die nordirische Polizei, die Royal Ulster Constabulary, im Jahre 1999.)

Als am 7. Mai 1942 der 2³⁰⁰. Luftangriff über Malta hereinbrach, wurde Dobbie auf dem Luftkissenboot, mit dem der neue Gouverneur Lord Gort eingetroffen war, zurück nach Grossbritannien gebracht. Vier Tage später musste Dobbie mit einem Blinddarmdurchbruch ins Krankenhaus. Er war 62 Jahre alt.

Bei einer Ansprache vor dem maltesischen Regierungsrat fasste Gort die Geschichte zusammen: «Malta verdankt Sir William Dobbie viel. Er war es, der diese Kriegsfestung organisierte. Durch seinen Weitblick wurden die Bunker errichtet. Unter seiner Verwaltung wurden die Grundlagen gelegt für die grossartige zivile Organisation, die geeignet war, die Belagerung bis zu einem erfolgreichen Abschluss durchzuhalten.»²⁰

Dobbie starb mit 85 Jahren am 3. Oktober 1964. Sein Lebenszeugnis fasste er mit diesen Worten zusammen: «Der lebendige und ununterbrochene Kontakt mit unserem himmlischen Vater ist die wunderbarste Sache der Welt.»

Sein Glaube an Christus blieb ihm durch Krieg und Gefahr, durch Ruhm und Erfolg, durch Verlust und hohes Alter erhalten. Jener Kontakt zu Gott, der in der Heiligen Schrift wurzelte, wurde nie abgebrochen.

Mehr über William Dobbie

Es sind mehrere kurze Darstellungen zum Leben William Dobbies erschienen. Die 1965er Januar/Februar-Ausgabe von «Practical Christianity» (einer Zeitschrift für Offiziere in den drei Truppenteilen) enthält einige Artikel zur Erinnerung an ihn. Ein guter Nachruf erschien in der Frühjahrsausgabe 1965 von «The Evangelical Library Bulletin». Brigadier W.I.C. Dobbie schrieb einen vorzüglichen Überblick über sein Leben in der «Evangelical Times» vom Dezember 1999.

Brigadier Dobbie besitzt ein Exemplar einer privat gedruckten Biografie von William Dobbies Tochter Sybil. Ihr Titel lautet *Faith and Fortitude*. Dieses Buch hat Brigadier Dobbie mir freundlicherweise ausgeliehen, und ich habe mich stark darauf gestützt. Nicht einmal die Evangelical Library in London scheint ein Exemplar davon zu besitzen.

William Dobbies eigene Schriften, *Active Service with Christ* und *A Very Present Help*, sollte jeder lesen, der sich für Dobbies Glauben und sein Leben interessiert.

4.

Johanna-Ruth Dobschiner

Eine Holocaust-Überlebende

Es klingelte an der Tür und hörte nicht wieder auf zu klingeln; bis die Tür geöffnet wurde. Hansie hörte schwere Schritte auf der Treppe. Eine Stimme rief: «Beeilung, wir haben nicht die ganze Nacht Zeit!» Ihr Vater und ihre Mutter wurden hinausgeführt und in einen wartenden Wehrmachtslaster geschoben. Erstarrt vor Schrecken lag Hansie in ihrem Bett ...



Johanna-Ruth Dobschiner

4.

Johanna-Ruth Dobschiner



Rasch trat die vierzehnjährige Johanna-Ruth Dobschiner¹, von ihrer Familie und ihren Freunden Hansie genannt, ans Fenster ihres Zimmers und zog die Vorhänge zurück.

Unerwarteter Lärm von Flugzeugen und Maschinengewehrfeuer über Amsterdam hatte sie früh geweckt. Die Strasse draussen war voller Nachbarn. Die meisten von ihnen zeigten nach oben und sahen erregt aus. Es war noch sehr früh am Freitagmorgen, dem 10. Mai 1940. Als Hansie aufblickte, war zu ihrem Erstaunen der Himmel voller Fallschirmspringer. Wenige Stunden später sah sie den erschreckenden Anblick grau uniformierter deutscher Soldaten in ihrer eigenen Strasse. Eine entsetzliche Zeit hatte begonnen.

Die ganze Welt erfuhr bald, dass Hitler um 4.30 Uhr an jenem Morgen des 10. Mai ein völlig neutrales Land ohne vorherige Kriegserklärung überfallen hatte. Die Holländer waren am Ersten Weltkrieg nicht beteiligt gewesen. Als er zu Ende ging, hatten sie sogar Wilhelm, dem besiegten deutschen Kaiser, lebenslanges Asyl gewährt. Hitler hatte nur einen einzigen Grund, seine riesige Armee auf die arglosen Holländer loszulassen: Teile ihres Territoriums boten leichte Zugangswege für ihn, um die Bri-

ten und die Franzosen anzugreifen. Die friedliebenden Holländer, die seit 1830 an keinem Krieg mehr beteiligt gewesen waren, unterlagen innerhalb von fünf Tagen. Die äusserst brutale Besetzung ihres Landes dauerte fünf Jahre.

Was als Nächstes geschah, war für Hansies Familie besonders erschreckend. Sie waren ursprünglich in Berlin zu Hause gewesen. Hansie und ihre beiden älteren Brüder, Werner und Manfred, waren dort geboren. Der holländische Konsul, der die Zeichen der Zeit erkannte, hatte ihnen geraten, vor der anschwellenden Flut der antijüdischen Aggressionen und Übergriffe der Nazis zu fliehen. Damals war Hansie erst neun gewesen und hatte sich darauf gefreut, in Holland in Sicherheit zu leben. Das war 1935. Als dann buchstäblich «aus heiterem Himmel» die deutschen Truppen über sie herfielen, hatte der gefürchtete Feind, den sie hinter sich gelassen hatten, sie eingeholt. Genau fünf Jahre waren sie von Bedrohungen und Schrecken frei gewesen.

Die Lage in Holland verschlimmerte sich rasch. Die niederländische Königin Wilhelmina warnte ihr Volk, es sei möglich, dass sie entführt und als Geisel benutzt würde. Widerstrebend floh sie auf einem britischen Zerstörer nach England. Die übrige Bevölkerung sass in der Falle. Innerhalb weniger Tage begann die neue deutsche Verwaltung damit, Gesetze zu erlassen. Die meisten davon richteten sich gegen die jüdische Bevölkerung, obwohl auch alle anderen niederländischen Bürger, die sich der illegalen Besetzung widersetzen, in Schwierigkeiten geraten konnten. Es gab keinen Weg, der Macht der Eindringlinge auszuweichen.

Neue Vorschriften verlangten, dass Juden ihre persönliche Habe wie Autos, Fahrräder und Radios abgaben. An Geschäften, Hotels, Theatern und Kinos wurden Schilder angebracht, die verkündeten, der Zutritt sei «Für Juden verboten». Öffentliche Verkehrsmittel durften sie nicht benutzen. Die unglückliche Hansie wurde gezwungen, ihre überkonfessionelle Schule zu verlassen und auf eine rein jüdische Schule zu wechseln.

Anfang 1941 schrieb ein neues Gesetz vor, dass alle Juden sich leuchtend gelbe Sterne mit zwölfteinhalb Zentimeter Durchmesser beschaffen mussten, auf denen in Grossbuchstaben das Wort «JUDE» prangte. Diese Sterne mussten auf alle Oberbekleidungsstücke aufgenäht werden. Wer den Stern nicht trug, wurde streng bestraft, aber in der Frühphase der Besetzung ging es dabei noch nicht um Leben und Tod.

Am 21. Februar 1941 wurde der Antisemitismus dann doch eine Frage auf Leben und Tod. Hansies zwei Brüder waren unter den vielen Tausenden männlicher Juden, die wahllos auf den Strassen zusammengetrieben und in Konzentrationslager verfrachtet wurden. Hansie behauptete für den Rest ihres Lebens, dass die Haare ihrer Mutter über Nacht weiss wurden. Wie befürchtet, wurden ihre beiden Brüder nie wieder gesehen. Irgendwann schliesslich wurde ihren Eltern ihre Asche übergeben.

Hansies Ehrgeiz war es, Krankenschwester zu werden, doch fürs Erste musste sie sich damit begnügen, bei einem Schneider auszuhelfen. Während mehr und mehr Juden ins «Land ohne Wiederkehr» verschwanden, wie sie es ausdrückte, erfasste sie die Furcht, und ihre Gedanken kreisten immer mehr um das jüdische Krankenhaus. Sie hatte die Vorstellung, als Patientin im Krankenhaus könne ihr nichts passieren. Eine freundliche Krankenschwester fädelt ein, dass ihr dort unnötigerweise der Blinddarm entnommen wurde. Hansie war der Meinung, dass es sich lohne, für zwei Wochen Ruhe und Sicherheit den Blinddarm herzugeben.

Im Herbst 1942 wurde sie wirklich krank, und ein Arzt diagnostizierte Scharlach. Die Vorschriften verlangten, dass an der Haustür ein Schild angebracht wurde: «Gefahr. Kein Eintritt. Scharlach.» Offensichtlich mochten die Nazis keine ansteckenden Krankheiten. Der Scharlach verschaffte ihr sechs willkommene Wochen der Sicherheit. Während sie im Bett lag, feierten ihre sehr frommen, jüdisch-orthodoxen Eltern das Chanukkafest. Es wird im Dezember gefeiert, etwa zur selben Zeit wie Weihnachten.

In ihrem Zimmer im Obergeschoss ans Bett gefesselt und meistens allein, dachte Hansie an die jüngsten Ereignisse zurück. Sie glaubte fest an die jüdische Religion und ihre Riten. Sie war Jüdin, und etwas anderes wollte sie nicht sein. Doch irgendetwas fehlte im Leben dieses siebzehnjährigen Mädchens. Sie analysierte ihre Religion und die ihrer Eltern. Sie war streng, was die äusserliche Befolgung der Festtage anging, doch Gott schien fern zu sein. Gott spielte in ihrem Alltagsleben keine Rolle, obwohl sie doch so religiös waren. Der Gedanke, dass Gott gar nicht wie eine gegenwärtige Wirklichkeit behandelt wurde, erschütterte sie zutiefst. Das orthodoxe Judentum hatte Feste wie Chanukka zu bieten, an denen man der Taten Gottes in der Geschichte des hebräischen Volkes gedachte. In ihr keimte die Frage auf, ob sie nicht auch *heute* Gott persönlich kennenlernen könnte. Wenn es Gott wirklich gab, konnte man dann Kontakt zu ihm aufnehmen? Warum rückte ihre Religion ihn in so weite Ferne?

Im Dezember 1942 machte sie eine Erfahrung durch, die sie so beschrieb: «Ich wurde zum ersten Mal in meinem Leben «gottbewusst». ... Diese ferne Person, der allmächtige Gott, liess sich für einen Augenblick von mir sehen.... Ich wusste nun, dass Gott nicht nur einmal war, sondern immer noch ist. ... Drei Worte standen nun wie Felsen in meinem Leben: ‚GOTT ... MIT ... UNS.‹ Ich wusste mich Gott an jenem Abend sehr nahe.»

Um diese tröstliche und beruhigende Botschaft mitzuteilen, schrieb sie die drei Worte auf drei Zettel, die sie über ihrem Bett an die Wand heftete. Die Absicht war gut. Wenn die Familie auf die Wahrheit dieser Worte vertraute, würde sie das ermutigen. So dachte sie.

Doch als sie ihren Eltern von diesem «Moment der Offenbarung» der Nähe Gottes erzählte, schnitt ihr Vater ihr das Wort ab: «Rede nicht solchen völligen Quatsch.» Offenbar war der Gedanke, dass man Gott als Realität im Alltag erfahren könnte, nichts für einen frommen orthodoxen Juden. Obwohl sie keineswegs Christin geworden war, trug dieses selb-

same geistliche Erlebnis der Nähe Gottes sie durch die grauenhaften Ereignisse der nächsten beiden Jahre.

Im Februar 1943 hatte sie sich vom Scharlach erholt. Der Geruch des antiseptischen Lysols war verflogen, und die Warnung vor der ansteckenden Krankheit musste entfernt werden. Die Familie Dobschiner kehrte zur «Normalität» zurück. Alle hatten das Gefühl, dass das Damoklesschwert an einem sehr dünnen Faden über ihnen hing.

Um 22.00 Uhr am 9. April 1943 kam der bitterste Schlag von allen. Das Katz-und-Maus-Spiel war vorbei. Es klingelte an der Tür und hörte nicht wieder auf zu klingeln, bis die Tür geöffnet wurde. Hansie hörte schwere Schritte auf der Treppe. Eine Stimme rief: «Beeilung, wir haben nicht die ganze Nacht Zeit!» Ihr Vater und ihre Mutter wurden hinausgeführt und in einen wartenden Wehrmachtslaster geschoben. Erstarrt vor Schrecken lag Hansie in ihrem Bett, das hinter einem Raumteiler verborgen stand. Zu ihrem Erstaunen sahen die Soldaten sie nicht. Dann fiel die Tür ins Schloss, und sie war völlig allein in dem stillen Haus.

Ihre Gedanken überschlugen sich. Anfangs konnte sie sich kaum bewegen, vor allem aus Furcht. Dann begriff sie, in welcher Gefahr sie schwebte. Die Plünderer, die immer Wind davon zu bekommen schienen, wenn eine Familie abgeholt worden war, konnten da sein, noch bevor die Ausgangssperre endete. Rasch zog sie sich an, packte das Nötigste in einen kleinen schwarzen Koffer und ging aus dem Haus, sobald es sechs Uhr morgens war. Sie wagte es nicht, noch einmal zurückzukehren. Während sie benommen und unter Schock davonging, blickte sie sich um. Es war so eine hübsche Wohnung gewesen, mit ihrem herrlichen Blick auf den Kanal und seine Boote.

Sie meldete sich zum Dienst in dem jüdischen Kindergarten, in dem sie arbeitete. Sie brauchte nur zu sagen: «Gestern Abend sind sie gekommen ... die ganze Familie», und alle anderen wussten ohne weitere Erklä-

rungen Bescheid. An einem trüben Aprilmorgen beobachtete sie die grausige Szene, wie Dutzende von Wehrmachtlastwagen sich aufreihen, um die bemitleidenswerten Schlangen hilfloser Menschen aufzunehmen. Da sah sie ihre Mutter und ihren Vater. Sie wollte ihnen zuwinken, wagte es aber nicht. Wenn ein Soldat sah, wie sich ein Vorhang bewegte und jemand winkte, würde er vielleicht einfach nur auf das Fenster zeigen. Dann würden andere Soldaten ins Gebäude stürmen und sie mit zu den anderen Opfern nehmen, die bereits festgenommen worden waren. Nein, der Versuchung zu winken musste sie widerstehen. Die Motoren der Lastwagen brüllten auf, und dann waren sie alle weg. Sie würde ihre Eltern nie wieder sehen. Die schreckliche Tat, ein Begräbnis bei lebendigem Leib, war geschehen.

Hansies Eltern gehörten zu den über hunderttausend holländischen Juden, die während der Besetzung durch die Nazis ermordet wurden. Die bekannteste unter ihnen war ein junges Mädchen namens Anne Frank. Das Tagebuch, das sie führte, bevor sie verraten wurde, wurde nach ihrem Tod veröffentlicht.

Am Sonntag, dem 20. Juni 1943, wurde Hansie aus dem Haus geholt, in dem sie nun wohnte. Überall waren Soldaten und kommandierten Leute in die wartenden Lastwagen hinein. Ein paar Holländer in schwarzen Hemden waren auch da; Nazi-Kollaborateure, die zur Stelle waren, um bei «Sprachproblemen» zu helfen. Erstaunt darüber, wie gefasst sie selbst war, sagte Hansie auf Deutsch zu den Soldaten, die sie abführten: «Kann ich irgendetwas tun, um zu helfen?» Sie dachte sich, dass sie sich um ein paar weinende Kinder kümmern könnte. Das Angebot wurde angenommen. Sollte *sie* sich um die verlorenen Kinder kümmern.

Als sie den Amsterdamer Bahnhof erreichten, wurden die Kinder wieder mit ihren Eltern vereint. Auf dem Bahnhof herrschte das Chaos. Die erwachsenen Opfer standen herum und nahmen einfach hin, was mit ihnen geschah. Die deutschen Soldaten befahlen ihnen, sich in einen Güterzug zu zwängen. In jedem der Viehtransporter sollten fünfzig Gefan-

gene die Reise in den Tod antreten. Die Juden wurden zusammengepfercht wie Tiere. Sitzplätze oder gar Toiletten gab es nicht.

Bald war Hansie an der Reihe, in einen der Viehwaggons zu klettern. Sie half mit, einen Kinderwagen an Bord zu hieven. Das Baby der Familie weinte laut. Das Kind hatte lauter rote Flecken im Gesicht. In einem verzweifelten Versuch zu entkommen, nutzte die «Krankenschwester» ihre fließenden Deutschkenntnisse. Durch die Gitterstäbe rief sie, so laut sie konnte: «Achtung, Achtung. Ansteckende Krankheit. Öffnen Sie sofort die Tür. Eine hoch ansteckende Familie in diesem Wagon. Schnell! Beeilen Sie sich!»

Zu ihrer Verblüffung öffneten einige Soldaten, die in der Nähe standen, tatsächlich die Tür. Kühn forderte sie sie auf, Abstand zu halten. Ein Offizier sagte ihr, als Krankenschwester sei sie für die Familie verantwortlich! Sie sollten in den Wartesaal des Bahnhofs gehen. Mithilfe eines freundlichen holländischen Arztes hielt die findige Siebzehnjährige die Scharade aufrecht, die roten Recken, die vermutlich nur Hitzeflecken waren, seien eindeutig Symptome für Scharlach. Züge kamen und fuhren wieder ab und entleerten den Bahnhof all des menschlichen Elends. Schliesslich veranlasste Dr. van Ebo, dass die Familie und einige andere in einen Krankenwagen verladen wurden. Hansie, die immer noch ihren gelben Stern trug, kletterte mit der Familie hinein. Die Ambulanz fuhr sie zum Krankenhaus. Auf diese Weise entrann sie ein weiteres Mal dem Tod. Wieder ein Albtraum vorüber – vorerst.

Ohne Hansie zu informieren, erzählte Dr. van Ebo der Oberschwester im Krankenhaus, was seine junge Helferin auf dem Bahnhof von Amsterdam getan hatte. Die Folge war, dass das jüdische Stadtkrankenhaus Hansie Dobschiner als Krankenschwester einstellte, obwohl sie keine Ausbildung hatte. Während der ganzen Zeit, die sie dort verbrachte, wunderte sie sich darüber, wie sicher sie im Grunde war. Wann würde man

sie in ein Konzentrationslager verschleppen? Die Antwort, so schien es, kam am 5. Juli 1943.

Offiziere der Gestapo kamen ins Krankenhaus, bemächtigten sich der Lautsprecheranlage und verlasen die Namen aller, die dort seit weniger als drei Monaten angestellt waren. «H. Dobschinen» war einer der Namen, die genannt wurden. Immer noch in ihrer Schwesternuniform, wurde sie in einen Lastwagen verfrachtet. Durch vertraute Strassen ging es zu dem wartenden Zug.

Hansie kletterte in einen der Waggons. Bevor sie abfuhr, fragte eine Frau, die ebenfalls die Reise in die Vernichtung antrat, auf welcher Station Hansie gearbeitet hatte. «Ansteckende Krankheiten», lautete die Antwort. Hatten sie denn noch nicht genug Ärger, ohne sich auch noch bei ihr mit irgendwelchen Krankheiten anzustecken? Ein ganzer Chor von Stimmen flehte sie an: «Bitte gehen Sie, bitte verlassen Sie uns.» Für Hansie war es kaum zu fassen, dass man sich in einer solchen Situation Gedanken über irgendwelche Ansteckungen machte.

Sie brach alle Vorschriften und stieg wieder hinunter auf den Bahnsteig. Sofort kam ein Soldat auf sie zu. Ohne auf das auf sie gerichtete Gewehr zu achten, sagte sie mit ihrem Berliner Dialekt: «Det hat keen Zweck; im Zuuch wolln'se mir nischt hab'n, weil ick auffe Quarantänestation für ansteckende Krankheiten jarbeetet hab. Ick gloobe, ick jeh ma bessa wieda zurück innet Krankenhaus. Hamm Sie velleecht eenen, der mir mitnehm'n kann?»

Der Soldat liess seine Waffe sinken und wandte sich an einen Kameraden. «Fährst du zurück in die Stadt? Kannst du diese Schwester am Krankenhaus absetzen? Danke.»

Es funktionierte! Hansie war die Einzige, die an jenem Tag ins Krankenhaus zurückkehrte. Alle anderen kamen in die Todeslager.

Die Oberschwester des jüdischen Krankenhauses teilte Hansie für Hausbesuche ein. Ihr Auftrag war, sich um eine Frau Sim zu kümmern, die an Lungenentzündung litt. Eines Tages kam Herr Sim sehr früh von der Arbeit zurück. Ausser Atem stiess er hervor:

«Die nehmen sich gerade Ihr Krankenhaus vor. Es ist grauenhaft.» Und tatsächlich, das Krankenhaus wurde geleert. Alle Ärzte, Schwestern und Patienten wurden in den Tod geschickt. Hansie blieb nur deshalb verschont, weil sie sich nicht auf dem Gelände befand. Diese unmenschliche Tat fand am 13. August 1943 statt.

Es waren inzwischen nur noch zwei Wochen bis zu Hansies achtzehntem Geburtstag. Doch der Lebenswille verliess sie allmählich. Innerlich wuchs ihre Überzeugung, dass sie nun bald an der Reihe war, verschleppt zu werden. Hatten sich all diese Versuche gelohnt, dem Schicksal zu entkommen? Sie beschloss, ihren inneren Qualen ein Ende zu machen, indem sie sich selbst stellte. Sie suchte sich sogar ein Datum aus, an dem sie sich ergeben wollte: den 6. September. Als ihre Freundin Lena von ihrer Entscheidung hörte, hinderte sie sie mit Gewalt daran, in die Gefangenschaft zu gehen. «Du egoistische, dumme, kindische Idiotin!», schrie ihre Freundin sie an. «Geh sofort zurück und hör mit diesem Blödsinn auf.»

Nachdem sie daran gehindert worden war, «absichtlich Selbstmord zu begehen», wie Lena es formulierte, stelle man sich Hansies Überraschung vor, als ihr am folgenden Tag einige holländische Widerständler die Möglichkeit boten, in den «Untergrund» zu gehen. Das bedeutete, es bestand die Möglichkeit, sich langfristig irgendwo zu verstecken. Ein anderes jüdisches Mädchen war die erste Wahl gewesen, aber sie lag mit einer Virusgrippe im Bett. Da es am nächsten Tag geschehen musste, wurde Hansie als Ersatz ausgewählt.

Der 8. September 1943 war der grosse Tag. Die Anweisungen waren einfach und dienten dazu, alle Beteiligten zu schützen. Sie wurden ihr von Jan mitgeteilt, einem Pförtner, der im Krankenhaus gearbeitet hatte. Sie musste sich eine Adresse im Osten von Amsterdam einprägen; auf schreiben durfte sie sie nicht. An der Ecke jener Strasse sollte sie niesen und ein Taschentuch aus ihrer rechten Manteltasche ziehen. Wie man es

ihr erklärt hatte, ging sie zu dem Haus. Als sie die Adresse erreichte, klopfte sie an die Tür und trat in das Haus – und in ein ganz neues Leben.

Ein hochgewachsener, schlanker Mann begrüßte sie. Sie musste ihm vertrauen, da sie keine Ahnung hatte, wer er war. Es hätte ja auch eine Falle sein können. Doch der Mann sagte ihr, sie solle sich von jetzt an Francisca Dobber nennen. Ihren gelben Stern schnitt er ihr vom Mantel. Sie zog ihre Schwesternuniform aus. Sie könne ihn «Domie» nennen, sagte ihr der Mann. Gemeinsam nahmen sie einen Zug in den Norden der Niederlande, wo er sie mit fünf anderen jungen Leuten in seinem Haus versteckte.

In Holland werden christliche Geistliche meist «Domine» genannt. Domie hiess in Wirklichkeit Bastiaan Johan Ader und war evangelischer Pastor in der holländischen reformierten Kirche. Als er Hansie kennenlernte, war er 33 Jahre alt und eine Schlüsselfigur im holländischen Widerstand gegen die Nazibesatzung. Bastiaan Ader nahm nicht nur Juden auf; er nahm auch abgeschossene Piloten unter seine Fittiche und arrangierte, dass sie zurück nach England geschmuggelt wurden. Neben diesen Aktivitäten leitete er eine reformierte biblische Gemeinde in der Nähe von Groningen im Norden der Niederlande. Kein Wunder, dass einer der ersten Eindrücke Hansies von ihm war, dass er müde wirkte. Er war einer der kaum bekannten grossen Männer der Welt.

In der Sicherheit von Bastiaan Aders Haus im ländlichen Nieuw-Beerta war Hansie weit weg von der Welt der Soldaten, Verhaftungen, Ausgangssperren und Überfälle. Aders Frau Jo hatte einen kleinen Sohn, und ein zweites Kind war unterwegs, und so half Hansie im Haus. Es war eine gespannte, einsame Zeit des Wartens auf die Befreiung, während die alliierten Streitkräfte die Deutschen langsam zurücktrieben. Nachrichten über das Vorrücken der Alliierten nach dem D-Day am 6. Juni 1944 kamen von der BBC in London über ein verbotenes Radio, das auf dem Dachboden des Gemeindehauses versteckt war.

Hansie praktizierte ihren jüdischen Glauben weiter, soweit es in dieser

Abgeschiedenheit möglich war. In Domies Haus waren alle Wände mit Hunderten von Büchern bedeckt. Eines Tages, Anfang 1944, als sie sich die Titel anschaute, fand sie eine illustrierte Kinderbibel. Sie beschloss, sie zu lesen. Alle Arbeiten im Haus waren erledigt, und die Zeit verging so langsam, dass die Langeweile zum Problem wurde. Die meisten Geschichten in der Kinderbibel waren einer religiösen Jüdin natürlich vertraut, etwa die über Mose und die Propheten. Dann jedoch las sie zum ersten Mal die Geschichte von Jesus Christus. Das war verwirrend. Warum hatte ihr noch nie jemand von diesem jüdischen Propheten erzählt? Je mehr sie las, desto mehr bewunderte sie Jesus. Sie berichtete: «Als die Wochen und Monate vergingen, wurde sein Leben ein Teil von meinem. Ich genoss das Zusammensein mit meiner Bibel und meinem neu entdeckten Propheten und Helden, Jesus.»

Eines Tages stiess sie auf eine holländische Bibel. Nachdem sie das Alte Testament gelesen hatte, kam eine leere Seite, dann eine neue Titelseite. Auf dieser Titelseite stand: «Das Neue Testament von unserem Herrn und Erlöser Jesus Christus». Danach kamen vier Bücher über Jesus, die «Evangelien» genannt wurden – Matthäus, Markus, Lukas und Johannes. Sie las die vier kurzen Bücher und einige der nachfolgenden Texte mit wachsendem Interesse. Auf einmal fiel es ihr leicht, zu verstehen, wieso diese Christen, so wie Domie oder «Onkel Bas», wie sie ihn inzwischen nannte, sich so verhielten, wie sie es taten.

Eines Sonntagmorgens im Februar 1944 fragte sie, ob sie mit den anderen zusammen von einem Versteck im Gemeindesaal aus den Gottesdienst verfolgen dürfe. Es war die erste christliche Predigt über einen Bibeltext, die sie je gehört hatte. Domie predigte über das dreizehnte Kapitel des Johannes-Evangeliums. Hansie spürte seine Aufrichtigkeit. Die Kraft dieser Predigt erreichte ihr Herz. Die ganze Geschichte vom Leben, dem Tod und der Auferstehung Jesu, und was sie für sie bedeutete, wurde ihr klar.

An einem Abend im April 1944 eröffnete Domie der Gruppe, er müsse

sich verstecken, weil die Nazis entschlossen seien, ihn zu verhaften. Sie mussten schnell handeln, bevor sein Haus und die Kirche durchsucht würden. Als sie sich alle zerstreuten, bat Hansie Domies Frau um Erlaubnis, die holländische Bibel mitzunehmen. Sie stimmte zu – und schien nicht im Geringsten überrascht zu sein.

Nun ging es von einer Zuflucht zur nächsten, und Hansie fühlte sich hilflos. Falls sie überhaupt eine Zukunft hatte, lag sie in den Händen Domies und seiner Freunde. Sie wusste, dass diese ganz normalen holländischen Leute freiwillig ein furchtbares Risiko auf sich nahmen. Sie konnten dafür erschossen werden, dass sie sie versteckten. Die Tage und Wochen schleppten sich dahin. Immer mehr kreisten ihre Gedanken um die Bibel.

Sie schrieb: «Gott wurde durch ... Jesus Christus so klar erklärt und dargestellt, dass ich fast das Gefühl hatte, dass ich ihn kannte – dass ich mich auf ihn verlassen konnte – dass ich ihn beim Wort nehmen und nach seinem Rat leben konnte. Das Einzige, was mir Sorgen machte, war, wenn dieser Jesus konkrete Behauptungen über seine Ziele auf der Erde oder seine Vollmacht aufstellte; oder wenn er seine ... Göttlichkeit und die Rolle verkündete, die er für unsere Annäherung an den allmächtigen Schöpfer des Universums spielte. Manche seiner ... Worte kamen mir immer wieder in den Sinn:

Niemand kommt zum Vater als nur durch mich.

Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.

Kommt her zu mir... und ich werde euch Ruhe geben.

Mir ist gegeben alle Macht im Himmel und auf Erden.

Ich bin gekommen, damit sie das Leben haben.

Dann notierte sie: «Unbemerkt hatte er sich in mein Leben geschlichen, und ich konnte nicht mehr an Gott den Vater denken, ohne mir Jesus Christus vor Augen zu stellen. Langsam aber sicher wurde Gott eine Realität. ... Während ein Tag nach dem anderen verging, [zog mich Christus]

immer näher und näher an sein Herz.... Welchen Grund hatten wir, diesem Jesus nicht zu glauben, wenn er behauptete, er sei der verheissene Messias, der für unsere Sünden sterben und wieder auferstehen würde, um der Erste unter denen zu sein, die den Tod überwinden? ... Eine überwältigende Wahrheit fuhr mir durch alle Glieder. ... Er lebt! ... Es war [Jesus], der sich all die Monate hindurch mit mir beschäftigt hatte. Sein gewaltiger, allmächtiger und durchdringender Heiliger Geist hatte meinen eisernen Vorhang der Vernunft durchbohrt.»

Am Ostermontag 1944 verbarg sich Hansie zusammen mit Schwester Moony auf dem Dachboden eines Zufluchtshauses im Süden Hollands. Die beiden kannten sich schon aus dem jüdischen Krankenhaus in Amsterdam. Keine hatte geahnt, dass die andere noch am Leben war. Damals, als sie im Krankenhaus gearbeitet hatte, hatte Hansie voll Ehrfurcht und Scheu zu der Schwester aufgeblickt, weil sie eine ziemlich herrische Art hatte. Hier auf dem Dachboden jedoch waren sie einfach nur zwei gleichgestellte menschliche Wesen. Auf einer Platte über der Dachbodentür verkündete ein Vers aus dem Alten Testament: «Ein Mensch sieht, was vor Augen ist; der Herr aber sieht das Herz an» (1. Samuel 16,7).

Hansies Suche nach einer Beziehung zu einem persönlichen Gott kam an jenem Ostermontag ans Ziel. Nachdem alle Arbeiten erledigt waren, verbrachte sie ihre ganze wache Zeit damit, in der kleinen schwarzen holländischen Bibel zu lesen. Auf die Gegenwart der einst so dominanten Schwester Moony achtete sie gar nicht. Während sie las, wurde ihr Gott immer realer. Durch einen Akt des Glaubens und der Hingabe brachte sie das Ganze schliesslich zum Abschluss. Hansie schälte gerade Kartoffeln. Sie legte das Messer hin, stand von ihrem Hocker auf und ging hinüber zu einer Stelle zwischen den Balken in einer kleinen Ecke des Dachbodens. «Ich kniete langsam nieder, faltete in völliger Unterwerfung die Hände und verschloss die Augen vor allem um mich her. ‚Rabboni Joshua Hamoschiach‘ (Weister Jesus Christus‘). Das war alles, was ich

flüstern konnte. Eine tiefe Dankbarkeit und Liebe zu dem allmächtigen Gott für seine unerklärliche Offenbarung und sein Geschenk durchflossen mein ganzes Leben. Ich war Gott wichtig. Ich war Gott doch wichtig!»

Als der Ostermontag 1944 zu Ende ging, war sie erst seit wenigen Stunden Christin, doch Schwester Moony fragte sie, warum sie so fröhlich sei. «Meine innere Freude ist übergeflossen und hat sie ins Fragen gebracht», dachte sie.

Während der nächsten Wochen las sie begierig im Alten und Neuen Testament, so viel sie konnte. Sie kam sich vor, als wäre sie in eine andere Welt eingetreten, in der das Leben endlos war. Sie war geistlich vollkommen geborgen, weil sie in den Händen ihres majestätischen Schöpfers und seines berufenen und prophezeiten Erlösers war.

In späteren Jahren verbrachte der Verfasser Stunden im Gespräch mit Hansie über ihre Kriegserlebnisse. Unter anderem erzählte sie dabei, wie sie auf diese Worte Jesu im Matthäus-Evangelium gestossen war: «Und fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten, doch die Seele nicht töten können; fürchtet euch aber viel mehr vor dem, der Leib und Seele verderben kann in der Hölle» (Matthäus 10,28). Das war eine starke Aussage, dachte sie. Selbst wenn sie jetzt verhaftet würde, würde *ihr* Meister sich um sie kümmern, selbst wenn sie sterben musste.

Die geistliche Erfahrung, die in wenigen Momenten geschehen war, hielt ein ganzes Leben lang an. Durch den Glauben hatte sie den auferstandenen Christus kennengelernt. Domie und seine Frau waren gute Vorbilder, aber kein Mensch hatte ihr neues Leben gegeben. Das tat Christus ganz unmittelbar. Kein menschlicher Vermittler war daran beteiligt. Es war ein lebendiger Glaube an den lebendigen Gott, der für sie real wurde, als sie die Seiten der Heiligen Schrift las. Von ihrem jüdischen Hintergrund sagte sie sich nie los, doch von jenem Ostermontag 1944 an war sie für den Rest ihres Lebens eine Jüngerin Christi.

Sie beschrieb ihre Erfahrung so: «Nie zuvor hatte ich so enge Gemeinschaft mit Christus, dem unwiderstehlichen Christus, dessen Existenz manche Leute bestreiten.» Als die Luftangriffssirenen ertönten und die Leute sich in die Bunker retteten, schrieb sie, «blieb Christus bei mir. Sein Heiliger Geist, der überall zugleich sein kann, hüllte mich in Geborgenheit. Ich wusste, dass ich geliebt war, auch wenn kein Mensch an meine Not dachte.» Das Kreuz wurde für sie zu einem Symbol des grössten Sieges.

Im Spätsommer 1944 stand sie in Treebeek im Süden Hollands mit Tausenden von anderen auf dem Bordstein und jubelte und winkte den Schlangen alliierter Panzer zu, die sie alle von der üblen Tyrannei befreiten. Obwohl sie sich inmitten einer Menschenmenge befand, fühlte sie sich allein. Es war kein Bastiaan Ader da, bei dem sie sich bedanken konnte. Sie hatte keinen Ort, wo sie hingehen konnte, keine Freunde, keine Familie, kein Geld. Niemand stand ihr nahe ausser dem Christus, den sie durch den Glauben kennengelernt hatte.

Zum Glück fand sie jemanden, der sie aufnahm. Sie half beim Roten Kreuz aus und begann zum ersten Mal in ihrem Leben, eine Kirche zu besuchen. Dem Pfarrer sagte sie, sie wolle beim Abendmahl Brot und Wein empfangen. Natürlich war der Pfarrer neugierig, weil sie jüdischer Abstammung, aber christlichen Glaubens war. Sie war zu der Überzeugung gekommen, dass ein Jude, indem er sich Christus zuwandte, geistlich vollendet wurde. Es ging nicht darum, zu einer neuen Religion überzuwechseln, sondern darum, die alte zu erfüllen, indem sie vervollständigt wurde. Ihr schien klar zu sein, dass die alttestamentlichen Prophezeiungen erst dadurch Bedeutung gewannen, dass sie im Neuen Testament wahr wurden. In späteren Jahren drückte sie es so aus, dass sie die «Religion» gegen die Wirklichkeit Gottes eintauschte.

Hansie Dobschiner erzählte dem holländischen reformierten Pastor in Treebeek die Geschichte ihrer geistlichen Pilgerfahrt. Am Sonntag, dem 19. November 1944, wurde sie getauft. Der Pastor sagte: «Johanna-Ruth

Dobschiner, ich taufe dich im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes.» Als die Worte «des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes» ausgesprochen wurden, spürte Hansie, wie mit kaltem Wasser die Form eines Kreuzes auf ihre Stirn gezeichnet wurde. Es war, als würde sie unsichtbar markiert. Für sie war es ein bleibendes Kennzeichen, das niemand sonst je sehen würde. Nachdem sie getauft war und ihren Glauben bekannt hatte, empfing sie Brot und Wein vom Tisch des Herrn.

Bald nach ihrer Aufnahme in die Kirche erreichte Hansie aus dem Norden Hollands die Nachricht, dass Domie getötet worden war. Nachdem jemand ihn für Geld verraten hatte, war er in Haarlem festgenommen worden. In einem Gestapo-Gefängnis in Amsterdam hatte man ihn gefoltert, aber er hatte nicht einen einzigen Namen preisgegeben. Am Montag, dem 20. November 1944, wurde er dort erschossen, erst 35 Jahre alt. Hansie konnte die Nachricht kaum fassen. Es bewegte sie besonders, dass er einen Tag nach ihrer Taufe und ihrem ersten Abendmahl gestorben war. Ein grossartiger Christ hatte sein Leben verloren, gerade als ganz Holland kurz davor stand, von den Alliierten befreit zu werden. Sie schrieb: «Er starb, um mein Leben in dieser Welt zu schützen. Christus starb, um es in der nächsten Welt zu bewahren. Leben hier und ewiges Leben – durch vergossenes Blut.»

Als der Zweite Weltkrieg endete, war Hansie erst zwanzig Jahre alt. Sie brauchte mindestens zwei Jahre, um sich davon zu erholen, so lange wie ein gejagtes Tier gelebt zu haben. Obwohl sie sich nie der Bitterkeit, dem Selbstmitleid oder dem Verlangen nach Vergeltung hingab, was nur zu verständlich gewesen wäre, hatte sie verlernt, wie man lacht oder ein normales Leben führt.

Eine grosse Freude war es ihr, im Holland der Nachkriegszeit anderen jüdischen Überlebenden des Holocaust zu begegnen. Als diese jedoch herausfanden, dass sie Jesus als den Messias angenommen hatte, beschimpften sie sie als «Geschmad» («Getaufte»).

Dieser Ausdruck bezeichnet einen Abtrünnigen vom Judentum, einen Juden, der sich christlich taufen lässt. Die jüdische Gemeinschaft akzeptierte es, wenn ein Jude Atheist wurde, Kommunist oder gar ein Krimineller, aber niemals ein Christ. Das wurde und wird wie ein Verrat aufgefasst. Dass Hansie leidenschaftlich an ihren jüdischen Wurzeln festhielt und den Antisemitismus zutiefst verabscheute, half alles nichts. Die jüdische Gemeinschaft wollte sie nicht mehr akzeptieren. Im Judentum gab es keinen Platz für eine «messianische Jüdin».

Grossbritannien übte auf Hansie eine magnetische Anziehungskraft aus, wohl weil es sich in den Jahren des Krieges und der Tyrannei als ein Leuchtturm der Freiheit erwiesen hatte. 1946 ging Hansie, grosszügig finanziert durch die International Hebrew Christian Alliance, für zwei Jahre nach Glasgow, um dort am Bible Training Institute eine Bibelschulbildung zu absolvieren. Die Ausbildung zur Krankenschwester am Glasgower Victoria Infirmary dauerte drei weitere Jahre. Ihr Plan war, als Krankenschwester ins Krankenhaus von Tiberias in Israel zu gehen. Doch es sollte nicht sein. Stattdessen heiratete sie einen Schotten und wurde so zu Hansie Douglas. Bald darauf brachte sie Zwillingmädchen zur Welt. Endlich konnte sie ein normales Familienleben geniessen.

Hansie Douglas hatte eine grosse Gabe für Freundschaft, selbst mit vielen Deutschen. Unermüdlich setzte sie sich für gute Beziehungen zwischen Christen und Juden ein. Sowohl Independent Television als auch die BBC – Letztere im Jahr 1989 – produzierten Dokumentarfilme über sie. Von Kameras begleitet, kehrte sie zurück zu dem Haus in Amsterdam, in dem sie einst gelebt hatte und aus dem ihre Eltern so brutal verschleppt worden waren. Man sieht sie auf dem Amsterdamer Bahnhof, wie sie die Szenen der Deportation Revue passieren lässt, und auf dem Dachboden, wo sie Kartoffeln schälte und eine gläubige Christin wurde. Der Held des Dokumentarfilms aber ist Bastiaan Jan Ader, «Domie». Wenn gezeigt wird, wie sie auf sein schlichtes Grab hinabblickt und da-

bei ihre Erinnerungen an ihn schildert, kann niemand sich diesen Bildern entziehen. Auf dem Grabstein stehen nur sein Name und zwei Daten: 30.12.1909 und 20.11.1944.

Als ihr Mann Donald an Polio erkrankte, wurde er rund um die Uhr pflegebedürftig. Mit nur sehr wenig Hilfe füllte Hansie über viele Jahre die Rolle der Pflegerin aus. Ihre Tochter Anne liess sich als Psychiaterin in Glasgow nieder. Tochter Dorothy heiratete und wanderte nach Australien aus.

Im Jahr 2002 starb Hansie Douglas in Glasgow an Krebs. Sie wurde 76 Jahre alt. Ihr Glaube war nie von den Grundüberzeugungen abgewichen, zu denen sie am Ostermontag 1944 gelangt war, auch wenn sich ihr Verständnis natürlich vertiefte. Als sie sich den Kopf über einen Titel für ihre Memoiren zerbrach, fiel ihren Töchtern, damals im Teenageralter, «Zum Leben erwählt» ein. Das Buch *Zum Leben erwählt*, das inzwischen in zehn Sprachen übersetzt wurde, ist nur selten vergriffen gewesen, seit es 1969 erstmals erschien. Es zeichnet ein anschauliches Bild von Holland in der Zeit der nationalsozialistischen Besatzung und bietet ein packendes Porträt einer zähen jungen Frau, die versucht, dem Tod infolge eines der grössten Verbrechen der Menschheitsgeschichte zu entinnen.

Mehr über Johanna-Ruth Dobschiner

Seit über dreissig Jahren hatte ich das Vorrecht, mit Hansie Douglas korrespondieren und sprechen zu können. Alle Papiere, die Aufschluss über ihr Leben in der Kriegszeit geben, sind für mich fotokopiert worden. Die oben erwähnten Fernsehdokumentationen sind ebenfalls Quellen zu Einzelheiten ihres Lebens. Dies sind die Gründe, warum es in dieser Darstellung Informationen gibt, die einzigartig sind und über ihre anderen Schriften hinausgehen.

Als die englische Ausgabe von *Zum Leben erwählt* vergriffen war, war sie darüber nicht glücklich und wollte gern, dass das Buch mit ihren Erinnerungen wieder verfügbar würde. Ihr ging es damals gesundheitlich nicht gut, und mithilfe eines Freundes bei Hodder Headline machte ich ihr Mut, an den Verlag heranzutreten. Dort wurde das Buch im Jahr 2000 wieder aufgelegt. Das erste Exemplar, das sie erhielt, bekam ich 1999 zu Weihnachten geschenkt, mit der Inschrift: «Danke, dass Sie sich vom Herrn haben gebrauchen lassen, um dieses Buch wieder lebendig werden zu lassen ...» Natürlich ist es meine Hoffnung, dass meine Leser im Anschluss an diese Schilderung *Zum Leben erwählt* lesen werden.

Ihr Nachruf erschien am 17. August 2002 im «Glasgow Herald» und enthielt weitere kleine Einzelheiten zu ihrer Lebensgeschichte.

Ein Buch über das bemerkenswerte Leben von Bastiaan Ader ist nur auf Holländisch erhältlich. Es heisst *Een Groniger Pastorie in de Storm* von J. A. Ader-Appels. Ich bin sicher, wenn jemand mit den nötigen Kenntnissen es ins Englische übersetzen würde, wäre es eine sehr interessante Lektüre. [Anmerkung des Verlags: Das Buch ist 1983 beim Hänssler-Verlag unter dem Titel *Wir waren im Widerstand* auch auf Deutsch erschienen.]

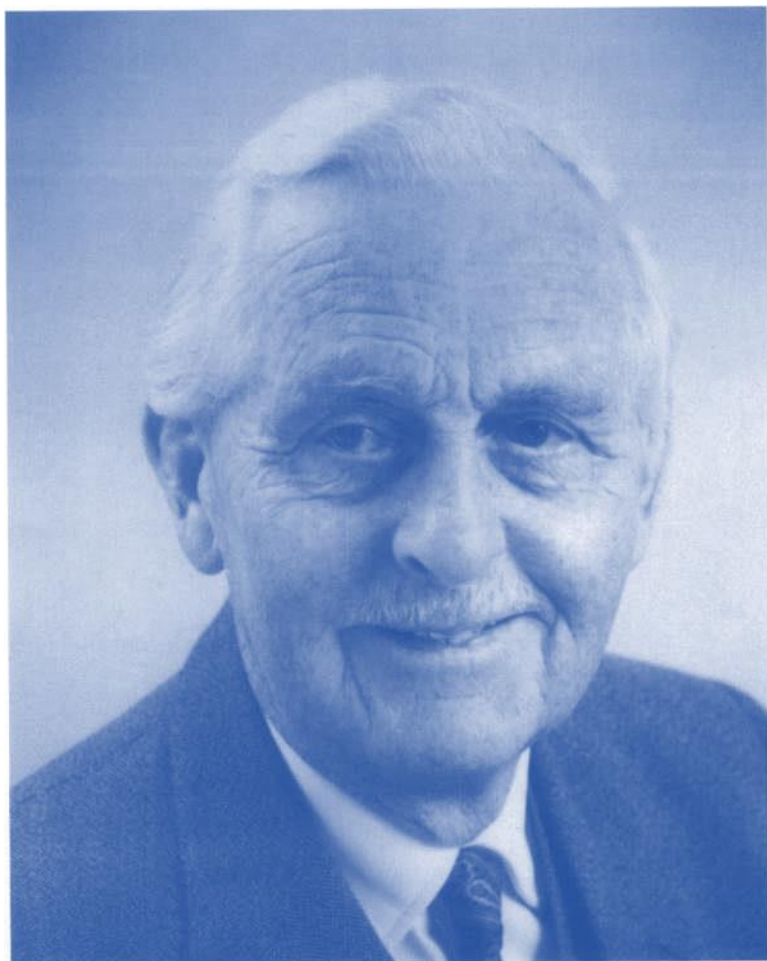
5.

Charles Fraser-Smith

Der Mann, der «Q» war

Anfangs kamen die Anweisungen per
Telefon. ... In Anwesenheit seines
Assistenten, der das Gespräch mitverfolgte,
hörte er: «Ist dort CT6?» ... «Ja», sagte er.

Dann identifizierte sich die Stimme am
anderen Ende mit einem Codenamen.
Es folgte eine Beschreibung des Gewünschten. ...
Geheimhaltung war von höchster Wichtigkeit.



Charles Fraser-Smith

5.

Charles Fraser-Smith



«Passen Sie auf, 007.»

«Tut mir leid, Q; ich war mit meinen Gedanken woanders.»¹

So lautet ein Teil einer Unterhaltung zwischen dem fiktiven Geheimagenten James Bond und «Q», so der Codename des cleveren Erfinders aller möglichen Tricks und Geräte, die Bond benutzt, um seine Feinde zu übertrumpfen.

Es war eine Serie von Actionfilmen, die James Bond oder Agent «007» in der Öffentlichkeit bekannt machten. Diese Filme beruhten auf einer Figur aus einer Romanserie, die Ian Fleming zwischen 1945 und seinem frühen Tod 1964 geschrieben hatte.

Wie kam Fleming dazu, seinen Helden Bond zu erschaffen? Ohne Zweifel kam Fleming durch seine Erfahrungen als Assistent des Direktors der Aufklärungsabteilung der Marine während des Zweiten Weltkriegs mit echten Geheimagenten in Berührung. Diese mutigen, aber wenig bekannten Männer und Frauen lieferten ihm die Grundideen für die Figur.

Und der Ursprung für «Q»? In der Bond-Serie ist «Q» ein Genie, was technische Geräte angeht. Stets ist er besorgt, der tollkühne James Bond werde seine Erfindungen kaputtmachen oder nicht zurückbringen. Im Krieg hatte Fleming Zugang zu einem bestimmten Beamten im Nach-

schubministerium, der mit einer solchen Arbeit befasst war. Er wusste, dass dieser Mann dabei war, eigens angefertigte Kisten mit Dunlop-Golfbällen zu organisieren, die an die britischen Kriegsgefangenenlager geschickt werden sollten. Manche dieser Golfbälle dienten zweifellos der Zerstreuung gelangweilter Gefangener; andere jedoch enthielten geheime Botschaften, Karten und winzige Kompassse, die bei Fluchtversuchen helfen sollten. Fleming verabredete ein Treffen mit diesem Mann vom Nachschubministerium – Charles Fraser-Smith.

In Flemings Roman *Diamonds are Forever* (dt. Titel *Diamantenfieber*) wird mit einem Messer ein Golfball geöffnet. Drei ungeschliffene Diamanten fallen heraus auf die Schreibtischfläche. Jahre später hörte Fraser-Smith von dem Buch und dem Film und erkannte, woher die Idee stammte – aus seinem Büro während des Zweiten Weltkrieges. Die Ähnlichkeit zwischen «Q» in den Bond-Romanen und Charles Fraser-Smith ist unübersehbar.

Bonds Nummer «007» rührt daher, dass der Marinegeheimdienst bestimmte streng geheime Dokumente in einer Akte namens «NID/007» lagerte. Der Gebrauch eines Gegenstandes zu einem anderen Zweck lässt sich an den «Q»-Schiffen sehen. Wenn etwa ein Kriegsschiff als unbewaffneter Frachter getarnt wurde, nannte man es ein «Q»-Schiff. Ebenso lassen sich «Q»-Geräte definieren: Gegenstände mit einem verschleierten Verwendungszweck, sei er lebensrettend oder tödlich.

Während des Krieges gegen Hitler-Deutschland gab es viele Bemühungen, Gegenstände, die für gewisse Operationen hinter den feindlichen Linien erforderlich waren, in Alltagsgegenständen zu verstecken. Diese Aufgabe fiel grösstenteils dem Militär zu. Fraser-Smith ist wohl insofern einzigartig, als er der einzige Zivilist war, der an diesem Aspekt des heimlichen Krieges beteiligt war. Er arbeitete für alle Dienste, ohne einem davon speziell zugeteilt zu sein.

Über Fraser-Smiths Aktivitäten im Krieg war nichts bekannt, bis er 1977 darüber befragt wurde. Instinktiv hatte er seine Geheimnisse mit

ins Grab nehmen wollen. Doch man wies darauf hin, dass der «Official Secrets Act» ihm ein dreissigjähriges Schweigen abverlangte, diese Zeitspanne nun aber inzwischen abgelaufen sei. Trotzdem musste man ihm die wahre Geschichte Stück für Stück entlocken. Schliesslich erwiesen sich seine Offenbarungen als so interessant, dass er sich überzeugen liess, die Geschichte einem Verleger zu erzählen. Das Ergebnis war das Buch *The Secret War of Charles Fraser-Smith*, das 1981 erschien. Der Untertitel lautet «The ‚Q‘ Gadget Wizard of World War II».

Das Buch schildert zwar das Meiste von dem, was er zustande brachte, wenn auch nicht alles, doch er war enttäuscht darüber, dass von seiner Motivation und seinem starken persönlichen christlichen Glauben darin



Foto aus Charles Fraser-Smiths
offizielltem Pass, 1942

keine Rede war. Dieser war es, der ihm Richtung, Ziel und Wegweisung für seine Entscheidungen gab. Er hatte noch viel mehr zu sagen, fand er. Darum liess er in rascher Folge noch drei weitere Bücher nachfolgen. Eines davon zollte wenig bekannten Helden und Heldinnen Tribut. Es trug den Titel *Secret Warriors*. Das nächste hiess *Men of Faith*. Dann schrieb er ein Buch, in dem er seinen tief empfundenen, persönlichen biblischen Glauben beschrieb, der die treibende Kraft nicht nur hinter dem war, was er im Konflikt mit Hitler-Deutschland getan hatte, sondern hinter seinem

ganzen Leben. Bedenkt man, dass er nahezu achtzig Jahre alt war, als seine Laufbahn als Autor ernsthaft begann, so zeigte er eine bemerkenswerte Produktivität.

Charles Fraser-Smith war 36, als er 1940 seine wichtige geheime Tätigkeit begann. Er unterzeichnete die Geheimhaltungsverpflichtung nach dem «Official Secrets Act» und wurde als niederer Beamter auf Zeit in die Kleidungs- und Textilienabteilung des Nachschubministeriums übernommen. Täglich pendelte er vom Zuhause seiner Familie in Hertfordshire zu seinem Büro im Portland House, gegenüber der U-Bahn-Station St. James's Park in Westminster. Dieser Job war eine raffiniert ausgedachte Fassade. Kaum ein anderer im Gebäude hatte eine Ahnung von dem, was er dort machte. Er sah äusserlich unscheinbar aus, so dass es nicht gerade offensichtlich war, dass er zum Herstellungs- und Beschaffungsspezialisten der Streitkräfte und der Geheimorganisationen geworden war. Dazu gehörten der MI6 (der britische Auslandsgeheimdienst), der MI9 (die Fluchthilfeorganisation für alliierte Kriegsgefangene) und die SOE («Special Operations Executive», eine Geheimorganisation, die sich mit Spionage und Sabotage hinter den feindlichen Linien befaste).

Etlche Organisationen und Personen waren daran beteiligt, die Geheimdienste und Streitkräfte zu beliefern, doch Fraser-Smith leistete hierzu einen unverwechselbaren und ungewöhnlichen Beitrag. Es gab keine Aufgabenbeschreibung für seinen Job, und niemand sagte ihm je, was er zu tun hatte. Er schätzte, dass fünfzig Prozent seiner Anweisungen direkt von den Geheimdiensten stammten, die genau wussten, was sie wollten; vierzig Prozent kamen von Abteilungen, die ungefähr wussten, was sie wollten; und zehn Prozent waren seine eigenen Kreationen, die er entwickelte und einer Behörde präsentierte, wenn er entweder wusste oder ahnte, dass dort ein Bedarf danach bestand.

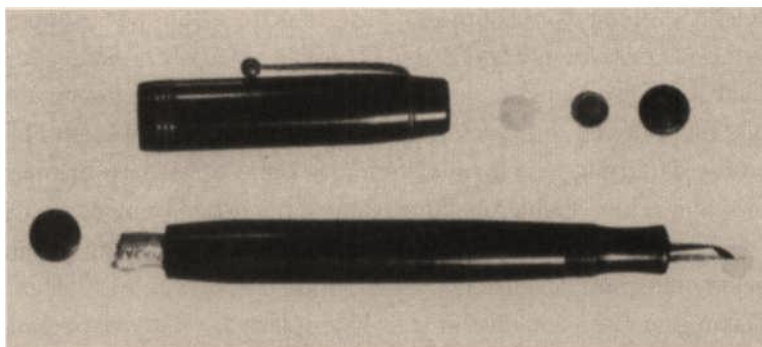
Anfangs kamen die Anweisungen per Telefon. Es gab drei davon im Büro, eines für Ortsgespräche, eines für Ferngespräche und ein rotes für vorrangige Gespräche. In Anwesenheit seines Assistenten, der das Gespräch mitverfolgte, hörte er: «Ist dort CT6?» Der Anrufer hatte das «Clothing and Textiles Department 6» erreicht. «Ja», sagte er.² Dann

identifizierte sich die Stimme am anderen Ende mit einem Codenamen. Es folgte eine Beschreibung des Gewünschten. Manchmal war eine Bestellung zu kompliziert, um alle Einzelheiten am Telefon zu besprechen. In solch einem Fall wurde ein Treffen in einem Café in der Nähe vereinbart, niemals in seinem Büro. Geheimhaltung war von höchster Wichtigkeit.

Charles Fraser-Smith knüpfte Kontakte zu 660 Firmen, die seine geheimen Ausrüstungsgegenstände und Geräte herstellten. Dabei ging er so vor, dass er stets Exemplare des «Official Secrets Act» bei sich hatte. Meist waren nur die Chefs und ein paar leitende Techniker einer Firma beteiligt. Als Erstes musste jeder Beteiligte die Geheimhaltungsvereinbarung unterzeichnen. Die meisten wussten oder errieten, dass sie zur Herstellung geheimer Ausrüstungsgegenstände herangezogen wurden. Er machte es sich zur Regel, immer die Firma zu besuchen, niemals umgekehrt. Da er nur wenig offizielles Gewicht in die Waagschale werfen konnte, wenn er an Unternehmen herantrat, legte er sich ein eindrucksvolles Auftreten zu und «sprach immer, als wäre ich Churchill persönlich», wie er sich erinnert.³ Hilfreich dabei war, wenn er in einem Wagen vorfahren konnte, weshalb er Zugriff auf den Fuhrpark seines eigenen Nachschubministeriums oder auf die Autos des Geheimdienstes erhielt, für den er gerade tätig war.

Da es auf Geheimhaltung ankam, wurde fast nichts schriftlich notiert. Als der Krieg vorüber war, besaß er nichts als ein paar Geräte, von denen einige immer noch erhalten geblieben sind. Ausserdem existiert ein Buch, in dem jede Bestellung aufgeführt ist, die er aufgab, zusammen mit Namen, Adresse und Telefonnummer des Lieferanten und den Kosten für das Ministerium. Jede Firma war in diesem einen handgeschriebenen Notizbuch aufgelistet. Sein Sohn Brian hat sie nachgezählt. Daher wissen wir, dass die Zahl 660 stimmt.

Kaum hatte Charles Fraser-Smith sein Büro bezogen, da erhielt er einen Anruf vom MI9, der anfragte, ob es möglich sei, einen kleinen Kompass in einem Füllfederhalter zu verstecken. Das erste Problem dabei

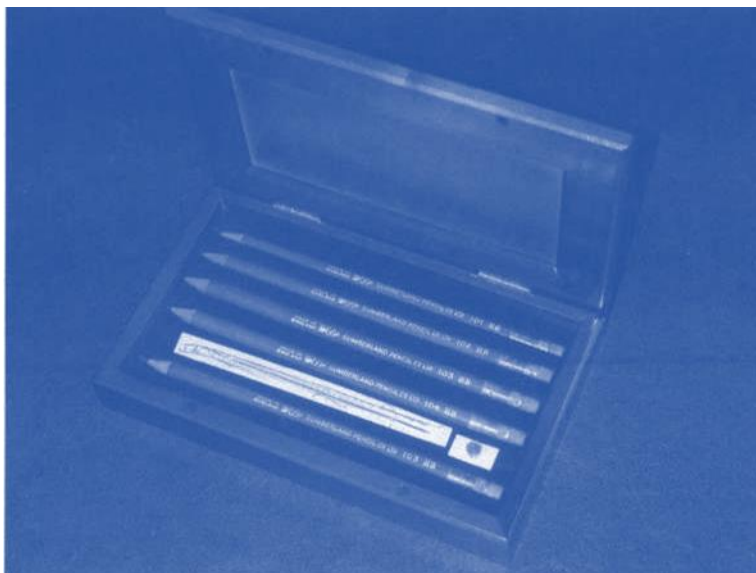


Dieser Füllfederhalter enthielt einen Kompass in einem Hohlraum in der Kappe. Die pilzförmige Kappe verbarg die entscheidende Nahtstelle. Später wurde der Tintenbehälter verkleinert, um in dem gewonnenen Raum eine Landkarte auf hauchdünnem Papier unterzubringen.

war, dass kein Kompass existierte, der klein genug war, um in einem Füller versteckt zu werden. Er machte eine Firma im Londoner Stadtteil Clerkenwell ausfindig, die unter Vertrag stand, grosse Kompassse für die Royal Navy herzustellen. Die ganze Firma hatte nur sechs Angestellte und gehörte einem Brüderpaar namens Barker. Als sie hörten, worum es ging, fassten sie die Aufgabe als Herausforderung für ihr professionelles Geschick auf. Sie bestanden die Herausforderung: Binnen Kurzem waren Kompassse mit einem Durchmesser von 6,35 Millimetern serienreif. Für den Füllfederhalter wandte er sich an eine Firma namens Mentmore Ltd. in Platignum House. Dort wurde schliesslich ein Kolbenfüller mit einem Gummi-Tintenbehälter von halber Grösse hergestellt. Der eingesparte Platz wurde mit einer auf Seidenpapier gedruckten Landkarte gefüllt. Der Kompass war in der Kappe verborgen.

Eine der skurrilsten Episoden des Krieges fand 1941 statt, als Hitlers Stellvertreter Rudolf Hess ohne offizielle deutsche Genehmigung nach England flog. Nachdem er über Schottland mit dem Fallschirm abgesprungen war, wurde er gefangengenommen. Während er durch Drogen ruhiggestellt im Londoner Tower lag, bat der M15, der interne Sicher-

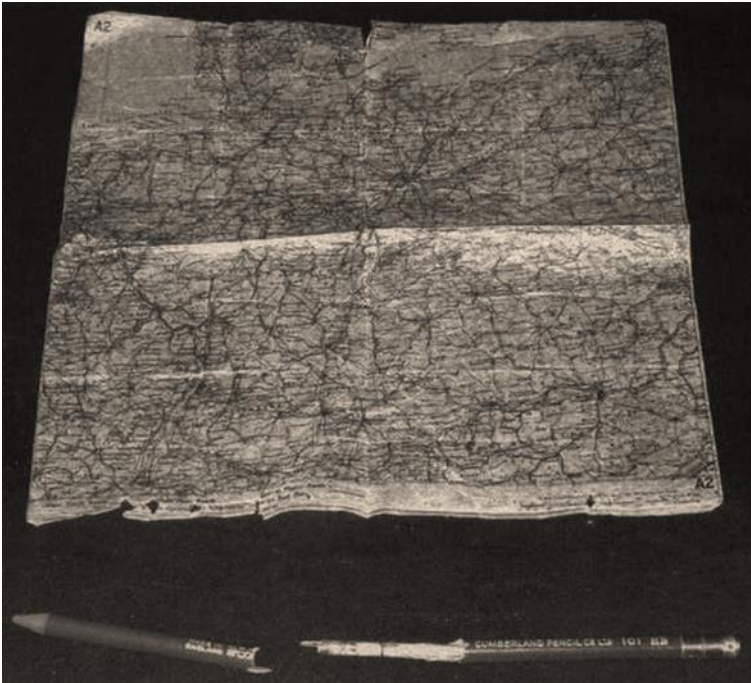
heitsdienst, Fraser-Smith um eine Kopie seiner Uniform. Den Stoff liess er von den Textilexperten bei Courtauld's nachbilden. Die Kopie wurde geschneidert und ausgeliefert. Wozu sie dienen sollte, wurde nie erklärt, obwohl es diverse Theorien darüber gab. Den Briten waren ja bereits eine Menge echter deutscher Uniformen in die Hände gefallen, was den Zweck einer Nachahmung der Uniform von Rudolf Hess nur umso rätselhafter macht. Fraser-Smith wusste, dass feindliche Uniformen für eine grosse Bandbreite von Zwecken eingesetzt wurden. Es mag keinen Zusammenhang mit Hess geben, doch die Long Range Desert Group, die in Nordafrika hinter den feindlichen Linien operierte, benutzte von ihm gelieferte deutsche Uniformen. Diese wagemutige Einheit war der Vorläufer der bestausgebildeten Elitetruppe der Briten, des Special Air Service oder SAS.



Eine Schachtel mit «Q»-Bleistiften, mit dem entnommenen Inhalt eines Bleistiftes – einem kleinen Kompass und einer zusammengerollten Deutschlandkarte.

Heute können Besucher im Museum der Cumberland Pencil Company in Keswick in Cumbria «geheime Bleistifte» bewundern. Als Fraser-Smith im Jahr 1942 Bleistifte mit Geheimfächern benötigte, fuhr er nach Keswick. Der technische Leiter Fred Tee und einige wenige Abteilungsleiter (von einer Belegschaft von 140 Leuten) unterzeichneten die Geheimhaltungsvereinbarung, gingen um 17.30 Uhr wie gewohnt nach Hause und schlichen sich dann am frühen Abend wieder in die Fabrik. Dort nahmen sie fertige, grün lackierte Bleistifte aus kenianischer Zeder und bohrten, von oben angefangen, den grössten Teil des Inneren heraus. In dem Geheimfach wurden dicht zusammengerollte, auf nicht rascheldem Seidenpapier gedruckte Landkarten untergebracht. Dann wurde noch ein Kompass eingeführt, bevor der Radiergummi aufgeklebt wurde. Die «Q»-Bleistifte mit der Nummer 101 enthielten eine allgemeine Karte von Deutschland. 102, 103 und 104 enthielten Karten, die Fluchtrouten in den Norden, Süden und Westen des Landes zeigten. Niemand wird je wissen, wie vielen Piloten und anderen die geheimen Bleistifte aus Keswick eine Hilfe waren.

In den britischen Zeitungen erschienen am 20. November 1943 Fotos der zerbombten Stadt Hamburg. Aufgenommen worden waren sie von ebener Erde aus, mit geheimen Mitteln. Das Luftfahrtministerium hatte um diese Fotos gebeten, und Fraser-Smith lieferte die «geheimen Mittel». Dabei handelte es sich um die effektivste damals erhältliche Miniatürkamera, die Minox. Als Versteck für die Minox konnten die damals sehr verbreiteten Feuerzeuge dienen. Agenten in Hamburg nahmen dann die Bilder mit der Minox auf. Ihr Film war ungefähr halb so gross wie eine Briefmarke, und mit einer Spule konnte man fünfzig Bilder aufnehmen. Den Film stellte Kodak auf Bitten von Fraser-Smith her. Minox-Kameras waren schwer aufzutreiben. Eines Tages erhielt er einen unerwarteten Anruf von einem Mann, der seinen Namen nicht nennen wollte. Der Anrufer sagte ihm genau, wo sechzig Minox-Kameras heimlich gelagert wurden. Fraser-Smith setzte sich sofort mit Scotland Yard in Ver-



In einem zerbrochenen «Q»-Bleistift kommt eine Landkarte von Deutschland zum Vorschein.

bindung und veranlasste, dass die Polizei die Kameras im Interesse der Kriegsanstrengungen konfiszierte.

Damit waren die Probleme mit der Minox noch nicht vorbei. Wie sollten die belichteten Filme zurück nach Grossbritannien geschmuggelt werden? Seine Antwort war die Verwendung einer Taschenlampe mit zwei Batterien. Eine dieser Batterien wurde durch einen wasserdichten Behälter ersetzt, in dem ein Film untergebracht werden konnte. Die Taschenlampe wurde so konstruiert, dass sie auch mit nur einer Batterie leuchtete. Ausserdem organisierte er die Herstellung eines Rasierpinsels mit ausgehöhltem Griff. Das Geheimfach war durch ein gegenläufiges

Gewinde geschützt, so dass ein Versuch, den Boden normal abzuschrauben, nur dazu führte, dass er sich noch fester schloss.

Hitlers Befestigungen entlang der Küsten waren als Schutz gegen eine Invasion aus England gedacht. Sie wurden der «Atlantikwall» genannt. Agenten mit Minox-Kameras fotografierten sie heimlich. Die dadurch erworbenen Erkenntnisse gaben den Soldaten, die am D-Day in der Normandie landeten, Aufschluss über die Hindernisse, die sie überwinden mussten.

Ende 1944 setzte Deutschland einen neuartigen Marschflugkörper namens VI (auf Englisch auch «Doodlebug») ein, der sechstausend britische Zivilisten tötete und fast achtzehntausend verletzte. Agenten machten mit Minox-Kameras Bilder von den Startanlagen, so dass britische Bomber eine bessere Chance hatten, sie kurz und klein zu bomben, bevor die VI-Raketen in Richtung London abgefeuert werden konnten.

Major Pat Reid war einer der Wenigen, denen die Flucht aus dem Kriegsgefangenenlager Schloss Colditz gelang. Von ihm ist ein gefilmtes Interview erhalten, in dem er Fraser-Smith namentlich Tribut zollt. Dafür gab es viele Gründe. Charles war klug genug, niemals Rot-Kreuz-Pakete zu verwenden, um hilfreiche Gerätschaften zu den Gefangenen zu schmuggeln, für den Fall, dass die Nazis diese willkommenen Päckchen beschlagnahmen sollten. Kodierte Botschaften wurden in Päckchen



Ein Rasierpinsel mit Geheimfach
im Griff

von Verwandten untergebracht, um den Männern auf Schloss Colditz und anderen Gefangenen mitzuteilen, wonach sie Ausschau halten sollten. So konnten harmlose Päckchen mit Taschentüchern zu nützlichen Landkarten werden. Auf denjenigen, die auf der Flucht eingesetzt werden sollten, kam eine Deutschlandkarte zum Vorschein, wenn man sie in Urin tränkte. Eine Botschaft, die lautete: «Iss nicht die rosa Bonbons», deutete darauf hin, dass Bonbons dieser Farbe in Wasser aufgelöst werden sollten, um eine Lösung herzustellen. Wenn dann ein Taschentuch aus Leinen oder Baumwolle in das Wasser gelegt wurde, kam eine Landkarte mit Fluchtrouten zum Vorschein.

Gigli-Sägen wurden aus geflochtenem Schneidedraht hergestellt. Charles liess diese ursprünglich für die Hirnchirurgie entwickelten Sägen verhärten, so dass sie dazu dienen konnten, Metallgitterstäbe zu durchtrennen. Das Gute an ihnen war, dass sie sich in gewöhnlichen Schnürsenkeln, als Fassung um Rasierspiegel oder in Dosendeckeln verstecken liessen. Tabakpfeifen, die damals sehr häufig waren, wurden mit Asbest ausgekleidet, um die darin versteckten Landkarten zu schützen. Domino-



Dominosteine, die an Kriegsgefangene und SOS-Agenten geschickt wurden, waren nützliche Transportbehälter.

steine und Schachfiguren konnten mit hilfreichen Gegenständen gefüllt werden, unter anderem mit Tinte zur Fälschung von Dokumenten.

1943 erhielt Fraser-Smith eine Bestellung für einen Metallkasten besonderer Art. Metallkästen zum Transport von Waffen und Munition wurden häufig ausgeliefert, in dem Wissen, dass sie mit Fallschirmen zu geheimen Organisationen in Europa gelangen würden. Die fragliche Kiste sollte etwa einen Meter achtzig lang und neunzig Zentimeter breit sein und über ein Ventil und eine Vakuumpumpe verfügen. Zu der Bestellung gehörte auch eine Rettungsweste, die «Mae West» genannt wurde. Charles hatte keine Ahnung, womit er es da zu tun hatte, bis sich nach dem Krieg die Wahrheit herausstellte. In die Kiste kam die Leiche eines Unbekannten, der an Lungenentzündung gestorben war. Dem Leichnam dieses «Major Martin» wurden Dokumente beigegeben, die feindliche Agenten in die Irre führen sollten. Offiziere eines britischen U-Boots liessen dann den Leichnam an einer vorher genau geplanten Stelle aus der Kiste zu Wasser, so dass er an die spanische Küste angeschwemmt werden musste. Damals hatte Spanien eine faschistische Regierung, die mit Hitler sympathisierte, so dass man annehmen konnte, die Spanier würden die falschen Informationen an die Deutschen weiterleiten.

Die Finte funktionierte. Hitler liess sich zu der falschen Überzeugung verleiten, die Alliierten würden in Kalamata und Kap Araxos in Griechenland landen, und möglicherweise auch in Sardinien. Infolgedessen schickte er Soldaten nach Griechenland. Die wirkliche Absicht war, Sizilien zu besetzen und die Aufmerksamkeit von den allzu offensichtlichen Vorbereitungen dazu abzulenken. Die Geschichte wird in dem Buch *The Man Who Never Was* (dt. Titel: *Der Mann, den es nie gab*) und dem gleichnamigen Film erzählt.

Charles Fraser-Smith experimentierte auch mit konzentrierten Nährstoffen. Chivers lieferte Kartoffelpulver, und er bewegte die Kosmetikfirma Coty dazu, es zu Würfeln zu verarbeiten. Obwohl die Ergebnisse nicht gerade eine Delikatesse waren, fanden sie ihren Weg in die Flucht-

pakete. Truppen wie die Chindits, die hinter den japanischen Linien operierten, waren auf konzentrierte Lebensmittel angewiesen. Eine weitere Idee war, konzentrierte Kondensmilch in Zahnpastatuben zu füllen. An diesem Projekt war die Firma Nestlé besonders erfolgreich beteiligt. Die Tubenhersteller produzierten Millionen dieser Dinger, und Nestlé befüllte sie mit verschiedenen konzentrierten Milchprodukten. Das wohl beliebteste Konzentrat war eine Malzmilchtablette, die von Horlicks hergestellt wurde. Sie schmeckte im Vergleich zu anderen, ähnlichen Produkten recht gut. Horlicks-Tabletten wurden in Tausenden von Fluchtpaketen verwendet.

Das Ausrüsten männlicher und weiblicher Agenten, die von der Special Operations Executive per Fallschirm über dem besetzten Europa abgesetzt wurden, war eine gewaltige Aufgabe. Die Gifte und Sprengstoffe, die sie mit sich trugen, fielen nicht in Fraser-Smiths Aufgabenbereich. Andere Dinge dagegen schon. Grosse Sorgfalt wurde darauf gelegt, dass die Kleidung und die persönlichen Gegenstände in ihren Taschen genau so aussahen wie diejenigen, die in ihrem Einsatzland erhältlich waren. Ein Beispiel für seine Arbeit waren seine Verhandlungen mit dem Streichholzhersteller Bryant and May über die Produktion perfekter Kopien ausländischer Streichholzschachteln. Die British and American Tobacco Company fertigte sämtliche ausländischen Zigaretten, die an auf feindlichem Territorium operierende Agenten ausgeliefert wurden. Man muss bedenken, dass Rauchen in den Kriegsjahren noch wesentlich verbreiteter war als heute. Elizabeth Arden produzierte sämtliche ausländischen Make-up-Artikel für weibliche Agentinnen. Die Firma, die die britischen Banknoten druckte, Waterlow, fälschte ausländisches Geld für die Agenten. Wer verhaftet wurde, konnte versuchen, schriftliche Nachrichten aufzuessen, sofern sie auf Fraser-Smiths Reispapier gedruckt waren.

Bald nachdem sich die Vereinigten Staaten in den Kampf gegen die Nazis eingeschaltet hatten, überreichte Präsident Franklin D. Roosevelt

König Georg VI. ein Geschenk, das der König dem Nachschubministerium aushändigte, damit es dessen Nützlichkeit beurteilte. Auf den ersten Blick sah es aus wie eine Taschenkamera. Sobald man jedoch auf den Auslöser drückte, fing ein winziges Radio an zu spielen. Binnen Kurzem veranlasste Charles Fraser-Smith, dass die Miniaturradios noch einmal um die Hälfte verkleinert wurden. Langlebige 80-Volt-Batterien wurden hergestellt, um sie zu betreiben. Viele geeignete harmlos aussehende Dosen enthielten das Ergebnis: das weithin verwendete «Q»-Radio.

Die hier aufgeführten Beispiele für Fraser-Smiths Aktivitäten kratzen kaum die Oberfläche an. Zu seinen betriebsamsten Zeiten nahm er nach seiner Schätzung etwa hundert Anrufe pro Tag entgegen. So interessant und aufregend seine Arbeit auch war und so einfallsreich er sie auch ausübte, seine Sicht des Krieges war christlich geprägt. «Nur Narren und Barbaren verherrlichen den Krieg», pflegte er zu sagen. «Gegen einen Angreifer zu kämpfen, ist eine traurige und unbehagliche Pflicht ... aber sie muss erfüllt werden, wenn es keine Alternative gibt.»⁴ Das war der Kommentar eines Christen, der sich in die zwielichtige Welt der Tricks und Täuschungen versetzt sah. Alles, was er im Kampf gegen Hitler-Deutschland tat, tat er als Christ. Selbst kleine Entscheidungen traf er unter Gebet. Seine persönliche Beziehung zu Gott bestimmte sein gesamtes Handeln, während er seinen geheimen Krieg ausfocht.

Als eines von vier Kindern wurde Charles Fraser-Smith 1904 geboren. Nachdem er mit fünf Jahren Waise geworden war, fiel die Aufgabe seiner Erziehung einer Tante und einem Onkel in Hertfordshire zu, die wohlhabend waren. Es war ein frommer Haushalt. Nach dem Frühstück liessen alle die Arbeit liegen. Die Hausbediensteten und der Gärtner versammelten sich mit der Familie zum innigen Familiengebet. Charles erinnerte sich, wie auch für Missionare im Ausland gebetet wurde, was vielleicht ein Ereignis in seinem späteren Leben teilweise erklärt. Er wur-



Miniaturradios, komplett mit winzigen Ohrhörern und einer langlebigen 80-Volt-Batterie, wurden in flachen Metallkästen untergebracht, die normalerweise fünfzig Zigaretten enthielten, oder auch in als Proviantboxen getarnten Dosen. Der Kasten mit diesem Radio war 4,45 cm hoch und 15 mal 15 cm gross.

de aufs Brighton College geschickt, ein kostspieliges privates Internat, wo er sich als «akademisch unbrauchbar, mit Ausnahme von Holzarbeiten, Naturwissenschaften und in der Herstellung von Dingen» erwies.⁵

Um die Mitte seiner Teenagerjahre fuhr er mit der Familie in den Ferien an den Strand von Littlehampton. In einem Brief an den Verfasser schildert er die Strandhockeyspiele und wie sich eine Schar von Jungen abends versammelte, um das Evangelium zu hören. Diese Versammlungen hatten Ähnlichkeit mit der «Kirche im Urlaub», die man auch heute noch in manchen Badeorten während der Sommermonate findet. Während jener denkwürdigen vierzehn Tage geschah es, dass er die «Religion» aufgab. Als «Religion» bezeichnete er den Versuch, sich Gottes Vergebung durch gutes Verhalten nach aussen zu verdienen. Stattdessen gab er nun sein Leben Christus hin. Für ihn war die Bekehrung zu Christus dramatisch und hatte dauerhafte Auswirkungen. Es war eine innere, geistliche Neugeburt. Ihre Folge war eine aufrichtige Trauer über seine Sünde und die Erfahrung der Liebe Gottes. Sie brachte ihm einen persönlichen Glauben an Christus als den vollkommenen Sohn Gottes, der starb und auferstand, um Sünder zu retten.

Mit siebzehn Jahren bekräftigte er die Veränderung in seinem Leben, indem er sich in Cholmeley Hall taufen liess, einer offenen Brüdergemeinde in Highgate. Noch im selben Jahr verliess er die Schule und verbrachte ein Jahr damit, in einer Preparatory School in Portsmouth zu «unterrichten». Seine lebhaftesten Erinnerungen an diese Schule sind die, wie er Fotografiestunden gab, die Gebäude mit elektrischen Klingeln verdrahtete und faszinierten Jungen anhand von Schiesspulver und starken Metallrohren zeigte, wie Schusswaffen funktionieren. Seine Pflegeeltern schlugen ihm nun ein Medizinstudium vor – den Weg, den sein älterer Bruder Alfred eingeschlagen hatte –, doch Charles fühlte sich zur Landwirtschaft hingezogen. Drei Jahre lang arbeitete er folglich auf einer Farm in Littlehampton. Während dieser Zeit reifte sein Glaube an den Herrn. Er hielt regelmässig Jugendbibelstunden, doch wie sein Bruder anmerkte, war er kein Prediger. Seine landwirtschaftliche Ausbildung endete 1925.

Als er Interesse an einer Missionstätigkeit im französischen Protektorat Marokko äusserte, schickten ihn seine Pflegeeltern aufs Institut Biblique in Paris, damit er fließend Französisch lernen und sich eine detailliertere Kenntnis der Heiligen Schrift erwerben konnte.

In Paris lernte er Admiral Dalencourt kennen, der ihn in mehrfacher Hinsicht beeinflusste. Eine Sache, die Charles nie wieder vergass, war, wie der Admiral ihm sein Motto mitgab: «Sans Dieu – rien» («Ohne Gott – nichts» oder «Ohne Gott ist alles nichts»). Dies wird in einem Teil eines langen Manuskriptes, das Charles dem Verfasser dieses Buches schickte, näher erklärt. «Es gibt keinen wahren Sinn im Leben ohne Gott. Ohne einen Schöpfer ist das Universum unverständlich und der Mensch ein sinnloser Zufall. Wir müssen danach trachten, auf Gott ausgerichtet zu sein. Ich fügte diesem Motto bald hinzu: ‚Sans Bible – rien.‘ Die Bibel ist der einzige zuverlässige Wegweiser im Leben. Wir sollten uns der Autorität des Wortes Gottes unterstellen. Ich stelle immer wieder fest, dass der Glaube schwächer wird, sobald man mit dem Lesen und Studieren der Bibel nachlässig wird. Ausserdem sollen wir «Täter des Wortes» sein, nicht nur Hörer. Mein zweiter Zusatz zum Motto des Admirals ist «Sans Christ – rien». Die Bibel sagt, dass die Menschheit es aufgrund ihrer selbstsüchtigen Sünde verdient hat, von einem heiligen Gott getrennt zu sein. Diese Sünde erzeugt eine Barriere zwischen Gott und uns, wie es in gewöhnlichen menschlichen Beziehungen ebenso der Fall ist. Gott sandte seinen Sohn Jesus Christus, um die Strafe zu bezahlen, die wir für unsere Sünde verdient haben. Der Unschuldige starb für die Schuldigen. Drei Tage nach seinem Opfer vollendete er sein Werk, indem er den Tod selbst überwand. Ich glaube an die Erfahrung, in Christus ein neuer Mensch zu sein, ihn als Erlöser anzunehmen, ihn als Herrn zu kennen und ihm zu dienen.»

In dem leidenschaftlichen Verlangen, ein Missionar zu sein, ging Charles 1926 nach Marokko. Seinen Lebensunterhalt verdiente er sich mit Landwirtschaft und Handel. Er erwies sich als jemand, der schnell

lernte und gut improvisieren konnte, und führte neue Pflüge, Bewässerungssysteme und richtige Düngemethoden ein. Jede freie Minute verbrachte er damit, Arabisch zu lernen, da die islamische Welt rings um ihn her allgegenwärtig war.

Sein Leben in Marokko begann damit, dass er eine Farm zwischen Marrakesch und dem Atlasgebirge betrieb. Mit 24 Jahren hatte er es zum Verwalter der Farmen und Ländereien der marokkanischen Königsfamilie gebracht. Das fruchtbare Land des Sultans wurde eifersüchtig gehütet. Weder die französische Regierung noch sonst irgendein Europäer hatte je die Erlaubnis erhalten, auch nur einen Morgen Land in seiner Nähe zu kaufen. Schliesslich verliess er zum beiderseitigen Bedauern die Dienste des Sultans.

Nach seiner Hochzeit mit Blanche, die als Missionarin in Casablanca arbeitete, delegierte er die Verwaltung seiner anderen landwirtschaftlichen Unternehmungen und wandte sich der Organisation eines Waisenhauses in Marrakesch zu. Man kann mit Recht behaupten, dass Charles für Marokko nichts als Gutes tat, obwohl es, wie meist in islamischen Ländern, nur wenige dauerhafte Bekehrungen zum christlichen Glauben gab. Während ich dies schreibe, ist eines seiner ursprünglichen Projekte, das Waisenhaus, in den Besitz des «Save the Children Fund» übergegangen, der sich nun auf Fraser-Smiths einstiger Farm um über hundert behinderte Kinder kümmert.

1940 war ein Jahr voller düsterer Weltnachrichten. Im Juni ergab sich Frankreich der scheinbar unaufhaltsamen deutschen Wehrmacht. Der französische Gouverneur von Marokko, General Nogues, war ein faschistischer Unterstützer der Deutschen. Charles Fraser-Smith hatte nicht die Absicht, Nahrungsmittel anzubauen, die dann verschickt werden konnten, um Vichy-Frankreich zu unterstützen. Zum Ärger vieler loyaler Franzosen kooperierte dieser südliche Teil Frankreichs nämlich bereitwillig mit den Nazi-Kräften, die den Norden und die Westküste Frankreichs besetzt hielten. Aufgrund der politischen Entwicklungen schlug

sich Fraser-Smith nach Casablanca durch, auf der Suche nach einer Möglichkeit, mit seiner Frau und seinem Sohn Brian zu entkommen. Ein norwegischer Frachter, die «SS Varenberg», brachte sie schliesslich ins sichere Grossbritannien. Liverpool war ein willkommener Anblick. Äusserlich betrachtet, hatte er nach vierzehn Jahren in Marokko nichts vorzuweisen ausser ein paar französischen Francs im Gegenwert von dreissig Pfund in britischer Währung.

Bald darauf wies die Regierung ihn an, in einer verhältnismässig unwichtigen Stellung in der Avro-Flugzeugfabrik in Leeds zu arbeiten. Als er eines Sonntags wie üblich die offene Brüdergemeinde besuchte, wurde er bei einer Versammlung nach dem Gottesdienst eingeladen, über seine missionarische Arbeit in Marokko zu sprechen. Unter den Zuhörern waren auch Professor F. F. Bruce, ein Bibelwissenschaftler und Autor vieler Bücher, der Generaldirektor des Nachschubministeriums, Sir George Oliver, sowie George Ritchie Rice, der das lokale Büro desselben Ministeriums leitete. Charles schilderte seine Tätigkeiten in einiger Ausführlichkeit und zeichnete damit, ohne es zu ahnen, ein eindrucksvolles Bild seines Einfallsreichtums, seiner Initiative und seiner Selbstsicherheit.

Die Männer vom Nachschubministerium waren wohl sehr beeindruckt, denn schon am nächsten Tag bot man ihm einen «ulkigen Job» an. Dazu würde er den Official Secrets Act unterzeichnen und nach London umziehen müssen. Seine Anweisung lautete schlicht und einfach: «Sie werden unsere Streitkräfte mit «verschiedenen erforderlichen Dingen» versorgen.» Der Rest ist Geschichte.

Als der Krieg vorbei war, verschlechterte sich Charles' Gesundheit. Zu lange hatte er ohne Urlaub und unter starkem Druck gearbeitet. Zumindest hatte er den Trost, zu wissen, dass seine Tätigkeit viele Menschenleben gerettet hatte. Obwohl sein Herz immer noch in Marokko war, hätte er nicht dorthin zurückkehren können, wenn er es gewollt hätte. Die islamische Regierung verbannte christliche Missionare aus dem Marokko der Nachkriegszeit. Deshalb erwarb er eine verfallene

Farm im Norden Devons und machte sie wieder profitabel. Er war ein früher Anhänger organischer Methoden in der Landwirtschaft.

Seine erste Frau starb 1965. Später heiratete er die talentierte Lin, die seine christlichen Aktivitäten liebevoll und treu unterstützte. Er war lebenslanges Mitglied der Bible Society und ein aktives Mitglied der Gideons, jener Organisation, die kostenlose Bibeln in Krankenhäusern, Schulen, Hotels und anderen Orten auslegt. Charles und Lin brachten persönlich Bibeln in viele Hotels und Pensionen in Devon. Unermüdlich unterstützte er seinen Neffen Keith Fraser-Smith, einen anglikanischen Geistlichen, der ein Herz für die Mission in Nordafrika hat. Die Tantiemen seiner Bücher flossen grösstenteils in diese Arbeit.

Nach dem Erscheinen von *The Secret War of Charles Fraser-Smith* erlangte er eine gewisse Berühmtheit. Er trat in mehreren Radiosendungen auf, und es wurden Fernsehdokumentationen über ihn und seine «Q»-Gerätschaften produziert. Bei diesen Auftritten versuchte er darauf hinzuweisen, dass der wirkliche «Q» ein Christ gewesen war.

Persönlich hatte Charles Ian Fleming charmant und überzeugend gefunden, in mancher Hinsicht der Figur des James Bond nicht unähnlich. Flemings Haltung gegenüber Frauen, wie sie sich auch in Bonds Verhalten in den Büchern und Filmen niederschlägt, war ihm freilich nicht so angenehm. Dennoch hielt Charles mit Lob für Fleming nicht hinter dem Berg, wann immer er ihn erwähnte. Er schrieb: «Fleming war der Typ, den wir brauchten, um den Zweiten Weltkrieg zu gewinnen. Dankenswerterweise rief jener Krieg alle möglichen Genies auf den Plan.»⁶

Es wäre eine Untertreibung, zu sagen, dass Charles Fraser-Smith ein ereignisreiches Leben führte. Wohl auch deshalb, weil er so unkonventionell war und nie viel Sinn dafür hatte, Dinge auf althergebrachte Weise zu tun, machte er Eindruck auf jeden, der ihn kennenlernte. Er steckte voller Energie und Hingabe an Christus.

Als er im November 1992 im Alter von 88 Jahren starb, wurden bei

seiner Beerdigung auf seinen Wunsch hin einige Bemerkungen über den Tod vorgelesen, die er geschrieben hatte: «Ich denke mir stets den Tod nicht als einen Sonnenuntergang, ein Ende, sondern als einen Sonnenaufgang, einen Beginn. ... Der Tod ist für den echten Nachfolger Christi der Eingang zum wahren Leben. Dieses beginnt mit dem ‚Tod am Kreuz‘. ... Er ist das grösste Ereignis im Leben, der Höhepunkt des Lebens ... der Eintritt in etwas Grossartiges. Er ist der Beginn des wahren und vollkommenen Lebens. Wir können mit Paulus sagen: ‚Denn Christus ist mein Leben, und Sterben ist mein Gewinn? Auf diese Weise gilt: ‚Der Tod ist verschlungen vom Sieg?‘»⁷

Mehr über Charles Fraser-Smith

Charles Fraser-Smith beantwortete in einer langjährigen Korrespondenz viele Fragen über seinen Glauben und seine Aktivitäten im Krieg. Seit seinem Tod war seine Frau Lin äusserst hilfsbereit und stellte Informationen und einzigartige Videokassetten von seinen Fernsehauftritten zur Verfügung.

Neben *The Secret War of Charles Fraser-Smith* (Michael Joseph, 1981) erschienen bei Paternoster vier weitere Bücher. Die drei von Charles Fraser-Smith verfassten heissen *Secret Warriors* (1984), *Men of Faith* (1986) und *Four Thousand Year War* (1988). Das letztere gibt eine detaillierte Darstellung seiner christlichen Überzeugungen wieder. Der letzte Paternoster-Titel ist David Porters Biografie über Charles Fraser-Smith (*The Man who was «Q»*, *The Life of Charles Fraser-Smith*).

Meinen grossen Dank spreche ich David Tee aus Keswick aus, der die Informationen und Fotos zu den «Q»-Bleistiften zur Verfügung stellte. Für jeden, der sich für die Herstellung dieser einzigartigen Bleistifte interessiert, dürfte sich ein Besuch im Museum der Cumberland Pencil Company sehr lohnen.

Herzlichen Dank auch an Brian Fraser-Smith, der hundert der Geräte seines Vaters und das Original des Bestellbuchs erbt. Er war eine «Fundgrube» an Informationen und Fotos.

6. Mitsuo Fuchida

Chefpilot über Pearl Harbor

Wie ein Hurrikan aus dem Nichts griffen 360 Torpedomaschinen, Bomber und Kampfflugzeuge an und zerschmetterten für einige Zeit die amerikanische Seemacht im Pazifik. Der Mann, der den Angriff auf Pearl Harbor anführte, war... Mitsuo Fuchida. In seinem «Kate»-Bomber war er der Erste über dem Zielgebiet – und der Letzte, der es wieder verliess.



Mitsuo Fuchida in späteren Jahren, fotografiert anlässlich eines Predigtermens in Pearl-Harbor.

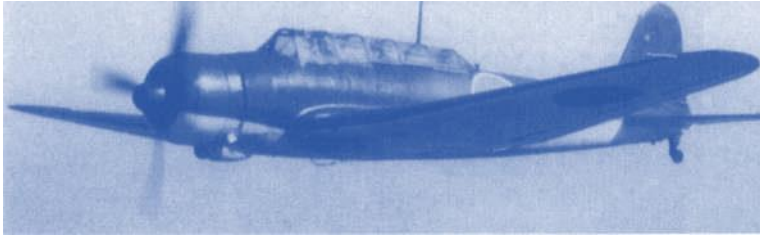
6.

Mitsuo Fuchida

Dieser Sonntag, der 7. Dezember 1941, fing an wie ein ganz normaler Tag für die Männer der amerikanischen Pazifikflotte, die friedlich in Pearl Harbor, Hawaii, vor Anker lag.

Doch dann wurden die amerikanischen Verteidiger ohne Kriegserklärung am frühen Morgen durch den von Flugzeugträgern aus gestarteten Luftangriff der Japaner überrascht. Wie ein Hurrikan aus dem Nichts griffen 360 Torpedomaschinen, Bomber und Kampfflugzeuge an und zerschmetterten für einige Zeit die amerikanische Seemacht im Pazifik. Der Mann, der den Angriff auf Pearl Harbor anführte, war der 39-jährige Mitsuo Fuchida. In seinem «Katex-Bomber¹ war er der Erste über dem Zielgebiet – und der Letzte, der es wieder verliess. Es war Fuchida, der die Kommandos gab: «To! To! To!» («Angriff!») und «Tora! Tora! Tora!» (das Codewort für den gelungenen Überraschungsangriff). Dieser eine Angriff löste die Raserei von Tod und Vernichtung aus, die im Zuge des Zweiten Weltkrieges den Fernen Osten überrollte.

Nachdem er die Verwüstung gesehen hatte, war Fuchida voller Stolz. Später würde er schreiben: «Mein Herz war voller Freude über meinen Erfolg. ... Es war die aufregendste Leistung meiner Laufbahn.»² Jahre würden vergehen, ehe er verstand, dass er dabei mehr hinterlassen hatte

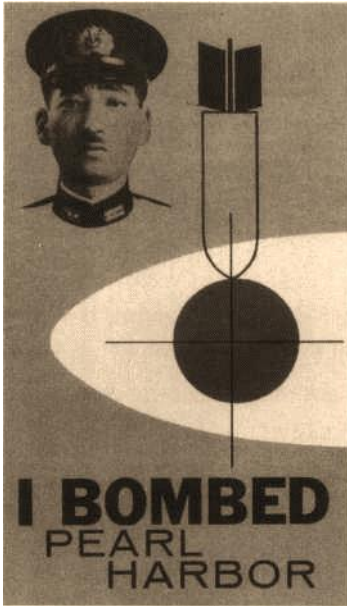


Eine japanische Nakajima B5N («Kate»), wie Mitsuo Fuchida sie beim Angriff auf Pearl-Harbor flog. Die «Kate» war eine kleine, flugzeugträgergestützte Maschine, kein grosser, schwerer Bomber.

als zerstörte Kriegsschiffe und über dreitausend tote Amerikaner. Er hatte auch eine Nation hinterlassen, die nicht ruhen würde, bis Japan den vollen Preis für das Werk dieses Morgens bezahlt hatte. Eine direkte Folge des unprovokierten Angriffs auf Pearl Harbor war es auch, dass die USA sich Grossbritannien und seinen Verbündeten im Krieg gegen Hitler-Deutschland anschlossen. Fuchida hatte einen schlafenden Riesen geweckt.

Bei seiner Rückkehr nach Japan hatte Fuchida das Vorrecht, dem Kaiser Hirohito die Einzelheiten des Angriffs auf Pearl Harbor zu erklären. Er war ein sicherer Redner. Der Kaiser war beeindruckt. Als er Hirohito verliess, war es Fuchida geradezu schwindelig ob der Ehre, die ihm erwiesen worden war. Wo immer er in Japan auftauchte, wurde er wie ein Held behandelt und vergöttert. Schliesslich war er einer der erfahrensten Marinepiloten Japans.

Obwohl nur von kleiner Statur, war er ein zäher Mann mit einer starken Persönlichkeit. Ein aufmerksamer japanischer Nachrichten-Kameramann hatte heimliche Spitznamen für alle führenden Offiziere erfunden. Fuchida nannte er «Hitler». 1941 war Fuchida voll aufrichtiger Bewunderung für Hitler und hatte sich sogar ein Oberlippenbärtchen wachsen



Die Titelseite eines Traktats, das Fuchida 1950 schrieb, zeigt seinen Schnurrbart, mit dem er bewundernd Hitler nachahmte.

lassen, mit demer seinen Helden nachahmte.

1902 in einer abgeschiedenen ländlichen Gegend Japans geboren, wuchs Fuchida in einer Familie mit fünf Kindern auf. «Mitsuo» bedeutet «Junge Nummer drei». Er hatte zwei ältere Brüder und zwei jüngere Schwestern. Sein Vater, ein Lehrer, bemerkte schon früh, dass Mitsuo ein angeborenes Führungstalent hatte. «Ich war immer gern mit den Kindern aus der Nachbarschaft draussen unterwegs», erinnerte sich Mitsuo. «Sie wählten mich immer zum Anführer, wenn wir Krieg spielten oder wenn wir im Winter Hasen jagten.»³

Beeinflusst durch die zunehmend militaristische Stimmung im Land

und den Nationalismus seines Vaters, ging Fuchida mit neunzehn Jahren auf die Marineakademie Etajima. Viele junge Männer steckten sich zwischen den beiden Weltkriegen mit dem «Pilotenfieber» an. In seinem zweiten Jahr in Etajima absolvierte er seinen ersten Flug; nach nur vierzehn Flugstunden flog er erstmals allein. So begann sein Aufstieg zu der riesigen Zahl von etwa zehntausend Stunden in der Luft, die er insgesamt in seinem Logbuch verzeichnete.

Als jener denkwürdige Dezembertag im Jahr 1941 kam, war Fuchida ein verheirateter Mann mit zwei Kindern. Er trank viel, rauchte stark und hielt sich, obwohl er im Grunde nicht religiös war, äusserlich an das

Brauchtum des Schintoismus, der japanischen Staatsreligion. Ungeschützte Ziele aus der Luft anzugreifen, war für ihn nichts Neues. Schon 1937 hatte er sich gehorsam und gedankenlos in dem Krieg eingesetzt, den Japan gegen China begonnen hatte. Von seiner Basis in Nanking auf dem chinesischen Festland aus hatte er etliche Bombenmissionen gegen die Chinesen angeführt.

Nach Pearl Harbor führten seine Einsätze ihn weit herum. Er führte einen Angriff auf eine britische Basis auf Ceylon, bei dem der Flugzeugträger «Hermes» versenkt wurde. Bei einer anderen Mission erlitt die Stadt Darwin an der australischen Nordküste schwere Schäden. Während der Schlachten um Java wurde Fuchi, das Flugzeug getroffen, und er musste im Dschungel von Borneo bruchlanden. Sein Funker war sofort tot. Fuchida dagegen kroch unverletzt aus dem verbeulten Wrack. Nichts schien die Siegesserie der Japaner aufhalten zu können. Sie wurden selbstgefällig und übermütig.

Kurz vor der Schlacht von Midway im Juni 1942 wurde Fuchida an Bord seines Flugzeugträgers, der «Akagi», am Blinddarm operiert. Für ihn war es ein beschämender Gedanke, dass er diese wichtige Schlacht versäumen würde, zumal er der Oberkommandierende aller Flugzeuge auf vier Flugzeugträgern war.

Entgegen den ärztlichen Anweisungen schlepte er sich aus der Krankenstation unterhalb der Wasserlinie der «Akagi» an Deck. Das Mindeste, was er tun konnte, dachte er, war, seine Männer zu ermutigen, indem er ihnen beim Start zuwinkte. Was die Japaner nicht wussten, war, dass die Amerikaner die feindlichen Codes entschlüsselt hatten und ihre Pläne bereits kannten. Inmitten heftiger Kämpfe traf ein Geschwader amerikanischer «Dauntless»-Sturzbomber die «Akagi» mit ihren Bomben.

Wäre er nicht oben an Deck gewesen, so wäre Fuchida zusammen mit den dreißig Mann, die zwischen verbogenen Metallwänden in der Krankenstation der «Akagi» eingeschlossen waren, bei lebendigem Leibe ver-

brannt. Selbst oben auf Deck herrschte Chaos, und die Flammen schlugen hoch. Eine ohrenbetäubende Explosion schleuderte Fuchida fast sechs Meter hoch in die Luft. Bei seinem heftigen Aufprall auf dem Boden brach er sich beide Beine. Durch die Operation bereits geschwächt, konnte er sich nur mit Mühe und Not kriechend in Sicherheit bringen. Flammen versengten seine Kleidung. In einem entscheidenden Moment rannten zwei Männer an ihm vorbei und erkannten ihn. Seine Retter legten ihn in eine Netztrage und liessen ihn in ein kleines Boot hinab. Nachdem man ihn auf ein Schiff gebracht hatte, das dem amerikanischen Angriff entkommen war, hatte Fuchida das niederschmetternde Erlebnis, den Flugzeugträger – der einst die Basis gewesen war, von der aus er zu seinem Angriff auf Pearl Harbor gestartet war – als sinkendes Wrack zu sehen. Vier Flugzeugträger verlor die japanische Marine an jenem Tag. Die Schlacht von Midway wendete den Verlauf des Pazifikkrieges zu Amerikas Gunsten.

Fuchida würde sich von seinen Verwundungen und seiner hautnahen Begegnung mit dem Tod wieder erholen, doch Japan sollte sich nie wieder völlig von den Folgen der Schlacht von Midway erholen. Nachdem er von seinen schlimmsten Verletzungen genesen war, wurde Fuchida an die Marinehochschule in Tokio abkommandiert. Eine seiner Aufgaben in jener Funktion war es, Nachforschungen anzustellen, wieso der Kampf von Midway mit einem Sieg der Amerikaner geendet hatte. Dazu interviewte er Dutzende von Offizieren und nahm Einsicht in vertrauliche japanische Akten. Fuchida verfasste den Abschlussbericht.

Anfang der 1950er Jahre schrieb er zusammen mit Masatake Okumiya ein Buch mit dem Titel: *Midway – Die entscheidendste Seeschlacht der Weltgeschichte*. Dies ist bis heute das Standardwerk zum Thema aus japanischer Sicht. Es war fast ununterbrochen im Buchhandel erhältlich. Hier zeigt sich noch eine weitere Seite Fuchidas – sein scharfer analytischer Verstand.

Nach seiner vollständigen Genesung wurde er Stabsoffizier und hatte unter anderem die Aufgabe, Ersatzmarinepiloten zu schulen. 1944 trug er die Verantwortung für alle Luftoperationen der Vereinigten Flotte Japans und hatte damit die höchste Position inne, die ein Marineflieger erreichen konnte. Zum Hauptmann befördert, fand er sich rastlos hinter einem Schreibtisch sitzend wieder. Sein Gehirn sagte ihm: «Mach Frieden»; doch sein Instinkt hielt dagegen: «Kämpfe bis zum Ende.»

Am 5. August 1945, einen Tag bevor eine amerikanische B-29 die erste Atombombe auf die Stadt fallen liess, nahm er an einer Konferenz in Hiroshima teil. Völlig unerwartet traf ein Befehl ein, der ihn anwies, sich zu einer Besprechung auf eine andere Basis zu begeben. So bestieg Fuchida am Tag vor der Zerstörung Hiroshimas um siebzehn Uhr ein Flugzeug und brachte es aus der Gefahrenzone.

In den Tagen nach der Explosion kehrte Fuchida als Teil des Untersuchungsteams nach Hiroshima zurück. Drei Tage lang gingen sie ohne Schutzanzüge, nur in ihren gewöhnlichen Uniformen, durch die Ruinen. Wenn er später auf seine Zeit in Hiroshima zurückblickte, fand er es schwer zu begreifen, warum fast alle der siebzig beteiligten Männer bald darauf an den Folgen der Verstrahlung starben, während er bei tadelloser Gesundheit überlebte. Kein Wunder, dass er auf den Gedanken kam, dass «eine höhere Macht» ihn beschützte.

Am Ende des Krieges zwangen die Amerikaner die japanische Führung zur Unterzeichnung einer demütigenden Kapitulationsurkunde an Deck des Kriegsschiffes «USS Missouri». Von einem Oberdeck aus schaute dabei der entmutigte Hauptmann Mitsuo Fuchida zu. Ihm ging durch den Kopf, dass er nun sowohl beim Beginn des Krieges als auch bei seinem formellen Ende dabei gewesen war. Zwischen diesen beiden Ereignissen waren die meisten seiner Freunde auf grauenhafte Weise umgekommen. Er war zwar nicht der einzige Pilot von Pearl Harbor, der

noch am Leben war, aber er war der einzige Überlebende von sieben Kommandeuren und 32 Geschwaderführern.

Nach der Niederlage wurde er verbittert und desillusioniert. Er trank exzessiv und erlebte einen schweren moralischen Verfall, der unter anderen Umständen seine Ehe hätte ruinieren können. Er wurde Landwirt und begann zum ersten Mal über Gott als den Schöpfer nachzudenken. Während er ein Buch mit dem Titel *No More Pearl Harbor* niederschrieb, kam ihm der Gedanke, dass der Schlamassel, in dem die Welt steckte, auf die menschliche Natur zurückzuführen sei. Doch ein Gedanke liess ihn nicht los: «Wer kann Menschen verändern?»

Er unterhielt sich mit japanischen Kriegsgefangenen, die aus den USA nach Hause zurückkehrten. «Wie wurdet ihr behandelt?», fragte er. Mehrere seiner Freunde erzählten ihm die Geschichte von Peggy Covell, einer jungen Frau, die japanische Kriegsgefangene besuchte und sich um sie kümmerte. «Warum sind Sie so freundlich zu uns?», wollten sie wissen. Die Antwort war: «Weil japanische Soldaten meine Eltern getötet haben.» Es stellte sich heraus, dass ihre Eltern christliche Missionare gewesen waren, die als Spione gefangen genommen und enthauptet worden waren. Peggy war überzeugt davon, dass ihre Eltern ihren Henkern vor ihrem Tod vergeben haben mussten. Konnte sie dann weniger tun als das? Also meldete sie sich freiwillig, um unter japanischen Kriegsgefangenen zu arbeiten. Fuchida war von dieser Geschichte, in der sich eine Gnade und Güte zeigte, von der im Schintoismus nichts zu spüren war, zutiefst beeindruckt.

1950 dann überreichte ihm ein Missionar namens Timothy Peitsch auf dem Bahnhof von Tokio ein Traktat. Es erzählte davon, wie ein amerikanischer Gefangener der Japaner namens Jacob DeShazer Christ geworden war und die erduldeten Grausamkeiten vergeben hatte, nachdem er die Bibel gelesen und Christus als seinen Erlöser aufgenommen hatte.

Dies war für Fuchida der Anlass, sich ein Neues Testament zu kaufen. Noch ehe er dreissig Seiten gelesen hatte, war er innerlich merkwürdig beeindruckt und gefesselt. Er las das Lukasevangelium und kam in der Geschichte von der Kreuzigung Jesu zu dem Gebet Christi: «Vater, vergib ihnen; denn sie wissen nicht, was sie tun!» (Lukas 23,34). Da dämmerte ihm, dass dies die Quelle der Liebe war, die Peggy Covell und Jacob DeShazer an den Tag legten.

Später beschrieb Fuchida die geistliche Erfahrung, die sich daraus ergab, mit diesen Worten: «Mir ging auf, dass ich einer von denen war, für die Christus diese Worte gebetet hatte. Die vielen Männer, die ich getötet hatte, waren im Namen des Patriotismus niedergemetzelt worden, weil ich die Liebe nicht verstand, die Christus in jedes Herz einpflanzen möchte. Genau in dem Moment, als ich dieses Gebet las, schien mir, als begegnete ich Jesus zum ersten Mal. Ich begriff die Bedeutung seines Todes als Stellvertreter für meine Bosheit, und so bat ich ihn im Gebet, mir meine Sünden zu vergeben und mich von einem bitteren, desillusionierten Ex-Piloten in einen ausgeglichenen Christen mit einem Ziel im Leben zu verwandeln. Jener Tag, der 14. April 1950, ist der Tag, an dem ich ein neuer Mensch wurde. Meine ganze Sicht des Lebens wurde durch das Eingreifen Christi verändert.»⁴ Zum Zeitpunkt seiner persönlichen Bekehrung zu Christus war Mitsuo Fuchida bereits 47 Jahre alt.

Die Reaktion der Medien liess nicht lange auf sich warten. «Held von Pearl Harbor bekehrt sich zum Christentum», lautete eine der typischen Schlagzeilen. Männer, die für Japan gekämpft hatten, wollten, dass er «diese verrückte Idee» wieder aufgab. Ein Ex-Pilot namens Noboru Nakamura ging noch weiter. Er suchte Fuchida zu Hause auf. Kaum waren sie allein, zog er einen reich verzierten Dolch hervor. Er drückte Fuchida die Klingenspitze gegen die Kehle und rief: «Ich habe zu Ihnen aufgeblickt, und jetzt muss ich Sie töten.»⁵ Fuchida erzählte ihm die Geschichte, wie er in seinem Farmhaus Christ geworden war, ohne einen

anderen Christen auf der Welt zu kennen. Er hatte einfach so gebetet, wie die Bibel es beschrieb. Drei Stunden lang redeten sie miteinander. Zu Anfang stach dabei die Dolchspitze in Fuchidas Kehle; dann liess Nakamura sie langsam sinken. Der Beinahe-Attentäter hatte einem Selbstmordkommando angehört und hatte ein künstliches Bein. Als er ging, war er tief in Gedanken über Fuchidas persönliches Zeugnis von der lebensverändernden Macht des Wortes Gottes.

Fünf Jahre später predigte Fuchida in einer Gemeinde in Amagasaki. Unter den Versammelten war der einstige Kamikazepilot Nakamura, der nun ein Ältester der Gemeinde war.

Es sollte jedoch noch einige Zeit dauern, bis Fuchida vollkommen erfasste, was es in moralischer und praktischer Hinsicht mit sich brachte, ein echter Christ zu sein. Ein Teil des Problems war, dass er nie ein Altes Testament besessen hatte und daher keinen Begriff vom Gesetz hatte, etwa von den Zehn Geboten. Dazu kam, dass einige übereifrige amerikanische Japanmissionare ihn auf forderten, sofort vor öffentlichen Versammlungen sein Zeugnis zu geben. Er vertraute ihrem Urteil und liess sich ins Rampenlicht schieben. Das war ein Fehler. Schliesslich hatte er noch nie regelmässig einen Gottesdienst besucht und nie eine systematische biblische Unterweisung erhalten. Doch als er immer mehr in der Bibel las, veränderte sich sein Leben. Seine Frau Haruko, eine Buddhistin, beobachtete ihn genau. Zu ihrer Überraschung begannen seine offenkundigen Sünden von ihm abzufallen. Der schwere Trinker entschied sich für den sicheren Weg der völligen Abstinenz. Auch vom Tabak riss er sich los. Es entstand ein Kontakt zu Pastor Toshio Saito, einem gebildeten Presbyterianer, der ihn im März 1951 in der presbyterianischen Kirche in Osaka taufte.

Haruko, ihr Sohn Yoshiya (der sich «Joe» nannte) und ihre Tochter Miyako waren so beeindruckt, dass sie freiwillig mit zu den Gottesdiensten kamen. Einer nach dem anderen bekehrten sie sich und wurden dann von Pastor Saito getauft. Die Bekehrung dieser Familie hat auch den Test der Zeit bestanden. Wie die seltsame Vorsehung Gottes es wollte, haben

sowohl Mitsuos Sohn als auch seine Tochter in den Vereinigten Staaten ein neues Leben angefangen. Joe wurde Architekt, doch noch wichtiger war, dass sie beide tief gläubige Christen in ihrer Wahlheimat wurden.

1952 geriet Fuchida durch ein verlockendes Angebot der japanischen Regierung in ziemliche Versuchung. Man bot ihm einen Spitzenjob als Stabschef in Japans neuer Verteidigungsluftwaffe an. Mit seinem Hintergrund hätte er einen hohen Rang, ein regelmässiges Einkommen und öffentliches Ansehen geniessen können. 1957 wurde der Test wiederholt: Würde er den Posten des Verteidigungsministers annehmen? Diese Möglichkeiten wurden ernsthaft in Betracht gezogen. Doch seine Antwort war, er sei überzeugt, Japan und der ganzen Menschheit am besten dienen zu können, indem er Botschafter für Christus sei. Seine Berufung war es, vollzeitlich als Evangelist zu wirken.

In dieser Eigenschaft reiste er kreuz und quer durch die Welt, besuchte Hunderte von Städten und predigte Tausende Male das Evangelium. Er sagte: «Ich denke nur daran, Christus zu verherrlichen, ihn zu preisen und ihm zu dienen. ... Das Wichtigste ist, Christus zu predigen, sowohl zur Zeit als auch zur Unzeit.»⁶ Und das meinte er auch so. Die Welt war seine Gemeinde. Sein Name und das, was er getan hatte, garantierte, dass es immer mehr Gelegenheiten zum Predigen für ihn gab, als er erfüllen konnte. Das traf besonders in den Vereinigten Staaten zu. Der Angriff auf Pearl Harbor war ein Schlüsselereignis in der amerikanischen Geschichte, das so schnell niemand vergessen würde.

Als Fuchida erfuhr, dass Jacob DeShazer sich als Missionar in Japan aufhielt, lag es nahe, dass er ihn kennenlernen wollte. Schliesslich war es in dem Traktat, das ihm auf dem Bahnhof von Tokio überreicht worden war, um DeShazers Geschichte gegangen. DeShazer war Bombenschütze bei dem amerikanischen Vergeltungsangriff für Pearl Harbor gewesen, der Doolittle Raid von 1942. DeShazers Maschine hatte ihre Ziele

auf dem japanischen Festland bombardiert und war dann im japanisch besetzten Teil Chinas abgestürzt. Dort war er gefangengenommen und schwer gefoltert worden. Es war ein Höhepunkt im Leben beider Männer, als der «Doolittle Raider» dem Pearl-Harbor-Kommandanten die Hand schüttelte. Gemeinsam verkörperten sie, dass echter Glaube an Christus Menschenleben verändert und – frühere Feinde zu Freunden macht. Sie beteten zusammen und setzten sich später gemeinsam für das Evangelium ein.

1952 führte Fuchidas Route ihn in DeShazers Heimatgemeinde, die First Methodist Church in Salem, Oregon. Nach seiner Predigt hatte er das Vergnügen, DeShazers Mutter kennenzulernen, Mrs. Hulda Andrus. Diese gläubige Frau hatte während der ganzen Zeit seiner Kriegsgefangenschaft für das Heil und die sichere Heimkehr ihres Sohnes gebetet. Somit, folgerte Fuchida, hatten die Gebete dieser Frau dazu geführt, dass ihr Sohn ein Traktat verfasste; dies wiederum führte zu Fuchidas Bekehrung, und nun stand er hier in ihrer Heimatgemeinde. Was für ein merkwürdiger Kreis der Ereignisse. «Wie unvorhersehbar und wunderbar ist die Vorsehung Gottes!», war der unvermeidliche Gedanke, der ihm in den Sinn kam.

Fuchida kehrte noch mehrere Male als Evangelist nach Pearl Harbor zurück. Es gab immer Widerstände von Seiten jener Amerikaner, die nicht zur Vergebung bereit waren, und es gab immer Unterstützung von Seiten jener, die 1941 hinter sich lassen wollten. Sie konnten ihm glauben, wenn er sagte: «Ich würde alles geben, um meine Taten in Pearl Harbor ungeschehen zu machen, aber das ist unmöglich. Stattdessen arbeite ich nun daran, dem grundlegenden Hass, von dem das menschliche Herz verseucht ist und der solche Tragödien verursacht, den Todesstoss zu versetzen. Jener Hass kann ohne die Hilfe Jesu Christi nicht ausgerottet werden. Er war der Einzige, der mächtig genug war, mein Leben zu verändern und es mit seinen Gedanken zu inspirieren.»⁷

Oft war sein Terminkalender zu voll. Das Leben aus dem Koffer und das regelmässige Predigen zermürbt selbst junge Menschen; umso mehr einen Mann, der sich erst in der zweiten Lebenshälfte bekehrt hatte. Als Fuchida 1953 in Hawaii vor einer chinesischen Zuhörerschaft sprach, brach er vor ihren Augen zusammen, aus keiner ernsthafteren Ursache als extremer Übermüdung. Bei einer anderen Gelegenheit, ein oder zwei Jahre später, war er wegen physischer Erschöpfung und Unfähigkeit zu sprechen für eine Weile ausser Gefecht.

Im Winter 1954 führte Fuchidas Programm ihn nach Tampa in Florida. Einer der amerikanischen Luftfahrtpioniere aus den Zwischenkriegsjahren, Eugene Horle, sah in einer Lokalzeitung die Ankündigung, Fuchida werde in einer Gemeinde in der Stadt predigen. Normalerweise hätten Horle keine zehn Pferde in eine Kirche gebracht. Doch einen Piloten sprechen zu hören, der etwa im gleichen Alter war wie er, war zu verlockend. Fuchidas Botschaft bewegte Horle, und er bat um ein persönliches Treffen. Die Folge war, dass Horle eine neue Dimension in seinem Leben entdeckte – den persönlichen Glauben an Christus. Später schrieb Horle über seine Bekehrung. Er kommentierte: «Aller Reiz des Fliegens ist nicht zu vergleichen mit der Freude, den Schöpfer des Himmels als Erlöser und Herrn zu kennen.»⁸ Und er wies stets darauf hin, dass der Mann, den Gott gebrauchte, um ihn auf Christus hinzuweisen, Mitsuo Fuchida war.

Einen grossen Teil seiner Zeit setzte Fuchida für die evangelistische Arbeit in Japan ein. Er war zu Recht argwöhnisch gegenüber nach aussen zur Schau gestellten Bekehrungen, weil er aus Erfahrung wusste, dass viele Leute behaupten konnten, sie hätten sich «bekehrt», obwohl es in Wirklichkeit nicht der Fall war. Im Jahr 1955 schätzte er einmal, er habe wohl auf sechshundert Versammlungen vor mindestens zweihunderttausend Menschen gepredigt. Bevor er ein Glaubensbekenntnis als echt akzeptierte, wartete er immer ab, bis die Betreffenden sich einer Gemeinde

angeschlossen hatten und sich hatten taufen lassen. Im Dezember 1955 hatte er 568 solcher Benachrichtigungen aus einer Vielzahl verschiedenster Gemeinden vorliegen.

Eine seiner Evangelisationen fand in Fukuoka auf der japanischen Insel Kyushu statt. Der Pastor einer Gemeinde in der Stadt schrieb ihm, dass der übliche Gottesdienstbesuch am Sonntag vorher nicht höher als bei fünfzig Personen gelegen hatte. Nach zwei Veranstaltungsreihen mit Fuchida im Oktober 1953 und im Februar 1954 war die Zahl der Gemeindeglieder auf über zweihundert angestiegen. Nach einer Veranstaltung in Okayama schrieb ihm einer der dortigen Pastoren, es seien sechzig neue Personen zu seiner Gemeinde gestossen, die sich alle hätten taufen lassen. Alles deutet darauf hin, dass Fuchida als Evangelist sehr wirkungsvoll war.

Dies verstärkte sich noch, nachdem er in einem Gefängnis in Fukuoka gepredigt hatte. Nachdem er das Gelände verlassen hatte, wurde er informiert, dass zwanzig verurteilte Mörder nicht die Erlaubnis erhalten hatten, an dem Gottesdienst teilzunehmen. Also arrangierte er, dass er noch einmal zurückkommen durfte, um vor diesen Todeskandidaten zu predigen. Er sprach eine Stunde lang. Vom Krieg und seiner Rolle darin erwähnte er kein Wort. Stattdessen kam er direkt auf seinen Hauptpunkt: die Liebe Christi zu den Sündern und seine Barmherzigkeit mit den Verlorenen. Er betonte, dass Christus gestorben war, dass er zwischen zwei Kriminellen gekreuzigt worden war, und beschrieb, wie er dem reumütigen Dieb, der ihn als Herrn anerkannte, versprach: «Wahrlich, ich sage dir: Heute wirst du mit mir im Paradies sein» (Lukas 23,43).

Die Männer nahmen sich seine Botschaft zu Herzen, und jeder Einzelne von ihnen fiel auf die Knie und bat Christus um Vergebung für seine Sünden. Später fand Fuchida heraus, dass sie sich in der Zeit bis zu ihrer Hinrichtung dann zu einer Gruppe zusammengeschlossen hatten, die sie den «Golgatha-Club» nannten. Sie unterstützten und trösteten ein-

ander. Der Gefängnisdirektor berichtete, normalerweise müssten die Wachen die Verurteilten zum Schafott zerren. Dann fügte er hinzu: «Doch die Mitglieder des Golgatha-Clubs gingen aufrecht und kerzengerade an den Galgen und beteten bei jedem Schritt: «Christus, sei heute mit mir im Paradies.»»⁹

1958 lud Pastor Sakuramachi, der eine Gemeinde in den Slums von Osaka leitete, Fuchida ein, in einem Gottesdienst zu predigen. Er erinnerte seinen Gast an eine Gelegenheit, als Letzterer einige Jahre zuvor in einem anderen Gefängnis in Japan gesprochen hatte. Fuchida erinnerte sich noch sehr deutlich an das schwache Interesse am Evangelium bei jenem Anlass. Dann offenbarte ihm der Pastor, er selbst sei einer der Gefangenen gewesen, die damals seine Botschaft hörten. Das hatte ihn angeregt, sich mit dem christlichen Glauben zu beschäftigen, was schliesslich seine Bekehrung zur Folge hatte.

Während seiner ausgedehnten Europareise in den frühen 1960er Jahren kam Fuchida auch nach Hamburg. Paul Taylor, der mit ihm zusammen 1961 in Hamburg evangelisierte, schilderte in einem Brief an den Verfasser seine Eindrücke von Fuchida. Er schrieb: «Er war gelassen und furchtlos. Die Gefangenen hörten genau zu, wenn ein Mann mit Fuchidas Vorgeschichte aufstand, um zu sprechen. Er hatte eine charmante und freundliche Art... die Gnade Gottes hatte so spürbar sein Herz gewonnen. ... In Erinnerung geblieben ist mir vor allem seine leidenschaftliche Liebe zu Christus. Er war immer darauf aus, Jesus Christus bekannt zu machen, so oft er konnte und gegenüber jedem, der ihm zuhören wollte.»

Aus dieser Haltung heraus arbeitete Mitsuo Fuchida, bis er im Mai 1976 in Japan an den Folgen von Diabetes starb. Er wurde 73 Jahre alt.

In einem Brief an den Verfasser äusserte Jacob DeShazer seinerzeit: «Mein Freund Mitsuo Fuchida wird sich nun des Himmels erfreuen.» Durch die Gnade Gottes allein hatte der Pilger sein letztes Ziel erreicht.

Mehr über Mitsuo Fuchida

Mitsuo Fuchida verfasste eine Reihe von Traktaten und Broschüren. Die erste seiner Schriften war «I Bombed Pearl Harbor», ein Faltblatt, das von der Pocket Testament League veröffentlicht wurde. Weitere Titel sind «From Pearl Harbor to Calvary» (Bible Literature International) und «I Led the Air Attack on Pearl Harbor».

Thurston Clarke erwähnt ihn in seinem Buch *Pearl Harbor Ghosts*. Elizabeth Sherrill veröffentlichte in der Zeitschrift «Guideposts» einen Artikel mit dem Titel «1'11 Never Forget You – Mitsuo Fuchida». Als Fuchida zur Aufführung des Films «Tora! Tora! Tora!» nach London kam, führte Gordon Fyles ein ausführliches Interview mit ihm. Don Mainprize schrieb für die Ausgabe der Zeitschrift «Power of Living» vom 1. Dezember 1991 eine Zusammenfassung seines Lebens.

Die Produktionsfirma Ken Anderson Films produzierte den Film «One Came Back», der Aspekte seines Lebens zeigte, besonders einen Besuch in Pearl Harbor in späteren Jahren. Das Buch *Midway* (dt. Titel: *Midway. Die entscheidendste Seeschlacht der Weltgeschichte*) von Fuchida und Okumiya enthält eine ausführliche persönliche Schilderung Fuchidas über seine Aktivitäten vor und während dieser Schlacht.

Gordon W. Prange, der Fuchida kannte, hatte das Glück, Katherine V. Dillon und Donald M. Goldstein als Mitarbeiter zu haben. Mindestens sechs wichtige Bücher verdanken ihr Dasein diesen Autoren. Eines davon ist *God's Samurai*, eine Biografie über Mitsuo Fuchida (Brassey's US). Mein Exemplar war ein Geschenk von DeShazer. Prange ist hervorragend, was die historischen Hintergründe angeht.

Internetartikel sollten durch den Vergleich mit Fuchidas eigenen Werken auf ihre Richtigkeit überprüft werden.

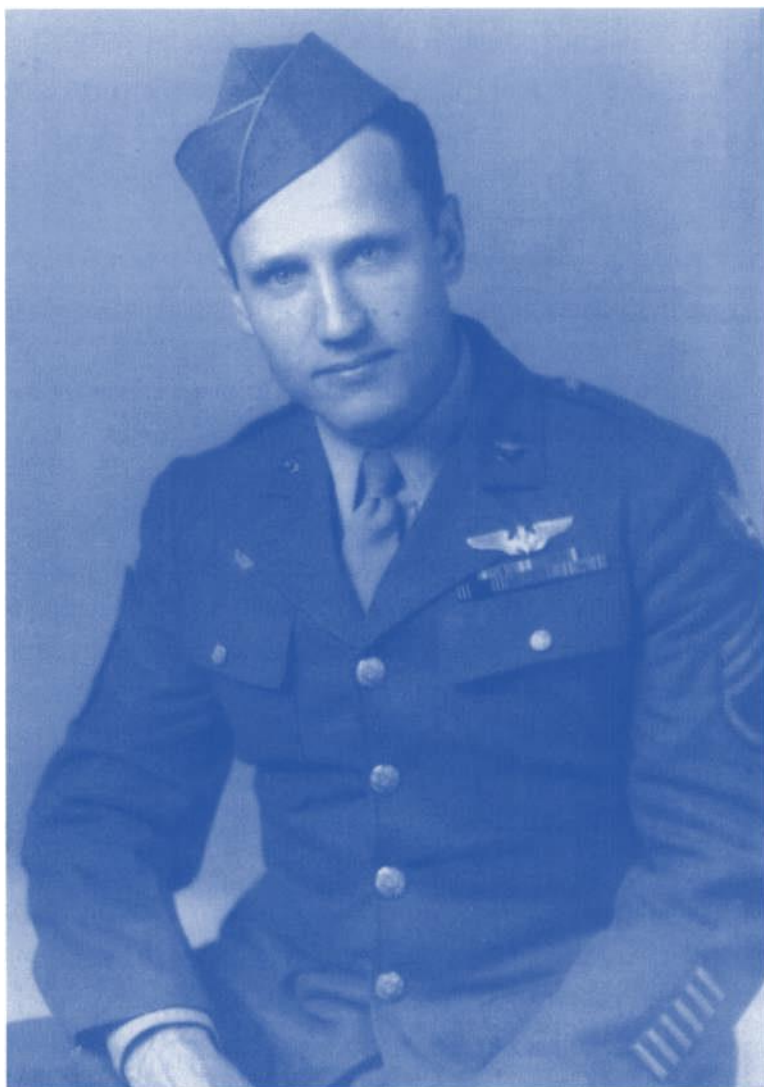
Danken möchte ich Paul S. Taylor aus Lutterworth, England, für seine anschauliche Schilderung von Fuchidas Aufenthalt in Hamburg, die er auf meine Bitte hin niederschrieb.

7.

Jacob DeShazer

Doolittle-Raider und Japan-Missionar

Die achtzig Flieger wussten, dass sie, selbst wenn sie mit ihren landgestützten Bombern vom Deck der «Hornet» in die Luft kommen würden, unmöglich wieder dorthin zurückkehren konnten. Nachdem sie ihre Bombenlast auf Japan abgeworfen hatten, mussten sie weiterfliegen, bis sie China erreichten. Ein grosser Teil Chinas jedoch war in japanischer Hand, so dass dies eine höchst riskante Operation war.



Jacob DeShazer

7.

Jacob DeShazer



Sechshundert Meilen vor der Küste Japans peitschte der Wind den Regen mit 27 Knoten über das Deck des Flugzeugträgers «Hornet».

Sechzehn North American B-25B-Mitchell-Bomber standen startbereit, einige schon mit rotierenden Propellern. In jeder der zweimotorigen Doppelheckmaschinen wartete eine fünfköpfige Mannschaft gespannt auf das Startsignal.

In der Plexiglasnase der letzten Maschine sass der 29jährige Corporal Jacob DeShazer, der Bombenschütze. Es war der 18. April 1942. Die Mission, zu der er gleich aufbrechen würde, sollte den ganzen Verlauf seines Lebens auf eine Weise verändern, wie er es sich nie hätte vorstellen können.

DeShazer hatte sich freiwillig zu einer einmaligen, besonders gefährlichen Mission gemeldet. Bevor die achtzig beteiligten Männer starteten, hatte ihnen ihr Kommandeur, Lieutenant Colonel Doolittle, ein Wiedersehenstreffen für diejenigen versprochen, die die Mission überlebten. Infolgedessen treffen sich die Überlebenden jedes Jahr am 18. April. 1959 wurden bei diesem Anlass achtzig Silberkelche präsentiert, einer für jeden Mann. Ihre Namen sind darauf doppelt eingraviert, einmal richtig

herum und einmal auf dem Kopf stehend. Die Kelche der Toten stehen auf dem Kopf. Niemand ausser den Raidern (auf Deutsch: Angreifer) ist anwesend, wenn ein Überlebender seinen Kelch erhebt und einen Toast ausbringt: «Auf diejenigen, die gegangen sind.» Ist ein Mann im Lauf des Jahres gestorben, so wird sein Kelch umgedreht. Danach wird die Liste der Toten langsam verlesen.

Die Männer, die ihren verstorbenen Kameraden diesen Tribut zollen, sind Mitglieder einer Gruppe, der niemand sonst sich anschliessen kann. Mit Ausnahme ihres Anführers waren alle im April 1942 in ihren Zwanzigern oder Dreissigern, so dass dem Gesetz der Natur zufolge die Wiedersehenstreffen und die Kelchzeremonien irgendwann im frühen 21. Jahrhundert ihr Ende finden werden. Wenn der letzte Kelch umgedreht ist, wird die ganze Sammlung in einem Museum ausgestellt werden.

Wenn auch die Männer der Doolittle Raid unvermeidlicherweise dahinschwinden, so wird ihre Mission doch in den Annalen der US-Militärgeschichte wegen ihrer Tapferkeit und ihres Wagemuts immer unvergessen bleiben. Dies ist die Geschichte eines dieser Männer, Jacob DeShazer, von seinen Freunden «Jake» genannt.

Jake kam 1912 in einer tief gläubigen christlichen Familie zur Welt, die in Salem, Oregon, in den Vereinigten Staaten lebte. Seine frühen Jahre waren nicht sonderlich bemerkenswert. Sein Vater starb, als er zwei Jahre alt war, und seine Mutter heiratete wieder. Sein Stiefvater Hiram Andrus war ein Farmer und ein gutes Vorbild. Jake ging in die Sonntagschule und den Gottesdienst der Free Methodist Church, doch die Religion bedeutete ihm wenig. Jeder kannte ihn als einen Rebellen. Er schwänzte die Schule, stahl und war unendlich gelangweilt vom Kleinstadtleben.

Als erwachsener Mann war er 1,67 Meter gross, kräftig und begierig, sich seinen eigenen Weg in der Welt zu bahnen. Die einzige Arbeit, die das Zivilistenleben damals zu bieten hatte, war eine Serie unbefriedigen-

der und aussichtsloser Jobs. Die US Army Air Force dagegen bot Sicherheit und gute Bezahlung. Also ging er zur Armee.

Es war 1940, und Amerika befand sich im Frieden. Die Ereignisse von Pearl Harbor lagen noch knapp zwei Jahre weit in der unbekanntem Zukunft. Während dieser Zeit wurde er zum Flugzeugmechaniker und auch zum Bombenschützen ausgebildet. Dazu gehörte das Zielen und Abwerfen aller Arten von Bomben.

Doch selbst bei der Armee war er rastlos und gelangweilt. Das endlose Training erschien ihm sinnlos, da es unvorstellbar erschien, dass er das Gelernte je praktisch anwenden würde. Es gab zu viel Freizeit. Er war alleinstehend, ziellos und darauf aus, seinen Spass zu haben. Oft war er in Clubs anzutreffen, wo er zu viel trank. Später schrieb er: «Ich schäme mich für die Dinge, die während jener Jahre in meinem Leben passierten. Sie machen mich nicht froh.»¹

Als die Japaner ohne Kriegserklärung Pearl Harbor bombardierten, wurde Amerika in einen Krieg hineinkatapultiert, auf den es weitgehend unvorbereitet war. Die Bevölkerung jedoch war in ihrem verständlichen Zorn gegen den Aggressor geeint. Die meisten träumten von Rache.

Als schliesslich eine wohlüberlegte Antwort auf die Bombardierung Pearl Harbors ausgearbeitet war, wurde dafür ein aussergewöhnlicher Kommandeur gebraucht. Der Auserwählte war Lieutenant Colonel James Doolittle, ein Mann von 45 Jahren mit schütterem Haar, von Natur aus ein mitreissender Anführer. Die Flieger bewunderten ihn und folgten ihm bereitwillig. Er war ein hervorragender Pilot, vollkommen furchtlos und mit fundierten technischen Kenntnissen ausgestattet. Insgesamt war er ein seltener Menschentyp – genau der Richtige, um eine gefährliche Mission anzuführen.

Auf DeShazers Basis wurde die Nachricht vom Angriff auf Pearl Harbor über Lautsprecher bekannt gegeben. Jake, der soeben einen Verweis wegen eines kleineren Verstosses bekommen hatte, war gerade damit beschäftigt, zur Strafe Kartoffeln zu schälen. Als er die Nachricht von Pearl

Harbor hörte, schleuderte er mit aller Kraft die Kartoffeln an die gegenüberliegende Wand. Es war eine natürliche Zornesreaktion. «Dafür werden die Japsee bezahlen müssen», schrie er. Und er meinte es ernst. In seinem Herzen wallte ein echter Hass gegen die Japaner auf.²

Auf der Columbia Air Base in South Carolina wurden die Männer über eine gefährliche Mission informiert, und DeShazer meldete sich mit etlichen anderen freiwillig, um sich dafür schulen zu lassen. Einzelheiten über die Mission wurden nicht genannt. Dennoch hörte es sich nach einem grossen Abenteuer an. Andere Männer, die nicht beteiligt waren, wurden merklich neidisch auf die Freiwilligen. DeShazer genoss den Reiz des Unbekannten und das Interesse und die Neugier, die die anderen Männer zeigten.

Der nächste Schritt war das Training. Auf der Eglin Air Base in Florida versammelten sich achtzig Männer, darunter DeShazer. Diese Freiwilligen erhielten nun erste Befehle, die sich auf das Training bezogen. Jake lernte die anderen vier Mitglieder seiner Flugzeugbesatzung kennen: Lieutenant William Farrow (Pilot), Lieutenant Robert Hite (Kopilot), Lieutenant George Barr (Navigator) und Sergeant Harold Spatz (Ingenieur/Schütze). Corporal Jacob DeShazer war der Bombenschütze.

Einen Monat lang übten sie sehr kurze Startanläufe und Niedrigflüge in ihren B-25B-Mitchell-Maschinen. Doch immer noch hatte niemand ausser dem Leiter der Mission, Lieutenant Colonel Doolittle, eine Ahnung, wofür dieses Training gedacht war.

Dann kam der Befehl, nach Westen quer durch die Vereinigten Staaten nach San Francisco zu fliegen. Dort angekommen, sahen die Besatzungen der Mitchells mit tausend unbeantworteten Fragen in den Köpfen zu, wie ihre Maschinen an Bord der «Hornet» gehievt und auf dem Flugdeck vertäut wurden. Jetzt wurde ihnen klar, warum die kurzen Startanläufe so wichtig waren. Sie würden versuchen müssen, vom Deck des Flugzeugträgers aus zu starten, das nur so lang war wie ein Footballfeld. An



Ein B-25-Mitchell-Bomber, erhalten auf einem US-Luftwaffenstützpunkt zur Erinnerung an die Doolittle Raid.

diesem Punkt forderte Doolittle jeden Mann, dem angesichts des Bevorstehenden Zweifel oder Ängste kamen, auf, sich zurückzuziehen und nicht mit an Bord zu gehen. Niemand nahm das Angebot an.

Am 2. April 1942 stach die «Hornet» in See. DeShazer sah die Golden Gate Bridge über sich hinweggleiten, als sie hinaus in den Pazifik fuhren. Es war zwölf Uhr mittags. Alle an Bord waren aufgeregt. Seeleute wie Flieger spürten, dass sie unterwegs zu einem Abenteuer waren. DeShazer notierte: «Ich spürte einen Kampfgeist unter den Männern. Wir brauchten keine Ansprachen, die uns erklärten, was mit Japan nicht stimmte. Jeder schien zu wissen, dass Japan geächtet war und gezwungen werden musste, sich zu ergeben.»³

Das Lautsprechersystem der «Hornet» informierte alle Männer, dass die sechzehn Schiffe des Kampfverbandes nach Japan unterwegs waren. Die Katze war aus dem Sack. Jetzt würde Amerika es den Japanern heimzahlen. Die Mitchells würden Japan bombardieren.

Auf die Nachricht hin brach lauter Jubel aus. Bisher war den Japanern nichts als ungebrochener militärischer Erfolg beschieden gewesen. Wenn

es gelang, Bomben auf Japan zu werfen, würde das ein moralischer Sieg sein, ein Zeichen der schweren Rache, die kommen würde.

Die achtzig Flieger wussten, dass sie, selbst wenn sie mit ihren landgestützten Bombern vom Deck der «Hornet» in die Luft kommen würden, unmöglich wieder dorthin zurückkehren konnten. (Landgestützt heisst hier, es sind Maschinen, die eigentlich nur vom Land aus starten können, weil sie viel zu schwer für die kurze Startbahn eines Flugzeugträgers sind.) Nachdem sie ihre Bombenlast auf Japan abgeworfen hatten, mussten sie weiterfliegen, bis sie China erreichten. Ein grosser Teil Chinas jedoch war in japanischer Hand, so dass dies eine höchst riskante Operation war. Würden sie einen freundlichen Flugplatz finden und landen können? Würden sie abspringen müssen, wenn ihnen der Treibstoff ausging? Dutzende komplizierter Fragen gingen durch die achtzig Köpfe.

Am 5. April 1942 war Ostersonntag. Auf der «Hornet» fand ein feierlicher christlicher Gottesdienst statt. In den Berichten wird die hohe Zahl der Männer betont, die daran teilnahmen. Ein Mann, der fehlte, war Jacob DeShazer. Für ihn waren Gebete und Religion uninteressant. Aus seiner Sicht brachte so ein Gottesdienst überhaupt nichts.

Am 18. April um 6.30 Uhr morgens wurde der Kampfverband von einem japanischen Schiff gesichtet, das daraufhin eine Warnung nach Japan funkte. Infolgedessen war nun der Kampfverband selbst in höchster Gefahr. Admiral Halsey blieb keine Wahl. Der «Hornet» wurde eine Anweisung zugeblinkt: «Maschinen starten.»

Doolittle brüllte den Männern in seiner Nähe zu: «Okay, Jungs, es ist so weit. Es geht los.»⁴

Im nächsten Moment erscholl das ohrenbetäubende Signal der Schiffssirenen. Überall auf dem Schiff dröhnte es aus den Lautsprechern: «Armeepiloten, bemannen Sie Ihre Maschinen.» Die Aktion startete.

Die «Hornet» drehte in den 27 Knoten schnellen Wind. Als ihre Turbinen stillstanden, schwankte und gierte das Flugdeck. Die Wellen waren neun Meter hoch. Der oscarprämierte Regisseur John Ford hielt diesen Moment auf Film fest, als die sechzehn Mitchells eine nach der anderen sicher starteten.

DeShazer kauerte in der Nase der sechzehnten und letzten Maschine, die abhob, mit der Seriennummer 40-2268. Es war 9.20 Uhr. Auf die Nase des Flugzeugs hatte jemand auf beiden Seiten die Worte «Bat Out of Hell» gemalt. Das Ziel der Bat war Nagoya, etwa dreihundert Meilen südlich von Tokio. Der Flug dorthin schien endlos. Bei der Ankunft über dem Ziel sorgte DeShazer dafür, dass die Bomben genau wie geplant abgeworfen wurden.

Während die Dunkelheit hereinbrach, flogen sie weiter nach China. Um fünfzehn Minuten vor Mitternacht ging der Mitchell der Treibstoff aus. Irgendwo über China, in etwas über neunhundert Meter Höhe, gab der Pilot, Lieutenant Bill Farrow, einen letzten Befehl. «Wir müssen springen!», brüllte er.

DeShazer legte seinen Fallschirm an und schwebte hinab. Er landete hart auf einem chinesischen Friedhof und brach sich beim Aufprall ein paar Rippen.

Der physische Gesamtschaden, der durch die Doolittle Raid verursacht wurde, war minimal. Der Auftrieb für die amerikanische Kampfmoral dagegen war enorm. Durch Japan fegte ein einmütiger Aufschrei der Wut. Eine der unvorhergesehenen Folgen des Angriffs war, dass sich die japanische Militärführung in die Schlacht von Midway locken liess. Diese heftige Luft- und Seeschlacht markierte den Beginn des japanischen Untergangs.

All das half DeShazer in jener Aprilmacht freilich nichts. Er marschierte stundenlang und wurde schliesslich von zehn japanischen Soldaten gefangengenommen.

Zwei amerikanische Flugzeuge waren in Gegenden Chinas niedergegangen, die von den Japanern besetzt waren. Die sechste Mitchell von der «Hornet» stürzte nahe der chinesischen Küste in den Ozean.

Zwei Mann ihrer Besatzung starben beim Aufprall. Damit fielen acht Männer in die Hände des Feindes, fünf aus DeShazers Maschine und drei Überlebende aus dem abgestürzten Flugzeug. Diese acht Männer wurden schliesslich alle gefangen genommen und zum Verhör nach Tokio geschickt. Sie alle würden den Zorn des verletzten Stolzes der Japaner zu spüren bekommen.

Nach ihrer Ankunft in der japanischen Hauptstadt Tokio wurden sie in ein Gefängnis unter der Aufsicht der Kempeitai gebracht. Das war die japanische Militärpolizei, nicht unähnlich der deutschen Gestapo. Die Kempei hatten die Kunst des Erzielens von «Geständnissen» so sehr verfeinert, dass sie genau wussten, wie weit sie mit einem Mann gehen mussten, damit er dem Tod so nahe war wie möglich, jedoch ohne ihn ganz umzubringen.

Die acht Männer wurden in Tokio 46 Tage lang in Einzelhaft gehalten. Alle wurden geschlagen, getreten, ausgehungert; man liess sie nicht schlafen, sie durften sich nicht waschen, rasieren oder ihre Uniformen ausziehen. Endlich wurden DeShazer Landkarten und Tabellen vorgelegt, die aus einer zerstörten Mitchell geborgen worden waren. In diesem Moment erkannte er, dass alle Folterungen überflüssig gewesen waren. Ihre Befrager kannten bereits die wesentlichen Details des Angriffs.

Die Gefangenen wurden nun ins Brückenhaus-Gefängnis in Schanghai, China, gebracht, wo sie die nächsten siebzig Tage verbrachten. Die Haftbedingungen wurden immer schlimmer. Läuse und Ratten waren überall. DeShazers Zelle war 2,75 mal 1,50 Meter gross. Sie bekamen die Ruhr. Gemeinsam mit seinen sieben Freunden musste DeShazer am 28. August 1942 einen Schauprozess über sich ergehen lassen. Das unvermeidliche Urteil lautete: «Schuldig.»

Infolge des Schauprozesses wurden drei der acht Männer, darunter DeShazers Pilot Bill Farrow und der Bordschütze Harold Spatz, am 15. Oktober 1942 erschossen. DeShazer und vier andere überlebten, ohne jedoch etwas vom Schicksal ihrer Kameraden zu wissen. Allerdings wur-

den sie einer «Spezialbehandlung» unterzogen, wie das Gericht es in dem kurzen Prozess genannt hatte. Sie sollten als Kriminelle behandelt werden, nicht als Kriegsgefangene. Das bedeutete keine Post, keine Rot-Kreuz-Pakete, kein Gefangenaustausch, unzureichendes Essen, Einzelhaft und Tod, falls die Japaner den Krieg verlieren sollten.

Unter diesen Bedingungen starb Lieutenant Robert Meder, der Kopilot der sechsten Maschine, am 1. Dezember 1943 an Unterernährung und Beriberi. Er wurde 26 Jahre alt. Damit waren noch vier Überlebende übrig: Nielsen, der Navigator der sechsten Maschine, DeShazer und zwei weitere Männer aus seiner Besatzung, Barr und Hite. Diese vier Gefangenen mussten sich Meders ausgemergelten Leichnam in einem Sarg anschauen. Es deprimierte sie. Hoffnungslosigkeit machte sich breit. DeShazer hatte Mühe, bei Verstand zu bleiben, während er gegen die Einsamkeit und Ungewissheit ankämpfte. Wie er später schrieb, verband sich das mit einem «Hass gegen das japanische Volk, der mich fast in den Wahnsinn trieb».⁵

Während DeShazer das Unerträgliche erduldet, diktierte ein Raider, der nach Amerika zurückgekehrt war, Ted Lawson, einem Schriftsteller die Geschichte von der Doolittle Raid und seinem Anteil daran. Im Nu lief das Buch *Thirty Seconds over Tokyo* aus den Druckerpressen. Es war den acht vermissten Männern gewidmet, die nun für tot gehalten wurden. Einer der acht Namen auf der Widmungsseite des Buches ist natürlich der von Jacob DeShazer. Hollywood meldete sofort Interesse daran, die Geschichte zu verfilmen. Mit offizieller Genehmigung erschien 1944 ein akkurater Film unter demselben Titel. Die Szenen von den auf der «Hornet» startenden Flugzeugen sind die Originalaufnahmen, die Regisseur John Ford am 18. April 1942 gemacht hatte. Der Film war damals ein riesiger Erfolg und ist bis heute ein sehenswerter Tribut an die Raider.

Nach dem Tod Lieutenant Meders war offensichtlich, dass keiner der Raider überleben würde, falls sich die Haftbedingungen nicht verbesserten. Die Nachricht von seinem Tod erreichte das Militärhauptquartier in Nanking. Der kommandierende Offizier des Gefängnisses liess sich sehen und fragte die Gefangenen, was sie gerne essen würden. DeShazer kam zu der Überzeugung, dass die Führungsriege der Japaner wusste, dass Japan den Krieg höchstwahrscheinlich verlieren würde und die Vergeltung der Amerikaner fürchtete, falls noch mehr ihrer Soldaten sterben sollten. Was immer auch wirklich dahintersteckte, auf jeden Fall verbesserten sich die Bedingungen ein wenig. Sie bekamen ein paar Bücher zu lesen, darunter eine Bibel. Die Gefangenen fanden heraus, dass die Bücher aus dem ehemaligen Haus eines Chinamissionars geplündert worden waren.

Keiner der vier war religiös, aber jeder von ihnen las die Bibel, und für jeden Mann brachte sie eine Botschaft mit, die ihn bei Verstand bleiben liess. Kopilot Bob Hite schrieb später: «Es war für jeden von uns das erste Mal, dass wir die Bibel wirklich von vorne bis hinten durchlasen.» Hite fing an, mehr Mitleid als Hass für die japanischen Wachsoldaten zu empfinden. Für sie persönlich «nahmen die Worte eine tiefe Bedeutung an und vermittelten eine neue Hoffnung für die Zukunft».⁶

Eines Tages machte DeShazer gerade seine Zelle sauber, als ein Wachmann hereinschaute und brüllte: «Hayaku!» («Beeilung!») DeShazer hatte sowieso schon vor Wut gekocht. Er brüllte zurück: «Geh und spring in den See.» Später notierte er: «Bevor ich wusste, wie mir geschah, wurde die Tür aufgeschlossen, und der Wachmann schlug mir mit der Faust gegen den Kopf. Sofort trat ich ihm mit dem nackten Fuss in den Bauch, und er schlug mich mit seiner stählernen Messerscheide. Ich hatte gerade Wasser benutzt, um meine Zelle zu wischen. Ich griff nach dem schmutzigen Wischwasser und schüttete es über den Wachmann. Das kühlte ihn so weit ab, dass er nichts weiter unternahm, ausser auf

mich einzufluchen. Aber es ist merkwürdig, dass er mir nicht den Kopf abgeschlagen hat.»⁷ Zweifellos hatte DeShazer grosses Glück, dass er infolge dieses Vorfalls nicht hingerichtet wurde. Andere Männer wurden aus geringerem Anlass getötet.

Im Mai 1944 war er an der Reihe, die Bibel zu lesen. Der Wachmann sagte ihm, er könne sie für drei Wochen haben. Daraus wurde eine Erfahrung, die sein ganzes Leben auf den Kopf stellte. Das einzige Licht in seiner Einzelzelle kam durch das Luftloch oben in einer der Wände. Das reichte aus. In der Broschüre «I Was a Prisoner of Japan» schilderte DeShazer, was dann geschah.

Begierig begann ich darin zu lesen. Ein Kapitel nach dem anderen packte mich im Innersten. Nach einiger Zeit kam ich zu den Büchern der Propheten und stellte fest, dass alles, was sie schrieben, sich um einen göttlichen Sünden-Erlöser zu drehen schien, einen Erlöser, der vom Himmel herabgesandt und in Gestalt eines menschlichen Babys geboren werden sollte. Ihre Schriften faszinierten mich so sehr, dass ich sie immer wieder las, bis ich sie sechs Mal aufmerksam studiert hatte. Dann ging ich zum Neuen Testament über und las dort von der Geburt Jesu Christi, desjenigen, der tatsächlich die Prophezeiungen Jesajas, Jeremias, Michas und der anderen alttestamentlichen Autoren erfüllte. Ich jubelte innerlich, als ich es in Apostelgeschichte 10,43 bestätigt fand: «Von diesem bezeugen alle Propheten, dass durch seinen Namen alle, die an ihn glauben, Vergebung der Sünden empfangen sollen.» Nachdem ich die Apostelgeschichte aufmerksam gelesen hatte, wandte ich mich dem Studium des Briefes zu, den Paulus an die Christen in Rom geschrieben hatte.

Am 8. Juni 1944 standen mir die Worte aus Römer 10,9 überaus klar vor Augen: «Denn wenn du mit deinem Munde bekennt, dass Jesus der Herr ist, und in deinem Herzen glaubst, dass ihn Gott von den Toten auferweckt hat, so wirst du gerettet.» Genau in diesem Moment schenkte Gott mir die Gnade, dass ich ihm meine Sünden bekannte, und er vergab mir und rettete mich um Jesu willen, wie es ja auch sein Wort, wie ich später herausfand ...so klar in 1. Johannes 1,9 verheisst: «Wenn wir aber unsre Sünden bekennen, so ist er treu und gerecht, dass er uns die Sünden vergibt und reinigt uns von aller Ungerechtigkeit.»

Grenzenloser Jubel über mein neues geistliches Leben erfüllte mein Herz, obwohl mein Leib so schrecklich unter den Schlägen und dem Nahrungsmangel litt. Doch plötzlich entdeckte ich, dass Gott mir neue geistliche Augen gegeben hatte und dass sich, wenn ich die japanischen Offiziere und Wachleute ansah, die mich und meine Gefährten so grausam ausgehungert und geschlagen hatten, mein bitterer Hass gegen sie in mitleidige Liebe verwandelte. ...Ich las in meiner Bibel, dass Jesus, während seine Peiniger ihn geschlagen und angespien hatten, bevor er ans Kreuz genagelt wurde, im Moment qualvollsten Leidens liebevoll für sie betete: «Vater, vergib ihnen; denn sie wissen nicht, was sie tun!» Und nun betete auch ich aus tiefstem Herzen zu Gott, er möge meinen Folterknechten vergeben ...

DeShazers neuer Glaube an Gott wurde bald auf die Probe gestellt. Als er in eine Zelle ging, um eine Toilette zu putzen, wurde er von einem Wachmann eskortiert, der es eilig hatte. Der Mann schubste ihn, schlug ihm auf den Rücken und brüllte dabei: «Hayaku! Hayaku!» Noch bevor DeShazer

in der Zelle war, schlug der Wachmann die Tür zu, so dass sein Fuss darin steckenblieb. Statt die Tür zu öffnen, um ihn freizugeben, fing er an, mit seinen Nagelstiefeln auf den eingeklemmten nackten Fuss einzutreten. Schliesslich gelang es DeShazer, sich loszureissen. «Die Schmerzen in meinem Fuss waren enorm, und ich dachte, ich hätte mir bestimmt ein paar Knochen gebrochen. Es kam mir vor, als wollte Gott mich irgendwie prüfen.»⁸

Als der Wachmann am nächsten Morgen seinen Dienst antrat, dachte DeShazer ernsthaft an Rache. Doch dann erinnerte er sich an die Bibel und rief stattdessen: «Ohayo gozaimasu!» («Guten Morgen»). Der Wachmann sah ihn seltsam an. Jeden Morgen versuchte DeShazer dieselbe freundliche Begrüssung anzubringen. Eines Tages sprach der Wachmann ihn durch die Tür hindurch an. Sie unterhielten sich miteinander. Dann wurde der Wachmann freundlicher, und von nun an kam es nicht mehr vor, dass er ihn anschrie oder grob behandelte. Einmal öffnete er sogar das kleine Guckloch und reichte DeShazer eine gekochte Süsskartoffel. Ein anderes Mal bekam DeShazer fünf Feigen. Später schrieb er: «Da erkannte ich, dass Gottes Weg funktioniert, wenn wir es wirklich versuchen, egal in welcher Situation.»⁹

Die Tatsache, dass Jacob DeShazer so unübersehbar geistlich verändert und erneuert war, änderte nichts an seinem schlechten körperlichen Zustand. Im Juni 1944 hatten 26 Monate Einzelhaft, schlechte Behandlung und unzureichendes Essen einen schrecklichen Tribut von den vier Raidern in den Händen des Feindes gefordert. Sie alle hatten noch ein weiteres Jahr der Gefangenschaft in Nanking vor sich.

Am 15. Juni 1945 wurden DeShazer und seine drei Freunde eilig mit dem Zug in ein Gefängnis in Beijing verlegt. Dieses stand unter der Leitung der harten Männer von den Kempeitai. Jede Nacht konnten sie die Folterungen und Schreie der anderen Gefangenen hören. Nach einem Monat weiterer schlechter Behandlung bekam der ausgemergelte DeSha-

zer, von Ruhr-Attacken geschwächt, überall am Leib riesige Beulen, selbst auf den Fusssohlen. Aus Langeweile beschloss er, die Beulen zu zählen. Als er bei 75 war, gab er es auf. Es waren noch mehr da, aber den Bereich zwischen seinen Schultern konnte er mit den Händen nicht ertasten. Schlimmer noch, sein Herz tat weh, und er erinnerte sich, dass Lieutenant Meder von Schmerzen in der Herzgegend gesprochen hatte, kurz bevor er gestorben war. «Ich dachte, ich würde wahrscheinlich an derselben Ursache sterben», erinnerte er sich.¹⁰ Während DeShazer ins Delirium fiel, verlor der Navigator der «Bat Out of Hell», der rothaarige Lieutenant George Barr, seinen Verstand. Alle vier überlebenden Raider waren dem Tode nahe.

Kurz darauf kam ein Sanitäter in DeShazers Zelle und gab ihm eine Vitaminspritze. Irgendjemand in der japanischen Hierarchie musste beschlossen haben, zu versuchen, die Männer am Leben zu erhalten. Von diesem Tag an bekamen sie regelmässig gute Mahlzeiten.

Es war der 9. August 1945, als DeShazer plötzlich den Drang verspürte, für den Frieden zu beten. Er schrieb dies dem Heiligen Geist zu. Nach einigen Stunden empfand er, dass Gott ihm beharrlich sagte, er sollte aufhören, auf diese Weise zu beten, weil der Sieg errungen sei. Er hatte kein Radio und konnte auch sonst nirgendwoher wissen, dass dies genau der Tag war, an dem die letzte Atombombe auf Nagasaki fiel. Innerhalb weniger Tage schwenkte die Mehrheit in der japanischen Regierung auf einen Friedenskurs um. Die bedingungslose Kapitulation folgte bald darauf. Der Zweite Weltkrieg war vorüber.

Obwohl er immer noch im Gefängnis war, kam DeShazer wieder ein wenig zu Kräften. Parallel zu der besseren Behandlung erlebte er die Liebe Gottes auf eine Art, wie es nur wenigen Menschen vergönnt ist. Er schrieb: «Ich spürte, wie die Liebe Gottes meine Seele durchflutete. Tag und Nacht erfuhr ich Freude. Ich war sicher, dass ich einen Vorge-

schmack des Himmels bekam. ... Jesus war so real und lebendig für mich, wie jemand nur sein konnte.»¹¹

Noch vor seiner Freilassung empfand er die Berufung, als christlicher Missionar unter dem japanischen Volk tätig zu werden. Schon der Gedanke jagte ihm Angst ein. Er hatte keinerlei Talent oder Fähigkeit zu öffentlichem Reden. Auch eine theologische Hochschulausbildung fehlte ihm. Zugleich jedoch wusste er, dass er versprochen hatte, den Willen Gottes zu tun. Dieses Versprechen wollte er halten.

Endlich öffneten sich am 20. August 1945 die Türen. DeShazer und die anderen drei überlebenden Raider waren frei. Vierzig Monate unaufhörlicher Qualen waren vorüber.

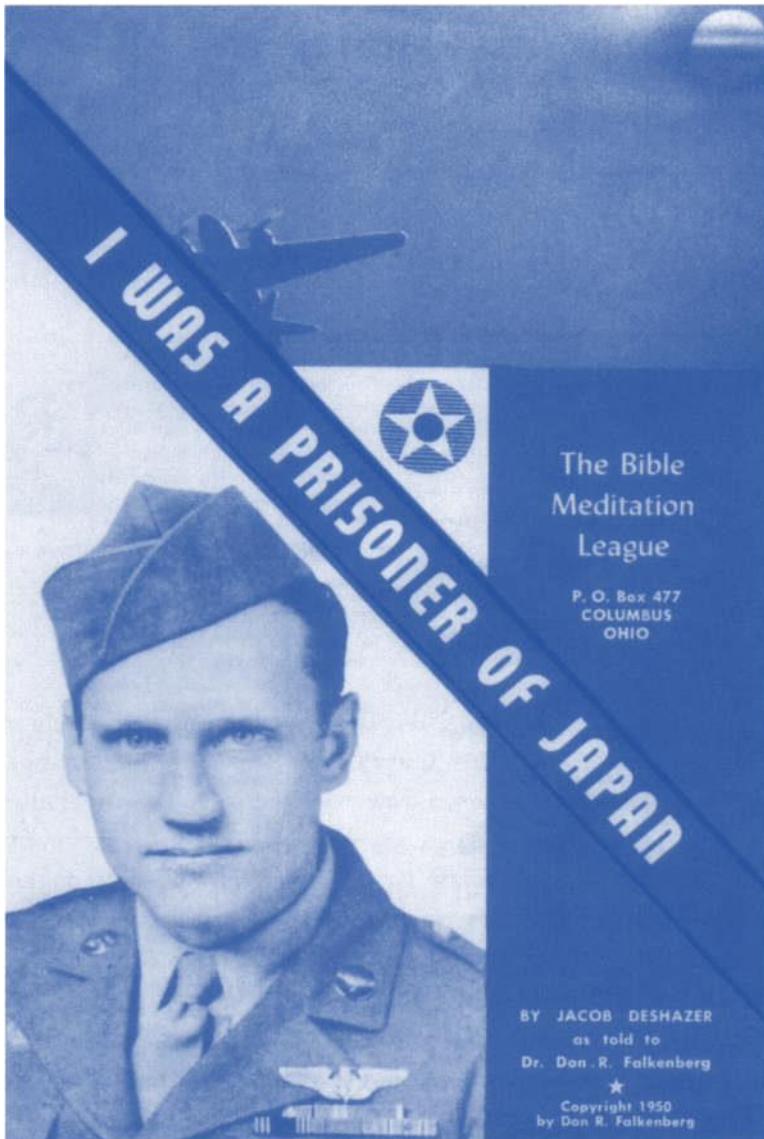
Erstmals erfuhr nun die Welt vom Schicksal von zwei der Mitchell-Besatzungen Doolittles, die am 18. April 1942 im feindlich besetzten China zu Boden gegangen waren. Acht Männer waren gefangengenommen worden. Vier von ihnen hatten den äussersten Preis bezahlt. Die übrigen vier hatten, unterstützt durch Glauben und Tapferkeit, mit knapper Not überlebt, so dass sie ihre Geschichten erzählen konnten.

Zu Hause in Amerika, in Salem, Oregon, wartete eine betende Mutter. Mrs. Hulda Andrus hatte vierzig Monate lang inständig für ihren verlorenen Sohn gebetet. Nun hörte sie im Radio, wie berichtet wurde, vier vermisste Doolittle-Raider seien lebendig aufgefunden worden. Namen wurden nicht genannt. Ob ihr Sohn einer der vier war? Helen Andrus, Jakes Halbschwester, konnte kaum einen Schritt vom Radio wegtun. Um zwölf Uhr mittags am Montag, dem 20. August 1945, kam die Nachricht durch: Einer der vier Männer war «Sergeant» Jacob DeShazer. Als er nachfragte, wie er denn vom Corporal zum Sergeant geworden sei, wurde ihm gesagt, er sei in dem Moment zum Sergeant befördert worden, als die Räder seiner Mitchell sich vom Deck der «Hornet» gehoben hatten!

Vor DeShazer lagen nun die Heimkehr, eine Zeit im Krankenhaus und die Wiederherstellung seiner Gesundheit und seines Gewichts. Als er sich besser fühlte, fing er an, auf die Presse einzugehen, die natürlich die Einzelheiten seiner Geschichte erfahren wollte, besonders über seine Gefangenschaft. Das brachte die Veränderungen in seiner geistlichen Haltung zum Vorschein. Die Zeitungsleute schienen fasziniert zu sein von seinem Wunsch, zurück nach Japan zu gehen. In der Presse wurde einmütig die Meinung geäußert, dass er es ehrlich meinte, aber fast alle waren sich einig, dass der Plan nicht lange Bestand haben würde. Aus menschlicher Sicht war das vermutlich eine ganz vernünftige Sichtweise.

DeShazer hatte sich der Free Methodist Church angeschlossen. Einladungen dazu, seine Geschichte zu erzählen und Fragen über seine Bekehrung und sein neues Leben in Christus zu beantworten, kamen aus vielen Richtungen. In einer Gemeinde wurde er gefragt, ob er je getauft worden sei. Er antwortete, ja, er sei getauft worden. Er erinnerte sich, dass er sich im Gefängnis gewünscht hatte, er könnte sich taufen lassen. Ebenso erinnerte er sich daran, dass er zu dieser Zeit hinüber auf eine Seite seiner Gefängniszelle gegangen war, wo der Wind Wasser aus den Dachrinnen durchs Fenster hereinwehte. Er stellte sich in diesen Regenschauer und pries Gott für eine Wassertaufe im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes.

Nach einiger Erholungszeit schrieb er sich auf dem Seattle Pacific College ein, um sich auf die Missionsarbeit in Japan vorzubereiten. Auf diesem College war es, dass er 1946 seine Frau Florence, die sich als ideale Unterstützung für ihn erwies, kennenlernte und heiratete. Gemeinsam schifften sie sich 1948 nach Japan ein, gerade sechs Jahre und acht Monate nachdem er zu einem ganz anderen Zweck zu einem Flug nach Japan aufgebrochen war. Ihnen wurden fünf Kinder geboren, drei oder vier davon in Japan.



Titelseite eines Traktats von Jacob DeShazer. Die japanische Übersetzung dieses Traktats war es, die so grossen Einfluss auf das Leben Mitsuo Fuchidas haben sollte.

DeShazer verfasste einen stark vereinfachten Bericht über die Doolittle Raid; darüber, wie es den acht Männern ergangen war, die in die Hände der Japaner gefallen waren. Und wie er durch die Botschaft der Bibel verändert wurde. Diese Schilderung wurde auf Japanisch als Broschüre millionenfach gedruckt und fand in den ersten Nachkriegsjahren weite Verbreitung. Es ist in jedem Fall eine eindrucksvolle Geschichte.

Ein Exemplar dieser Broschüre war es, das 1950 dem 47-jährigen Mitsuo Fuchida auf dem Shibuya-Bahnhof in Tokio in die Hand gedrückt wurde. Wie wir im vorigen Kapitel gesehen haben, war Fuchida der Anführer des Angriffs auf Pearl Harbor im Dezember 1941 gewesen. Nach der Niederlage Japans hatte Fuchida die Richtung und den Sinn in seinem Leben verloren. Er hielt sich in Tokio auf, um in Kriegsverbrecherprozessen gegen einige der höchsten japanischen Militärführer der Kriegszeit seine Aussage zu machen. Die Lektüre der Broschüre «I Was a Prisoner of Japan» von Jacob DeShazer beeinflusste ihn stark. Fuchida kaufte sich eine Bibel und las sie. Dadurch erkannte er, dass auch noch so viele gute Taten ihn nicht mit Gott würden ins Reine bringen können. Alles, was er vor Gott vorzuweisen hatte, war Sünde und Böses. Wenig später, im April 1950, erfuhr er Vergebung seiner Sünden und geistliche Erneuerung und fand zu einem persönlichen Glauben an



Jacob DeShazer in späteren Jahren

Christus. Von da an setzte er den Rest seines Lebens im Dienst für den Herrn ein, der ihn gerettet hatte.

Mitsuo Fuchida und Jacob DeShazer, einst Gegner in einem erbitterten Krieg, waren nun im gemeinsamen Glauben an Christus vereint. Es bewegt tief, wenn man die Fotos der früheren Feinde sieht, wie sie jetzt in einer unverbrüchlichen Freundschaft verbunden waren. Bis zu Fuchidas Tod blieben sie Freunde und Kollegen. DeShazer war auf seiner Beerdigung dabei und sagte jedem, der ihn fragte, es sei im Grunde ein freudiger Anlass, weil sein Freund nun im Himmel angekommen sei.

Die DeShazers widmeten Japan dreissig Jahre ihres Lebens. Sie waren sogar verantwortlich für die Gründung einer christlichen Gemeinde in Nagoya, der Stadt, die Jake während der Doolittle Raid bombardiert hatte. Ein Höhepunkt in seinem Wirken war es, als Hauptmann Kato Christ wurde. Das war der Wachmann, der im Gefängnis von Nanking den Gefangenen eine Bibel gegeben hatte. Ein Ehepaar, das zum christlichen Glauben kam, als der Reverend Jacob DeShazer, Missionar der Free Methodist Church, in ihrem Dorf predigte, war später viele Jahre lang in der Mission in Brasilien tätig.

Alles, was DeShazer in Japan tat, fand bei den überlebenden Raidern einmütige Unterstützung. Sie standen sogar finanziell hinter ihm. DeShazer wiederum versuchte, nie eines der Wiedersehenstreffen zu versäumen. Seine Geschichte ist noch nicht zu Ende. Sie lebt weiter in den Menschen in Japan, die durch ihn zum Glauben an Christus gefunden haben. Sie lebt gewiss auch weiter in den Schilderungen der Doolittle Raid und der Geschichte von Jakes anschliessender Gefangenschaft.

Darum wird auch dann, wenn DeShazers silberner Kelch eines Tages auf den Kopf gestellt wird, seine Geschichte immer noch erzählt werden. [Dieser Tag ist mittlerweile gekommen. Jakob DeShazer starb am 24. März 2008 in Salem, Oregon. Anm. des Verlags.]

Mehr über Jacob DeShazer

Nach dem Krieg war die erste christliche Veröffentlichung, die DeShazer schrieb, das Traktat «I Was a Prisoner of Japan» (Bible Meditation League, 1950). Als Nächstes brachte die League «I am the Praying Mother of Jacob DeShazer» von Mrs. Hulda Andrus heraus.

Es existieren noch mehrere andere Schriften, darunter «DeShazer Returns» (Free Methodist World Headquarters, 1970), «30 Years After Tokyo» (in der Zeitschrift «Decision», April 1972), «How Can a POW Love his Enemy?» (in der Zeitschrift «Freeway», 7. April 1974). C. Hoyt Watson, Rektor des Seattle Pacific College, schrieb 1950 ein Buch mit dem Titel *The Amazing Story of Sergeant Jacob DeShazer*. Der Verlag Galaxy Communications brachte 1991 eine revidierte Fassung mit einem Nachwort von Leona Fear heraus. Auch die kürzlich von Bible Literature International herausgegebene Broschüre «Finding Forgiveness at Pearl Harbor» lohnt einen Blick.

In den USA ist die Doolittle Raid fast ebenso bekannt wie Pearl Harbor. Es gibt eine Menge einschlägiger Bücher dazu. *The Doolittle Raid* von Carroll V. Glines (1988) ist eine besonders gute Darstellung des Angriffs.

Die Korrespondenz des Verfassers mit DeShazer begann in den 1970er Jahren. Anfangs wurde die Geschichte in Schulen verwendet, um bei Jugendlichen mehr Interesse am Religionsunterricht zu wecken. Jacob DeShazer war sehr erfreut darüber, dass sein Zeugnis auf diese Weise niedergeschrieben wurde, so dass andere durch die Lektüre gesegnet und ermutigt werden könnten. Er hat diese Darstellung hier auf ihre Richtigkeit hin durchgesehen und Fotos, Broschüren und Informationen zur Verfügung gestellt, um die Verbreitung der Geschichte zu fördern.

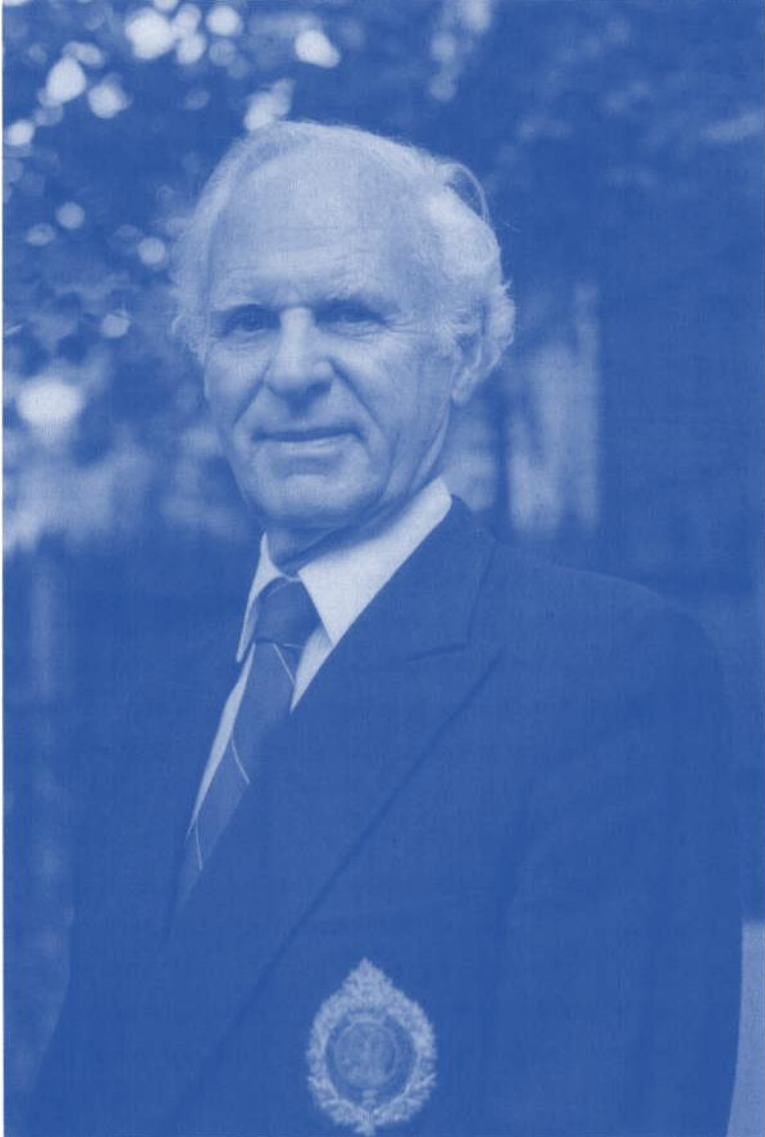
8.

Ernest Gordon

Autor von Miracle on the River Kwai

Die Arbeit an der Eisenbahnstrecke begann jeden Tag in der Morgendämmerung und endete abends bei Einbruch der Dunkelheit.

Die Männer arbeiteten in unbarmherziger Hitze, sieben Tage in der Woche, ohne Pause. Fast unbekleidet, wurden sie geschlagen und gefoltert. Die kleinen Reisportionen, von denen sie sich ernährten, liess die Männer zu hautüberzogenen Skeletten abmagern.



Ernest Gordon als Präsident von CREED

8.

Ernest Gordon

In einer abgelegenen Gegend im Westen Thailands, 117 Kilometer von Bangkok entfernt, liegt ein hübscher Ort namens Chungkai am Ufer des Husses Kwai. Unter den Thailändern ist er nur wenig bekannt, aber für Ernest Gordon ist es ein Ort, den er nie wieder vergessen wird.

Heute befindet sich ein schöner Gartenfriedhof genau an der Stelle, wo Ernest Gordon einst Kriegsgefangener war (siehe Abbildung). Die Gärtner arbeiten unter den Mangobäumen und zwischen den langen Reihen von Steinen, die die Gräber vieler junger Männer markieren, die hier begraben liegen. An diesem traurigen und abgeschiedenen Ort durchbricht nur der Gesang der Vögel die Stille. Doch Ernest Gordon brachte aus Chungkai die Geschichte eines geistlichen Triumphes mit, die immer noch rund um die Welt erschallt.

1916 in Greenock geboren, wuchs Ernest Gordon mit seinem Bruder Pete und seiner Schwester Grace in Leuchttürmen an der Westküste Schottlands auf. Ihre Familie war nicht reich, aber in ihr herrschten Einigkeit und Freundlichkeit. Als Ernest sechs Jahre alt war, konnte er bereits segeln und fischen. Jeden Monat kaufte ihm sein Vater ein Buch. Mit fünfzehn ging er als Lehrling bei der Handelsmarine zur See, doch



Der Friedhof in Chungkai

schon nach zehn Monaten wurde sein Schiff wegen der schweren Wirtschaftsdepression, unter der Grossbritannien in den Zwischenkriegsjahren litt, ausser Dienst gestellt. Infolgedessen ging er wieder an der Greenock Academy zur Schule und besuchte danach für zwei Jahre die Universität Glasgow. Da die Kosten dafür hoch waren, kam er zu dem Schluss, er müsse das nötige Geld, um sein Studium abzuschliessen, selbst verdienen.

Mit diesem Ziel verpflichtete er sich als Pilot bei der Royal Air Force (RAF). Während eines Ruges mit einem Hawker-Hart-Doppeldecker von einer Hugschule führte ein technischer Fehler zum Absturz der Maschine in der Nähe von Bishop's Stortford. Er erlitt einen Schädelbruch und Verletzungen an der Wirbelsäule. Obwohl er sich davon wieder erholte, wurde er von nun an am Boden eingesetzt. Unzufrieden darüber, dass er nicht fliegen durfte, ging er 1937 auf die St.-Andrew's-Universität und hielt sich mit einer kleinen Behindertenrente von der RAF über Wasser.

Neben seinem Studium der Geschichte und Philosophie verbrachte er gern Zeit im Freien. Als junger Mann von Anfang zwanzig kostete Ernest Gordon alles aus, was das Leben zu bieten hatte. Mit seinen 1,88 Metern und über neunzig Kilogramm Lebendgewicht war er eine eindrucksvolle Erscheinung. Er boxte und war ein eifriger Rugbyspieler. In den Ferien nahm er für Grossbritannien an internationalen Segelregatten teil. Er hatte Freude an Abenteuern und fühlte sich stets wohl in der Gesellschaft rauer, aggressiver Männer. Es lässt sich denken, dass er ein Optimist war, der nur an die Macht der menschlichen Vernunft zur Lösung der Probleme der Welt glaubte. Für geistliche Dinge war in seinem Denken kein Platz.

Allmählich erklangen die Kriegstrommeln immer lauter. Seine Haltung war die: Wenn er nicht in der Luft kämpfen konnte, dann würde er es eben auf dem Boden tun. Er wartete nicht ab, bis er zur Armee eingezogen wurde, sondern meldete sich freiwillig und wurde bald als Offizier zu den Argyll and Sutherland Highlanders berufen. Im März 1941 war er als Captain für die Kompanie «A» im 2. Bataillon der 93. Highlanders in Malaya verantwortlich. Ihr Befehl lautete, Malaya gegen einen möglichen Angriff der Verbündeten Hitlers, der Japaner, zu verteidigen.

Japan hatte tatsächlich vor, Malaya (heute ein Teil von Malaysia) anzugreifen. Sein erster Zug hatte darin bestanden, den Zweiten Weltkrieg im Pazifik durch die Bombardierung amerikanischer Kriegsschiffe zu beginnen, die in Pearl Harbor vor Anker lagen. Am Tag nach dieser Aktion, dem 8. Dezember 1941, landeten zwei gut ausgerüstete japanische Divisionen im Norden Malayas, in der Absicht, die verteidigenden britischen Streitkräfte bis hinunter zur Insel Singapur, 560 Kilometer weiter südlich, zurückzutreiben.

Während der Kämpfe um Malaya wurde Captain Gordon zweimal verwundet, davon einmal durch Maschinengewehrkugeln in der Schulter. Seinem Bataillon gehörten tausend Mann an, doch bis sie durch den

Dschungel zurück nach Singapur getrieben worden waren, waren nur noch hundertzwanzig davon übrig. Nach der Schlacht um die Insel Singapur waren es dann lediglich noch dreissig Mann. Innerhalb von 58 Tagen hatten die Japaner triumphiert, und achtzigtausend Soldaten Grossbritanniens und des Commonwealth waren in Kriegsgefangenschaft geraten.

Gordon, der sich nie leicht geschlagen gab, versuchte der Gefangennahme zu entgehen. Er und neun Freunde taten sich zusammen und kauften sich für zweitausend Dollar ein kleines Boot. Ihr Ziel war es, damit über den Indischen Ozean nach Ceylon (heute Sri Lanka) zu segeln, wo sie in Sicherheit wären. Die halbe Strecke hatten sie schon hinter sich, als ein japanisches Schiff sie stoppte. Bärtig und barfüssig wurden die enttäuschten Männer zurück nach Singapur gebracht, wo sie zu Tausenden anderer Gefangener stiessen.

So begannen für Gordon dreieinhalb Jahre als Kriegsgefangener. Im Lager in Changi begriff er rasch, dass die Geschichten über die Grausamkeiten der Japaner zutrafen. Eine der ersten japanischen Gräueltaten zum Beispiel war es, durch das Alexandra-Krankenhaus in Singapur zu gehen und alle wehrlosen Patienten, Schwestern und Ärzte mit Bajonetten niederzustechen. Offensichtlich hatten die Japaner nicht vor, sich an die zivilisierten Regeln der Genfer Konventionen hinsichtlich der Behandlung von Kriegsgefangenen zu halten. Infolgedessen war es zutreffend, wenn Ernest Gordon jene dreieinhalb Jahre als eine Zeit «unaussprechlichen Grauens» beschrieb.

Er war noch nicht lange in Gefangenschaft, als er an einer Blinddarmentzündung erkrankte und operiert werden musste. Ein Arzt, ebenfalls Kriegsgefangener, legte den Patienten auf einen Küchentisch und führte die Operation erfolgreich durch. Da Gordon ein kräftiger Mann war, erholte er sich rasch.

Die Gefangenen in Changi waren so niedergeschlagen, dass viele Hilfe in der Religion suchten. Die Japaner liessen Gottesdienste zu, die



Ernest Gordon 1942 in Singapur,
kurz vor seiner Gefangennahme.

meist unter freiem Himmel stattfanden. Die Männer beteten aus Furcht, nicht aus Gläubigkeit. Sie beteten um Nahrung und darum, dass der Tod sie verschonen möge. Ernest Gordon wollte nicht aus falschen Gründen an Gottesdiensten teilnehmen. Aus seiner Sicht wandten sich diese Männer der Religion als Versicherung gegen das Leiden zu.

Auch manche christlichen Gefangenen waren keine grosse Hilfe. Beeinflusst durch die Lehren der Gemeinden, aus denen sie kamen, und infolge ihrer irrigen An-

sichten über biblische Prophetie machten sie die Dinge noch schlimmer, indem sie herumliefen und Verse aus Daniel und der Offenbarung rezierten. Diese Verse, behaupteten sie, bewiesen, dass der Krieg bald vorbei sein werde. Was für ein tragischer Irrtum!

An diesem Punkt war Ernest Gordon im Begriff, in eine der bekanntesten Geschichten aus diesem schrecklichen Krieg verwickelt zu werden. Es trafen Befehle ein, dass er mit Tausenden anderer mit dem Zug von Changi nach Banpong verlagert werden sollte. Man verfrachtete sie in stählerne Güterwaggons, um sie von nun an als Sklavenarbeiter zu gebrauchen.

Das japanische Oberkommando plante einen Angriff auf Indien. Zu diesem Zweck hatte es vor, eine 258 Meilen lange Eisenbahnstrecke durch den Dschungel von Thailand und Burma zu bauen. Die japanischen Ingenieure schätzten die Bauzeit auf fünf oder sechs Jahre, doch mit Tausenden von Arbeitssklaven könnte die Aufgabe schneller bewältigt werden.

Ab Oktober 1942 begann die Arbeit an der Eisenbahnstrecke jeden Tag bei Morgengrauen und endete jeweils erst in der Abenddämmerung. Die Männer arbeiteten in erbarmungsloser Hitze, ohne Pause, sieben Tage in der Woche. Sie waren fast nackt, wurden geschlagen und gequält. Die kleine Menge Reis, die ihre Nahrungsration ausmachte, liess die Männer zu hautüberzogenen Skeletten abmagern. Um ihre medizinische Versorgung kümmerten sich die Japaner überhaupt nicht. Für sie war menschliches Leben ein billiges Gut, besonders das Leben eines Soldaten, der sich ergeben hatte.

Ernest Gordon befand sich im Basislager von Chungkai. Die Gefangenen bauten sich ihre eigenen Bambushütten, die im Innern «Fussböden» hatten, durch die ihre Schlafplätze gerade bis über den Schlamm erhoben wurden. Die Dächer bestanden aus Palmblättern. Jeder Mann hatte für sich eine Fläche von 180 mal 60 Zentimetern – gerade so gross wie ein knapp bemessenes Grab.

Im Frühjahr 1943 wurde den Lagerwachen mitgeteilt, die Arbeiten gingen nicht schnell genug voran. Infolgedessen wurden die Männer erbarmungslos geschlagen. Viele Männer fielen zu Boden und starben mit den Worten «Speedo, Speedo» auf den Lippen, den letzten Lauten, die sie auf dieser Erde hörten. Auf diese Weise vermehrten die Wachen die düstere Ernte des Todes. Wenn ein Wachmann fand, dass ein Mann ungehorsam war, liess er ihm die schrecklichsten, sadistischsten und widerwärtigsten Folterungen angedeihen. Es war in jeder Hinsicht eine «Eisenbahn des Todes».

Ausser an Schlägen und durch Folterungen starben die Männer auch an Krankheiten. Die Leichen der Choleraopfer mussten verbrannt werden. Gordon betrachtete die lodernden Scheiterhaufen und musste mit ansehen, wie Männer darauf gelegt wurden, die einst Freunde, Ehemänner und Söhne gewesen waren. Der Tod griff aus allen Richtungen nach ihnen.

Die Brücke über den Fluss Kwai wurde Anfang 1943 gebaut. Sie war ein kleiner Teil des Eisenbahnprojektes, der durch einen Film der Nach-

kriegszeit berühmt wurde. Obwohl Ernest Gordon nicht selbst an der Brücke arbeitete, schrieb er eine energische Kritik gegen den Film. Alle Überlebenden sind sich einig, dass der Film zwar unterhaltsam sein mag, aber vollkommen fiktiv ist. Die Fiktion besteht darin, dass britische Gefangene die Brücke bereitwillig bauten, um ihre Effizienz zu beweisen. Tatsache ist, dass sie sie unter vorgehaltenem Bajonett bauten. Die Gefangenen suchten ständig nach Möglichkeiten, die zutiefst verhasste Brücke zu sabotieren.

An der ganzen Eisenbahnstrecke wurde die Situation so schlimm, dass die Gefangenen in Chungkai und anderswo selbstsüchtig und gleichgültig wurden. Männer riefen, während sie im Sterben lagen, doch andere, die vorbeiging, wandten ihre Köpfe ab. Manchmal wurden die Kranken achtlos liegen gelassen. Die Gefangenen bestahlen sich sogar gegenseitig und kämpften um jeden Bissen Nahrung. Manche plünderten die Toten aus. Andere hielt nur der Hass gegen die Japaner aufrecht. Obwohl sich bei vielen die Moral in Luft auflöste und ihnen aller Lebensmut verflog, gab es immer einige wenige, die am Glauben und an ihrer Integrität festhielten. Fluchen wurde für viele zur Obsession. Manche schafften es, ganze Sätze zu bilden, in denen jedes Wort ein Fluch war. Einige verfluchten Gott.

«Todeshaus» – so nannten die hilflosen Gefangenen die Hütte, die in Chungkai als «Krankenhaus» diente. Ernest Gordon wurde dorthin gebracht, weil er so schwer an Diphtherie erkrankte, dass er nicht mehr laufen konnte. Mit Malaria, Ruhr und Beriberi war er immer noch auf den Beinen geblieben, obwohl er so dünn geworden war, dass er seinen Oberschenkel mit den Fingern umfassen konnte. Doch jetzt lag er flach und war nicht einmal mehr fähig, Hunger oder Schmerz zu spüren. Das war ein schlechtes Zeichen. Einen Arzt hörte er sagen: «Jetzt bleibt nur noch, ihn ein anständiges Ende finden zu lassen.»

Der Boden des «Krankenhauses» war ein Schlammsee. Der Gestank

der überfließenden Latrinen und der faulenden Leiber war schrecklich. Fliegen umschwärmten die Patienten. Gordon flehte darum, ins Leichenhaus verlegt zu werden, einfach weil es dort sauberer war. Seine Gefährten dort waren tote Männer, gehüllt in Reissäcke. Er schrieb einen letzten Brief an seine Eltern und begann dann auf sein Ende zu warten.

Doch einige seiner Freunde, die Christen waren, hatten andere Pläne. Sie verlegten ihn in einen Anbau unter dem Dachüberstand einer Hütte. Dusty Miller wusch den Eiter aus den Geschwüren an seinen Beinen und begann gemeinsam mit einem anderen Freund, Dinty Moore, ihn zu pflegen. Aus irgendeinem Grund glaubten Dusty, Dinty und Tom Rigden, Gordon sei es wert, gerettet zu werden. Wenn er überlebte, würde er sich vielleicht als ein Mann erweisen, der etwas zu einer besseren Welt beitragen könnte, wenn der Krieg erst vorüber war. Er schilderte seine drei bereitwilligen Helfer als «seltene Charaktere». Sie alle waren motiviert durch ihren tiefen Glauben und eine echte menschliche Freundlichkeit. Sie waren sehr unterschiedlich, doch sie glichen sich darin, dass sie geborene Gentlemen waren.

Erst 1965, knapp 23 Jahre später, erfuhr Ernest Gordon, dass sein Freund Tom Rigden seine kostbare Rolex-Uhr verkauft hatte, um Emetine zu beschaffen, ein Mittel gegen Amöbenruhr. Ohne dieses wäre Gordon innerhalb von zwei Wochen gestorben. Zu der Zeit verlor Tom kein Wort darüber. Erstaunlicherweise konnte Gordon nach einigen Wochen solcher «Pflege» wieder am Stock humpeln. Obwohl er immer noch unter vielen Krankheiten litt, versetzte die Tatsache, dass wenigstens eine von ihnen ausgeheilt war, ihn in die Lage, sich von der Schwelle des Todes «zurückzuschleppen».

An seinem 27. Geburtstag, im Mai 1943, «backten» ihm die Freunde, die ihn vor dem Tod bewahrt hatten, einen Geburtstagskuchen aus Reis, Limonen, Bananen und Palmzucker. Gordon schrieb: «Ich habe in mei-

nem Leben schon schmackhaftere Geburtstagskuchen bekommen, aber noch keinen, der mir so viel bedeutet hätte.»

Etwa um diese Zeit ereignete sich in Chungkai das Wunder am Kwai.

Zuerst gab es eine Reihe von Vorfällen, an denen Christen beteiligt waren. Ein Soldat namens Angus McGillivray war entschlossen, seinen besten Freund zu retten, als dieser krank wurde. Für einige Zeit gab er seinem Freund alle seine eigenen Essensrationen, ohne ihm von dem Opfer zu erzählen, das er für ihn brachte. Der kranke Mann erholte sich. Dann brach eines Tages Angus zusammen und starb an Unterernährung. Dusty Miller bemerkte gegenüber Ernest Gordon, der Vorfall erinnere ihn an diesen Bibeltext: «Niemand hat grössere Liebe als die, dass er sein Leben lässt für seine Freunde» (Johannes 15,13).

Sie hörten von einem australischen Soldaten, der ausserhalb des Lagers erwischt wurde, als er versuchte, sich von den ortsansässigen Thailändern Medikamente für seine kranken Freunde zu verschaffen. Dafür verurteilten ihn die Japaner zum Tod und zwangen alle Männer im Lager dazu, der Hinrichtung beizuwohnen. Der Australier kniete seelenruhig nieder, zog ein Neues Testament aus der Tasche seiner abgerissenen Shorts und las daraus vor. Dann legte er das Buch weg, lächelte und rief: «Kopf hoch; so schlimm ist es gar nicht. Mir wird es gut gehen.» Er kniete, beugte seinen Kopf vor, und ein Samuraischwert blitzte in der Sonne, als er getötet wurde.

Bei einer anderen Gelegenheit behauptete ein Wachmann am Ende des Arbeitstages, es fehle eine Schaufel. Er steigerte sich in eine wütende Raserei hinein und schrie: «Alle sterben! Alle sterben!»

Gerade als der Wachmann anfangen wollte, die ganze Gruppe niederzuschliessen, trat ein Mann vor und sagte: «Das war ich.» Der Wachmann packte sein Gewehr am Lauf und liess den Kolben auf den Kopf des Gefangenen krachen. Tot sank der schottische Soldat zu Boden. Als hinter-

her die Schaufeln gezählt wurden, waren alle da. Der Wachmann hatte sich einfach nur verzählt.

Solche Akte der Selbstopferung veranlassten andere Gefangene dazu, sich zu fragen: «Ist am Christentum vielleicht doch etwas dran?» Im Lager breitete sich eine neue Atmosphäre des Füreinander-Einstehens aus.

Ernest Gordon war nicht von der Wahrheit der Bibel überzeugt. Er argumentierte gegen Dustys Glauben. Sah Dusty denn nicht, dass in Chungkai jeden Tag zwanzig junge Männer starben? «Warum tut Gott nicht etwas, anstatt nur im Himmel auf seinem grossen weissen Thron zu sitzen?», fragte er.

Dusty überlegte einen Moment und antwortete dann: «Wir können nicht alles sehen, was Gott jetzt tut. Ich nehme an, eines Tages werden wir es sehen, und dann werden wir verstehen.»

Um diese Zeit kam es ausserhalb des Lagers zu einem Vorfall, der Ernest Gordon beeinflusste. Häufig, wenn die Gefangenen durch die umliegenden Thai-Dörfer zur Arbeit marschierten, begegneten sie buddhistischen Mönchen in gelben Roben mit ihren silbernen Bettelschalen. Der Buddhismus war und ist die vorherrschende Religion in Thailand. Die Philosophie dieser Mönche bestand darin, sich nicht an die materielle Welt zu binden. Wenn darum ein Gefangener am Strassenrand zusammenbrach und offensichtlich dem Tode nahe war, kümmerten sie sich nicht um ihn. Der erbarmungswürdige Zustand der Sklavenarbeiter schien ihnen nichts zu bedeuten. Für Barmherzigkeit gab es in ihrem Denken keinen Platz.

Eines Tages kamen die ausgemergelten Gefangenen durch ein Dorf, in dem die Bewohner, die damit selbst ein Risiko auf sich nahmen, ihnen Nahrung, Medikamente und Geld gaben. Auf Nachfragen stellte sich heraus, dass die Dorfbewohner sich durch den Einfluss eines Missionars vom Buddhismus zum Christentum bekehrt hatten. Der Gegensatz zwischen der buddhistischen und der christlichen Ethik stand den aufmerk-

samen Gefangenen glasklar vor Augen. Wieder drängte sich die Frage auf: Steckte vielleicht doch mehr hinter dem, was die Bibel lehrte, als Ernest Gordon gedacht hatte?

Diese Frage beschäftigte ihn noch immer, als eines Abends ein australischer Soldat bei ihm hereinschaute. Die beiden Männer waren sich noch nie zuvor begegnet. Der Besucher wollte, dass Gordon die Leitung einer Gesprächsgruppe übernahm, die zum Ziel hatte, herauszufinden, was die Bibel lehrt und ob diese Lehre wahr sei. «Meine Männer finden, du bist der Richtige für den Job, weil du ein kampferfahrener Soldat bist und auf der Universität warst», wurde ihm gesagt.

Sie wollten keinen «Sonntagsschulkram». Sie wollten «ans Eingemachte» – auf keinen Fall irgendwelches «Geschwafel», worunter sie die hohe Kunst verstanden, den Tatsachen auszuweichen. Die Frage, die es zu beantworten galt, lautete: «Was hat Jesus wirklich gelehrt?» Wie konnten diese Lehren etwas mit ihrem Leben zu tun haben?

Gordon fühlte sich sehr unsicher, als er in einer Bibel las, die ein anderer Gefangener ihm gegeben hatte. Sie versammelten sich in einem Bambushain in der Nähe des «Krankenhauses». Am nächsten Abend berichtete er der Gesprächsgruppe, was die Evangelien lehrten. Mit jedem Treffen wuchs die Zahl der Teilnehmer. Die Männer wussten, dass die menschliche Vernunft ohne Hilfe von aussen ihnen nichts zu bieten hatte. Warum also nicht anderswo nach Antworten suchen?

Nach und nach lernten Ernest Gordon und seine Freunde Jesus als eine reale Person in ihrem Leben kennen. Das Kreuz zeigte ihnen, dass Gott durch Jesus mit dem Leiden ganz und gar vertraut war. Ausser der Sünde gab es keine offensichtliche Erklärung dafür, dass Menschen leiden mussten, aber zumindest kamen sie zu der Überzeugung, dass das Leiden Gott nicht gleichgültig war. Zu diesem Zeitpunkt war ihre grösste Frage:

«Wie kann ich dem Tod begegnen?» Darauf gibt die menschliche Vernunft nur schlechte Antworten, wenn überhaupt welche. Doch Jesus sagt: «Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird leben, auch wenn er stirbt; und wer da lebt und glaubt an mich, der wird nimmermehr sterben» (Johannes 11,25-26). Diese Männer, unter ihnen Gordon, nahen sich Gott durch Jesus. Manche von ihnen starben im Vertrauen auf Christus und hörten auf das Wort Gottes. Sie wussten, dass Gott bei ihnen war, als sie sich dem Ende ihres Lebens näherten.

Dort in Chungkai im Jahr 1943 wurden Ernest Gordon und viele andere zu echten Christen. Sie erfuhren das neue Leben des Heiligen Geistes in ihrem Innern, der sie befähigte, an Christus zu glauben, der für sie gestorben und in Herrlichkeit wieder auferstanden war. Als Folge entstand eine Kirche – kein Gebäude, sondern eine Gemeinschaft von Männern, die durch den Glauben an Jesus als Herrn und Heiland verbunden waren. Sie feierten Gottesdienste. Sie beteten. Statt Brot und Wein hatten sie Reis und Reiswasser. Es gab sogar eine Leihbücherei für Bibeln, in der man sich jeweils für eine Stunde eine Bibel ausleihen konnte.

Diese Kirche ohne Mauern hatte alle Merkmale des biblischen Vorbildes, einschliesslich eines evangelistischen Geistes. Einige britische Soldaten fanden zwei Chinesen vor, die ein von den Japanern begangenes Massaker überlebt hatten. Die beiden Männer wurden mit fiktiven Identitäten ausgestattet und in das Lagerleben in Chungkai integriert. Christen legten ihnen gegenüber Zeugnis ab. Sie bekehrten sich. Dort im Lager wurden sie getauft und in die Kirche ohne Mauern aufgenommen.

Weihnachten 1943 nahmen zweitausend Männer an einem Gottesdienst teil. Es war ein besseres Weihnachtsfest als 1942. Überall in Chungkai herrschte ein neuer Geist. Das Bestehlen der Lebenden und der Toten hörte auf. Die Männer kümmerten sich umeinander. Obwohl die Wachen so brutal waren wie eh und je, erschien es vielen, als wäre ein

Wunder geschehen. Diejenigen, die einen Hauch gesünder waren, spendeten Blut für die schwerer Erkrankten. Sie achteten die Toten und begruben sie sorgfältig. Chungkai wandelte sich durch unzählige Akte des Glaubens und der opferbereiten Liebe. Ernest Gordon wusste: Wenn er überlebte, würde er seinen neu gefundenen Glauben in die Nachkriegswelt mitnehmen.

Die Todeseisenbahn war im Herbst 1943 fertiggestellt worden, doch das Leiden und Sterben ging in allen Lagern im japanischen Kaiserreich weiter, bis die Aggressoren endlich besiegt waren.

Karfreitag 1945 war ein wichtiger Tag. Dies war der Tag, an dem es Ernest Gordon schliesslich gelang, den Japanern zu vergeben. Verdient hatten sie die Vergebung nicht. Die Wachen und ihre Vorgesetzten wussten sehr gut, dass das, was sie getan hatten, böse war. Doch Christen sind gehalten zu beten: «Und vergib uns unsre Sünden; denn auch wir vergeben allen, die an uns schuldig werden» (Lukas 11,4). Und betete nicht auch Christus selbst am Kreuz: «Vater, vergib ihnen; denn sie wissen nicht, was sie tun!» (Lukas 23,34)?

Die Probe aufs Exempel kam, als Ernest Gordon und einige Mitgefangene aus Chungkai per Zug nach Bangkok gebracht wurden. Sie wurden auf ein Nebengleis rangiert, unmittelbar neben Lastwagen, die mit schwerstverwundeten japanischen Soldaten beladen waren. Diese Männer, der Ausschuss des Krieges, wurden von ihrer eigenen Seite ignoriert und warteten fatalistisch auf den Tod.

Ohne ein Wort gingen Ernest Gordon und einige Mitoffiziere hinüber und gaben ihnen Wasser. Sowohl die japanischen Wachen als auch die britischen Soldaten wollten sie lieber sterben lassen. «Ihr seid Dummköpfe. Das sind doch Feinde!», protestierte ein Mann. Achtzehn Monate zuvor hätten diese Männer aus Chungkai liebend gerne jeden Japaner umgebracht, sobald sie die Gelegenheit dazu gehabt hätten. Doch nachdem sie die Bibel gelesen hatten, erinnerten sie sich an die Geschichte

vom barmherzigen Samariter. Jetzt gehorchten sie ihrer Lehre. In seinem späteren Leben dachte Ernest Gordon oft darüber nach, wie richtig es war, zu vergeben und sein Leben nicht von der Bitterkeit beherrschen zu lassen.

Der 15. August 1945 war der Tag, an dem der Krieg im Pazifik endete und die Freiheit kam. Mit einem Freund blickte Gordon über die Hügel in Richtung Chungkai und zitierte in voller Länge die herrlichen Worte aus Psalm 121, der so beginnt:

*Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen.
Woher kommt mir Hilfe?
Meine Hilfe kommt vom Herrn,
der Himmel und Erde gemacht hat.*

Wenig später erfuhr Gordon, dass Dusty Miller – einer der Christen, die mitgeholfen hatten, ihm das Leben zu retten, als er im «Todeshaus» lag – kurz vor Ende des Krieges durch Annageln an einem Baum gekreuzigt worden war. Tränen verschleierten Gordons Augen. Dustys einziges «Verbrechen» hatte darin bestanden, ein unbeugsamer Christ zu sein. Die Vergeudung jungen Lebens wie diesem liess in Gordon den Entschluss wachsen, den Rest seiner Tage damit zu verbringen, unter jungen Menschen zu arbeiten.

Nach Schottland heimgekehrt, verbrachte er Monate im Krankenhaus, um sich von Malaria, Hepatitis und Darmgeschwüren zu erholen. Helen Robertson wurde seine Frau, und Alastair und Gillian wurden schon bald danach geboren. 1950 wurde Gordon in der Church of Scotland zum Geistlichen geweiht; während der nächsten drei Jahre arbeitete er in Paisley. Dann wurde er Pastor der presbyterianischen Gemeinden in Amansett und Montauk in den USA, wo man sich heute noch an «seine ausdrucksvolle Verkündigung und sein freundliches Herz» erinnert. 1955 erhielt er die Einladung, Universitätspfarrer an der Universität

Princeton in Amerika zu werden. Endlich hatte er sein Ziel erreicht, unter jungen Leuten zu arbeiten.

Auf die Frage des Verfassers nach den Jahren in Princeton antwortete Gordon in einem Brief: «Ich studiere täglich die Bibel. Ich finde, es gibt immer etwas zu lernen, das mir Wegweisung in meiner Arbeit gibt. Diese Arbeit besteht darin, Geistlicher für 3'500 Studenten, 1'500 Doktoranden und 1'000 Mitarbeiter im Lehr- und Verwaltungspersonal zu sein. Das Entscheidende in meiner Predigt-, Lehr- und Seelsorgetätigkeit sind oft die Freundschaften, die ich schliesse, meist indem ich da bin, um jemandem bei der Bewältigung eines Problems zu helfen. Immer wieder werde ich von der Gnade Gottes überrascht, die im Leben der Menschen wirkt, denen ich begegne.» Er schrieb ein Buch namens *Meet me at the Door* (dt. Titel: *Meine Tür ist offen*), in dem er diese Arbeit ausführlich schildert.

1981 endete seine Tätigkeit in Princeton mit dem Eintritt in den Ruhestand. Von nun an nutzte er seine Zeit, indem er der Gründer und sehr aktive Vorsitzende von CREED wurde. Das Akronym steht für «Christian Rescue Effort for the Emancipation of Dissidents» (christliche Rettungsaktion zur Befreiung von Dissidenten). CREED setzte alle Hebel in Bewegung, um sich für die Freilassung von Menschen einzusetzen, die wegen ihres Glaubens ungerechtfertigt inhaftiert sind. Gordon reiste viel und nutzte den Einfluss mächtiger Leute in mehreren aufeinanderfolgenden amerikanischen Regierungen, um Gefangenen entweder die Freiheit zu verschaffen oder ihnen zumindest Hilfe und Ermutigung zukommen zu lassen. Die Aktivitäten von CREED würden ein eigenes Buch füllen.

Obwohl Dr. Ernest Gordon noch einige weitere Bücher schrieb, erreichte keines von ihnen den Status eines der grössten geistlichen Klassiker, *Miracle on the River Kwai*. Dieses grossartige Werk ist seit 1963 wiederholt unter verschiedenen Titeln veröffentlicht worden. 2002 wurde es als *To End All Wars* erneut herausgegeben, gleichzeitig mit einem

gleichnamigen amerikanischen Spielfilm (dt. Titel: «Die wahre Hölle am River Kwai»), der angeblich Gordons Geschichte erzählt. Wie es bei vielen solchen Filmen zu historischen Themen der Fall ist, wird darin die Wahrheit verzerrt und bleibt auf der Strecke.

Miracle on the River Kwai enthält die folgenden Worte: «Ich weiss, wie tief Menschen sinken und wie hoch sie aufsteigen können. Ich könnte aus der Erfahrung der Verzweiflung sprechen, aber auch der Hoffnung, des Hasses, aber auch der Liebe; des Menschen ohne Gott, aber auch des Menschen, der von Gott getragen wird. Gott hat in Christus das Leiden des Menschen geteilt ... selbst jene Erfahrung, die uns alle zu besiegen scheint, nämlich den Tod.» Das Buch endet mit dem denkwürdigen Satz: «Er kommt in unser Todeshaus, um uns durch dieses Todeshaus hindurchzuführen.»

So überlebte Ernest Gordon nicht nur die Todeslager am Kwai. Er fand dort auch den lebendigen Gott und hielt sein Versprechen, den Rest seines Lebens auf nützliche Weise einzusetzen – indem er das Evangelium von der Gnade Gottes verkündete und denen half, die zu Unrecht inhaftiert waren.

Im Januar 2002 starb Ernest Gordon in Princeton, USA, im Alter von 85 Jahren. Seine Frau Helen, mit der er 51 Jahre lang verheiratet war, starb 1997. Gordon war Angehöriger der Luftwaffe gewesen, kampferprobter Soldat, gequälter Gefangener, Ehemann, Vater, christlicher Geistlicher, Gelehrter, Kämpfer für zu Unrecht Inhaftierte, ein Mann, der ein erfülltes Leben führte, doch im Herzen war er ein Mann mit einem schlichten Vertrauen auf den persönlichen Gott, den er an den Ufern des Kwai kennengelernt hatte.

Mehr über Ernest Gordon

Viele der Details in dieser Geschichte stammen aus der persönlichen Korrespondenz, die 1972 begann. Der Artikel «It Happened on the River Kwai» aus dem «Reader's Digest» vom Juni 1960 ist sehr lesenswert. Ich besitze eine vollständige Sammlung der Literatur von CREED, auf die ich regelmässig zurückgegriffen habe. Ernest Gordons Sohn Alastair schickte mir ein Exemplar seiner «Eulogy for My Father», die ich sehr bewegend fand. Sie enthält Einzelheiten, die in den Büchern seines Vaters nicht zu finden sind. Die Nachrufe aus der «New York Times» (20. Januar 2002) und «The Presbyterian Outlook» (24. Januar 2002) fügen jeweils kleine Details zu der Geschichte aus *Miracle on the River Kwai* hinzu, das nach wie vor seinen Status als bewegender christlicher Klassiker behauptet. Gordon verfasste ausserdem ein Buch mit dem Titel *Through The Valley of The Kwai*, das auch auf Deutsch erschienen ist: *Im Tal des Quai* (1964).

9.

Rupert Lonsdale

Kapitän der «Seal»

«Lieber Gott», betete er, «wir haben alles versucht, was in unserer Macht steht, um uns zu retten, und wir sind gescheitert. Doch wir glauben, dass du Dinge tun kannst, die für Menschen unmöglich sind. Bitte, o Herr, befreie uns.» ...
Die Antwort auf ihre Gebete kam fast augenblicklich.



Rupert Lonsdale

9.

«Rupert Lonsdale

In den frühen Morgenstunden des 5. Mai 1940 schien das U-Boot von Lieutenant Commander Rupert Lonsdale dazu verdammt zu sein, für immer auf dem Meeresboden liegen zu bleiben.

Doch dann ereignete sich eine Reihe von Vorfällen, die zu einem Ergebnis führten, das nach Meinung des grössten Teils der Mannschaft ein Wunder war. Das U-Boot riss sich aus dem Schlamm des Meeresbodens los und konnte auftauchen. Der Jubel der Mannschaft darüber, dass sie nun doch nicht gefangen auf dem Meeresgrund sterben würden, verstummte angesichts der Erkenntnis, dass die «HMS/M Seal» an der Oberfläche schwimmend nun hilflos war – wie ein gestrandeter Wal im Sand. Sie konnte sich nicht bewegen, um einem Angriff auszuweichen. Es würde nicht lange dauern, bis der Feind kommen würde, um seine Beute zu jagen. Und so kam es auch.

Wie erwartet, hagelten deutsche Bomben und Kugeln auf das hilflose, geschundene U-Boot herunter. Nachdem seine beiden Lewis-Maschinengewehre sich festgefressen hatten, gab es keine Möglichkeit mehr, sich zu wehren. Es blieb der Mannschaft nichts anderes übrig, als sich zu ergeben. Ein deutsches Wasserflugzeug vom Typ Arado Ar 196 landete



Ein deutsches Arado-196-Wasserflugzeug; der Typ, der zuerst die «Seal» angriff und dann auf dem Meer landete, um Lonsdales Kapitulation entgegenzunehmen.

in der Nähe. Die Schusswaffen auf die hilflosen Männer gerichtet, fragte ein deutscher Offizier, wer der Kapitän sei. Lonsdale hob die Hand. «Schwimmen Sie herüber zu meinem Flugzeug», befahl der Deutsche. Nachdem er die Befehlsgewalt über sein U-Boot und seine Mannschaft an seinen Zweitkommandierenden übergeben hatte, sprang Lonsdale ins Wasser. Er ergab sich und wurde gefangengenommen. Dann hob das deutsche Flugzeug mit seinem wichtigen Gefangenen vom Wasser ab.

Der erste Tag seiner Gefangenschaft war sein 35. Geburtstag. Diesen Geburtstag würde er wohl niemals vergessen. Während er davongeflogen wurde, konnte er die Gedanken daran, wie man wohl seine Männer behandeln würde, nicht abschütteln. Von diesem Tag an sollte Lonsdale noch ein langes und ereignisreiches Leben führen, das aber nicht wirklich zu verstehen ist, wenn man nicht weiss, was den Ereignissen jenes nervenzermürenden Tages im Mai 1940 vorausgegangen war.

Lonsdales Vater war ein Beamter, der den grössten Teil seines Lebens in Nigeria gearbeitet hatte. Nach seiner Schulausbildung an der St. Cy-

prian's School in Eastbourne entschloss sich Rupert Lonsdale 1919, als Kadett zur Royal Navy zu gehen. Das bedeutete, dass er vier Jahre an zwei Colleges der Royal Navy verbrachte, Osborne und Dartmouth. Nachdem er zunächst auf dem leichten Kreuzer «HMS Carysfoot» und dem Kriegsschiff «HMS Ramillies» gedient hatte, meldete er sich 1927, mit 22 Jahren, zum U-Boot-Dienst.

Innerhalb von vier Jahren in verschiedenen Arten von U-Booten ausgebildet, wurde er zum First Lieutenant oder Zweitkommandierenden befördert. 1934 ab-

solvierte er den Lehrgang für künftige U-Boot-Kommandanten. Die Prüfung war so schwierig, dass sie «the Perisher» (etwa: «der Untergang») genannt wurde. Ein Offizier, der zu der Prüfung antrat, musste sie beim ersten Mal bestehen. Ein zweiter Versuch war nicht zulässig.

Ebenfalls 1934 erhielt Lonsdale sein erstes Kommando, ein kleines U-Boot von 440 Tonnen (436 Kubikmeter) Verdrängung, die «H. 44», ein Überbleibsel aus dem Ersten Weltkrieg. Sein zweites Kommando, das er 1937 für ein Jahr übernahm, war ein neues Boot namens «Swordfish». Im folgenden Jahr wurde Lieutenant Commander Lonsdale zum Kapitän der «Seal» ernannt. Dieses in Chatham gebaute Boot war das



Rupert Lonsdale in Marine-Galauniform, 1935

letzte einer Gruppe von sechs U-Booten, die vor allem als Minenleger konstruiert waren.

Rupert Lonsdales christlicher Glaube vertiefte sich während seiner Laufbahn bei der Royal Navy. Er hatte nie ein krisenhaftes «Damas-kuserlebnis» wie der Apostel Paulus. Seine beiden Eltern waren Christen, aber er wusste, dass er selbst an Christus glauben musste. Als er ein Teenager war, war die Frage für ihn geklärt. Seine persönliche Beziehung zu Gott beruhte auf Busse und dem Glauben an Christus als seinem Retter und Herrn. Er war sicher, dass Christus der Sohn Gottes war und dass er durch sein Kreuz und seine Auferstehung nun ewiges Leben hatte. Oft sagte er, dass er in schwierigen Momenten als U-Boot-Offizier betete und stets Hilfe erhielt. Schon so oft waren seine Gebete beantwortet worden, dass es ihm schwergefallen wäre, nicht an Gott und seine Gnade zu glauben.

1939 war ein Jahr voller Gerüchte über einen neuerlichen Krieg. In den ersten Monaten des Jahres versammelte sich die Mannschaft und lernte ihren Kommandanten kennen. Rupert Lonsdale entsprach nicht dem Bild eines typischen, draufgängerischen und trinkfesten U-Boot-Kommandanten. Er war glatt rasiert, schlank, von mittlerer Grösse; ein stiller, aber entschlosskräftiger Mann.

Jeder der 59 Männer seiner Besatzung wusste drei Dinge über ihn. Das erste war, dass er einen hervorragenden Ruf als erfolgreicher U-Boot-Kommandant genoss. Das zweite war, dass seine Frau etwa ein Jahr zuvor bei der Geburt seines einzigen Kindes, eines Sohnes namens John, gestorben war. Das dritte war, dass er ein solide lebender Mann ohne Ausschweifungen war. Manchen war die sichtlich gebrauchte Bibel in der Kabine ihres Kapitäns aufgefallen. Die meisten kamen schnell dahinter, dass er ein entschiedener Christ war. Es war offensichtlich, dass er die Bibel ernst nahm. Die Männer fragten sich, welche praktischen Auswirkungen das wohl darauf haben würde, wie er sein U-Boot und seine Mannschaft führte.

Am Sonntag, dem 3. September 1939, war die «Seal» vor Aden im Einsatz. Die gesamte Besatzung trat formell auf dem stählernen Rumpf an, während Lonsdale eine Meldung der Admiralität verlas. Ohne Umschweife und Kommentare wurde ihnen mitgeteilt, womit sie alle schon seit einiger Zeit gerechnet hatten. Grossbritannien, die Royal Navy und die «Seal» befanden sich im Krieg mit Hitler-Deutschland.

In heimische Gewässer zurückgekehrt, führte die «Seal» mehrere gefährliche Patrouilleneinsätze durch. Für einen davon wurde Lonsdale «in den Kriegsberichten erwähnt», womit eine Belobigung der Royal Navy für Tapferkeit und Geschick gemeint ist. Im April 1940 dann ordnete Admiral Max Horton, der Offizier, der für alle britischen U-Boote verantwortlich war, für die «Seal» die «Operation FD7» an. Diese bestand darin, in den Skagerrak zu fahren, die Wasserstrasse zwischen dem Norden Dänemarks und Norwegen, und von dort aus in das noch gefährlichere Kattegat zwischen dem Osten Dänemarks und Schweden vorzustoßen (das nach Norddeutschland führte). Im Kattegat sollte die «Seal» ihre fünfzig Minen ablegen. Ziel war die Zerstörung deutscher Schiffe.

Kapitän J.S. Bethell, stationiert in Rosyth, befehligte die U-Boot-Flotte, der die «Seal» angehörte. Nachdem er die Geheimanweisungen für die Operation FD7 studiert hatte, reiste er eigens nach London, um sich mit dem als recht jähzornig bekannten Horton zu treffen und gegen die Pläne zu protestieren. Das war ein ungewöhnliches Vorgehen. Mit ihren 1520 Tonnen (1505 Kubikmeter) Verdrängung, argumentierte Bethell, sei die «Seal» zu gross, um in das flache Kattegat einzufahren. Ausserdem patrouillierten in dem Gebiet ständig feindliche Flugzeuge und Schiffe. Bekannt war auch, dass die Deutschen das Kattegat mit Minen geschützt hatten, die mit Kabeln am Meeresboden befestigt waren, so dass sie dicht unterhalb der Wasseroberfläche schwammen und darauf warteten, beim Kontakt mit einem arglosen Schiff oder U-Boot zu explodieren. Es war auf der ganzen Linie zu gefährlich.

Horton liess sich nicht umstimmen. Seiner Meinung nach rechtfertigte die Gesamtkriegslage das Risiko. Bethell kehrte zu seinem Standort zurück, insgeheim überzeugt, dass die «Seal» von der Operation FD7 nie zurückkehren würde.

Auf der «Seal» wusste niemand etwas von dem Geschehen hinter den Kulissen, als sie am Montag, dem 29. April 1940, von Immingham in See stach. Am 4. Mai wurden die fünfzig Minen im vorgesehenen Gebiet abgelegt. Nun bildeten über acht Tonnen britischer Minen eine Barriere quer durch das südliche Ende des Kattegat – genau, wie Horton es geplant hatte. Das war ein ernstes Hindernis für die feindliche Schifffahrt, wie manche Handelsschiffe auf schmerzliche Weise herausfanden. Nun blieb für die «Seal» nur noch eines zu tun – die Heimat zu erreichen.

Während Lonsdale und seine Männer zu entkommen versuchten, machten feindliche Flugzeuge die «Seal» aus. Um ihnen auszuweichen, tauchte sie um 2.27 Uhr morgens ab. Daraufhin riefen die Flugzeuge besonders ausgerüstete deutsche Boote herbei, um sie anzugreifen. Diese ähnelten kleinen Trawlern und wurden UJ-Boote oder U-Jäger genannt, also U-Boot-Jäger. UJ-Boote waren mit Unterwassermikrofonen ausgestattet. Um die Motoren eines U-Bootes zu erlauschen, mussten diese Boote anhalten. Darum beobachtete die «Seal» sie von unter Wasser mit dem Periskop. Wann immer sie anhielten, um auf das Motorengeräusch der «Seal» zu lauschen, befahl Lonsdale rasch, die Motoren abzustellen. So entwickelte sich ein grausiges Unterwasser-Schachspiel, bei dem die Jäger langsam, aber sicher immer näherkamen.

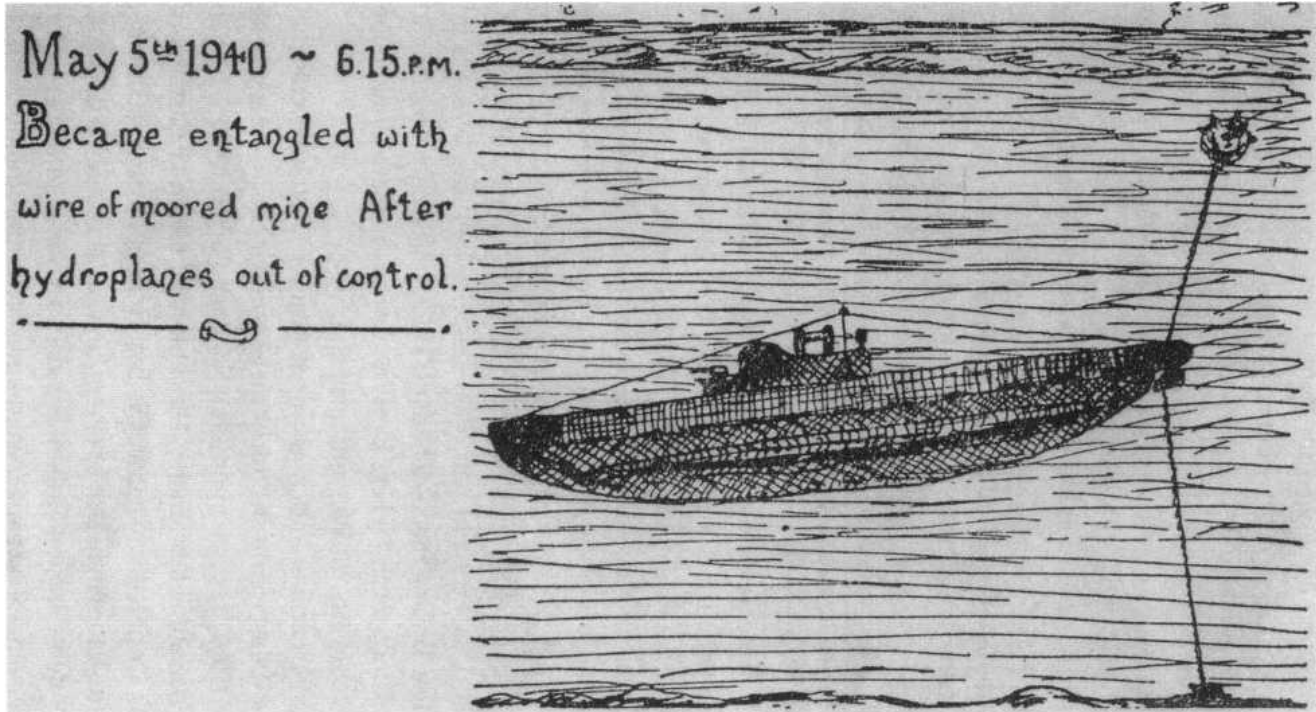
Die «Seal» war seit sechzehn Stunden unter Wasser. Sie war erfolgreich gewesen. Wie es schien, hatte sie ihre Verfolger doch abgeschüttelt. Die Mannschaft entspannte sich. Jetzt dachte man erst einmal ans Essen. Auf der Speisekarte stand Roastbeef mit Kartoffeln und Erbsen, gefolgt von Pflaumen mit Vanillesosse. Gegen neunzehn Uhr am frühen Abend des 4. Mai kam die unerwartete Erschütterung einer heftigen Explosion.

Das Verankerungskabel einer deutschen Mine war am Rumpf entlanggeschleift, und die Wassermine, die sie nicht sehen konnten, hatte die Rumpfverkleidung am hinteren Ende aufgerissen. Alles – die Männer, die Ausrüstung und das Essen – flog in alle Richtungen. Das Heck der «Seal» war schwer beschädigt, und sie sank steuerlos 27 Meter oder mehr auf den Meeresboden hinab.

Die beiden gefluteten Hecksegmente wurden sofort abgeschottet. Nach Schätzungen der Besatzung waren 130 Tonnen (oder 129 Kubikmeter) Wasser in das Heck des Bootes eingedrungen. Es gab keine Panik. Lonsdale im Kontrollraum stand im Mittelpunkt des Geschehens. Er blieb gelassen, wachsam und konzentriert. Die Mannschaft setzte ihr ganzes Vertrauen auf ihn. Ihr Leben lag in seiner Hand. Was würde er tun? Es war ein zermürend einsamer Moment für den Kommandanten.

Das Naheliegende war, zu warten, bis das Tageslicht gänzlich gewichen war, und dann zu versuchen, vom Meeresboden aus die Oberfläche zu erreichen. Um 22.30 Uhr ordnete Lonsdale an: «Bereit machen zum Auftauchen», gefolgt von dem Kommando: «Auftauchen!» Das angeschlagene Boot begann aufzusteigen. Jeder Mann der Besatzung verfolgte in äusserster Spannung das Geschehen. Doch dann sank die «Seal» langsam zurück auf den Meeresgrund. Das Problem war, dass das Gewicht des Wassers im Innern des Bootes das beschädigte Heck mit Wucht hinunter in den Schlamm rammen liess. Der Bug zeigte in einem Winkel von 25 Grad aufwärts zur Wasseroberfläche.

Sie unternahmen noch mehrere weitere Auftauchversuche, doch die «Seal» rührte sich nicht mehr von der Stelle. Jetzt wusste jeder an Bord, dass sie in grössten Schwierigkeiten waren. Es gab keine Frischluftzufuhr mehr. Die Luft war schon abgestanden. Schweiss, Desinfektionsmittel, Öl, Tee, Rum und verschiedene Essensreste vermischten sich zu einem Übelkeit erregenden Gestank, selbst für den stärksten Magen. Kondenswasser tropfte überall von den Stahlwänden. Die meisten Männer litten



Zeichnung von Signalgast Waddington, die den Zusammenstoss mit der Mine zeigt (wahrscheinlich gezeichnet, während sie auf dem Grund des Kattegats lag). Man beachte das falsche Datum: Statt «May 5» müsste es «May 4» heissen.

unter heftigen Kopfschmerzen, Herzpochen und Übelkeit. Ein Mann, der über seinen eigenen Herzschlag verblüfft war, mass seinen Puls und stellte fest, dass er doppelt so schnell ging wie normalerweise – und das, während er still sass. Selbst im Sitzen rang alles nach Atem. Drei Schritte hatten etwa dieselbe Wirkung wie ein Hundertmetersprint unter normalen Umständen.

An Gefahren war die Besatzung gewöhnt, aber nicht an so etwas. Der Gedanke, langsam an Kohlendioxidvergiftung zugrunde zu gehen, war grauenhaft. Sie alle hatten Männer in anderen U-Booten gekannt, die von einer Patrouille nicht zurückgekehrt waren. Diese Freunde hatten den Tiefen des Meeres getrotzt und den Kampf schliesslich verloren. Doch das war immer etwas, das einer anderen Mannschaft passierte; nun aber waren *sie* an der Reihe. Überall im Boot nahmen Männer apathisch hin, dass der Tod unausweichlich war. Sie waren gescheitert. Sie waren hilflos. Die «Seal» war nun nichts anderes mehr als ihr stählerner Sarg.

Es war 1.10 Uhr morgens am 5. Mai 1940. 23 Stunden waren vergangen, seit die «Seal» abgetaucht war. Sie waren am Ende all ihrer menschlichen Möglichkeiten angelangt. Lonsdale wandte sich an die anderen Männer im Kontrollraum: «Wir haben alles versucht, was uns einfiel, um zur Oberfläche zu gelangen. Jetzt sind uns allen die Ideen ausgegangen. Ich werde also die Mannschaft zusammenrufen, und wir werden ein paar einfache Gebete sprechen. Unser Ziel wird es sein, Gott zu bitten, uns zu helfen.» Schon seit Jahren hatte Lonsdale stillschweigend auf die Wahrheit der biblischen Zusage vertraut: «Alle Dinge sind möglich bei Gott» (Markus 10,27).

Schon der Gedanke zu beten rüttelte die erschöpfte Besatzung der «Seal», die sich überall in dem angeschlagenen U-Boot verkrochen hatte, aus ihrer Lethargie auf. Manchen wurde es leichter ums Herz bei dem Gedanken, zu Gott zu beten. Zwei der 59 Männer hingegen weigerten sich zu beten. «Ich glaube kaum, dass man durch Gebet ein Boot zum

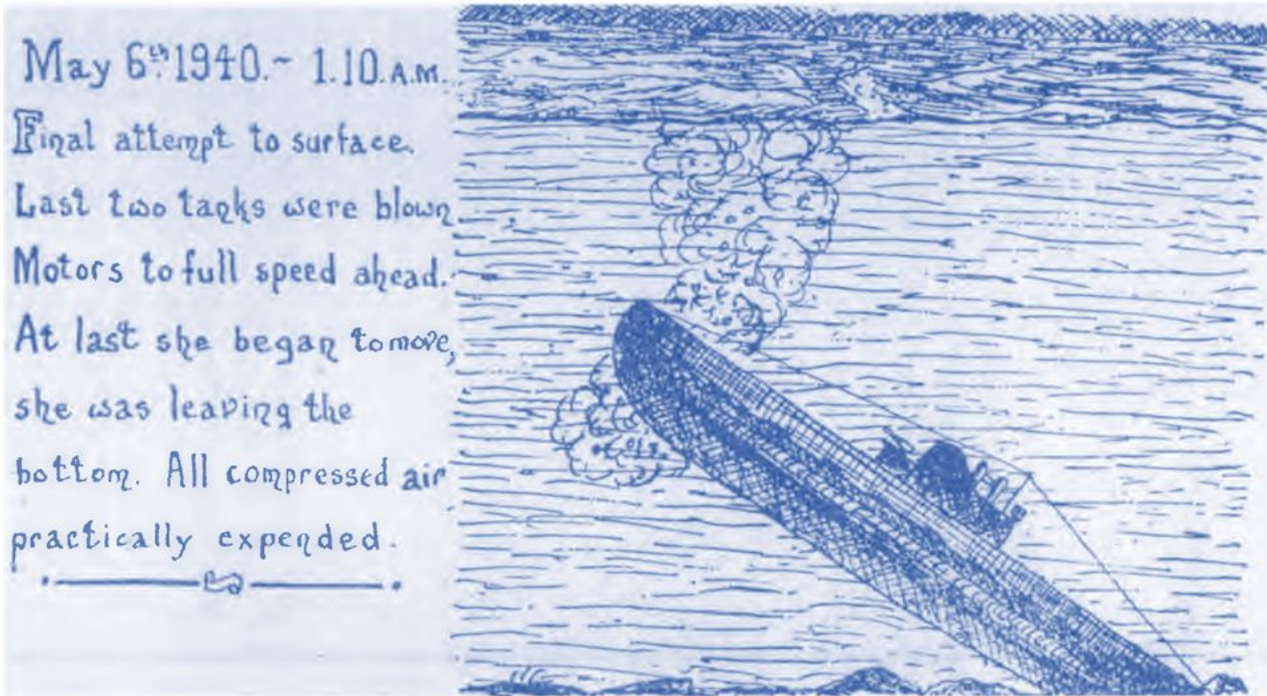
Auftauchen bringen kann», brummte «Tubby» Lister. Stoker Eckersall stimmte ihm zu.

In seinem marineblauen Pullover und Jackett wirkte Lonsdale «beruhigend» auf diejenigen, die ihn sehen konnten. Er ergriff das Wort und sagte: «Wir waren schon öfter ziemlich in der Klemme und sind durchgekommen. Mit Gottes Hilfe werden wir es wieder schaffen. Ich glaube, es ist Zeit, dass wir das Vaterunser zusammen beten. Aber zuerst möchte ich Gott bitten, uns zu helfen.»

«Lieber Gott», betete er, «wir haben alles versucht, was in unserer Macht steht, um uns zu retten, und wir sind gescheitert. Doch wir glauben, dass du Dinge tun kannst, die für Menschen unmöglich sind. Bitte, o Herr, befreie uns.» Dann begann Lonsdale mit dem Vaterunser, und ein vielstimmiger Chor stimmte ein, ehrfürchtiger und inbrünstiger, als es für möglich gehalten hätte. Als das Gebet endete, fuhr Lonsdale fort: «Und nun, denke ich, sollten wir alle persönlich still zu Gott beten.»¹ Schweigend und mit geneigtem Kopf stand er da und leitete seine Männer erneut im Gebet. Schliesslich war der improvisierte Gottesdienst zu Ende.

Die Antwort auf ihre Gebete kam fast augenblicklich.

Lonsdale hatte eine Idee, die nur ihm allein gekommen war. Er handelte wie ein Mann, dem neues Leben eingehaucht worden war. Um seine neuen Befehle umzusetzen, brauchte er den vollen Einsatz der Mannschaft. Obwohl sie sich schon halb tot fühlten, rafften sie sich auf seine Anweisungen hin noch einmal auf. Er wollte, dass durch die ganze Länge des abschüssigen U-Bootes ein Seil gespannt wurde. Jeder Mann, der für den allerletzten Auftauchversuch nicht gebraucht wurde, war angewiesen, sich an dem Seil aufwärts zu hangeln und so weit wie möglich nach vorn in den Bug der «Seal» zu gehen. Lonsdale benutzte seine Männer als menschlichen Ballast. Es schien eine armselige Hoffnung zu sein, dass das gemeinsame Gewicht von etwa fünfzig Männern im Bug des U-Bootes genug Hebelwirkung erzeugen würde, um das so fest im Schlamm eingegrabene Heck freizubekommen. Jeder Schritt die Stei-



Zeichnung von Signalgast Waddington, die den letzten Aufschwimmversuch der «Seal» zeigt. Man beachte das irr tümliche Datum: Statt «May 6» müsste es May 5» heissen.

gung hinauf kam ihnen wie eine Meile vor, doch sie schafften es. Ihre Köpfe fühlten sich an, als ob darin Pressluftschlämmer vibrierten. Die vorderen Segmente füllten sich mit Männern, die zu schwach waren, um zu reden oder sich aufzusetzen. Die meisten von ihnen hatten sich schon vorher insgeheim mit dem Tod abgefunden. Ein paar schafften es, sich gegenseitig schwach und ohne grosse Überzeugung zuzulächeln.

Kurz nach 1.30 Uhr gab Lonsdale den finalen Befehl. Die letzten beiden Tanks wurden angeblasen. Die Maschinen liefen mit voller Kraft. Mit quälender Langsamkeit erzitterte die «Seal» von einem Ende zum anderen. Dann riss sie sich vom Meeresboden los. Das Boot kam in die Horizontale und stieg ganz allmählich auf. Die Vibrationen stoppten. Dann hörten die Männer die Wellen an der Oberfläche gegen den Rumpf klatschen. «Sie ist oben! Sie ist oben!», rief ein junger Matrose aufgeregt. Lonsdales Stimme unterbrach: «Wir sind aufgetaucht. Jeder bleibt genau da, wo er ist, bis ich von der Brücke meine Anweisungen gebe.»

Zum Gebetsleben des Kapitäns gehörten seit Langem auch kurze «Pfeilgebete», von denen niemand etwas mitbekam. Jetzt flüsterte er: «Danke, Herr.» Die meisten Männer der Besatzung glaubten damals wie auch später daran, dass sie ein eindeutiges Wunder der freundlichen göttlichen Vorsehung erlebt hatten. Selbst Stoker Eckersall, der Nichtbeter, erlebte eine geistliche Wandlung.

Hätte Lonsdale sofort die Luke geöffnet, so hätte der Druck, der sich über 23 Stunden aufgestaut hatte, ihn hinaus in die Luft katapultiert. Darum öffnete er die Luke unter den notwendigen Vorsichtsmassnahmen ganz langsam. Ein Strom frischer Luft wehte in die «Seal». Eine Gruppe von Männern umarmte einander wie die jubelnden Mitglieder einer Fussballmannschaft nach einem erzielten Tor.

Um 2.10 Uhr schickte Lonsdale von der «Seal» aus eine verschlüsselte Nachricht nach England, um die Situation zu erklären. Sie lautete:

Sehr dringend. Vertraulich.

«Seal» an Vize-Admiral U-Boote.

«Seal» vom Heck bis Schott 129 mit Wasser gefüllt, verursacht durch Mine oder Wasserbombe. FD7 in Position. Geheimbücher vernichtet. Halte auf schwedische Küste zu. Versuche Göteborg zu erreichen.

Kaum war die «Seal» aufgetaucht, brach ein verheerender Angriff der Deutschen aus der Luft über sie herein. Eine Maschinengewehrkugel riss das Sprachrohr des Bootes in zwei Hälften, während Lonsdale gerade Befehle hineinbrüllte. Scheinbar unbeeindruckt fuhr er fort. Binnen Kurzem lag die «Seal» manövrierunfähig im Wasser. Die Idee, das neutrale Schweden zu erreichen, liess sich offensichtlich nicht verwirklichen. Leutnant Karl Schmidt, ein Offizier an Bord des kreisenden deutschen Wasserflugzeuges vom Typ Arado Ar 196, blickte hinab und fand, sie sehe aus wie ein tödlich verwundeter Wal. Er empfand Dankbarkeit dafür, dass er in Flugzeugen diente und nicht in U-Booten.

Alle geheimen Ausrüstungsgegenstände wurden nun entsprechend der Standardvorschriften der Marine vernichtet. Infolgedessen erreichte die Antwortnachricht von der Admiralität Lonsdale nie. Darin wurde ihm mitgeteilt, dass unter den gegenwärtigen Umständen die Sicherheit seiner Männer sein vorrangiges Bestreben sein sollte. Diese Befehle gaben ihm die offizielle Absegnung für das, was er ohnehin schon beschlossen hatte.

Das Wasserflugzeug landete längsseits. Bevor er ins Wasser sprang, um zu dem feindlichen Flugzeug zu schwimmen, traf Lonsdale die Entscheidung, seine Männer leben zu lassen. Die «Seal» war mit zwei Sprengladungen in den Bilgen ausgerüstet, die automatisch explodieren würden, wenn sie die Bodenventile öffneten und die Männer ins Wasser sprangen. Doch mehrere seiner Männer waren schwer verwundet und hätten einen Versuch, in diesem kalten Wasser zu schwimmen, nicht überlebt.

Lonsdale rechnete sich aus, dass – wenn die Sprengladungen hochgingen, während die «Seal» sank – jeder seiner Männer im Wasser in Stücke gerissen werden würde. Naheliegenderweise dachte Lonsdale, die «Seal» würde sowieso von alleine sinken, falls die Deutschen versuchen sollten, sie als Beute in einen Hafen zu schleppen.

Leutnant Beet, der jetzt das Kommando auf der «Seal» führte, wusste von Lonsdales Wunsch, die Mannschaft zu retten. Die einzige Möglichkeit dazu war die Kapitulation. Um 6.30 Uhr erschien der Trawler UJ 128, einer der U-Boot-Jäger, und nahm die Besatzung der «Seal» an Bord. In diesem Moment wurde die «Seal» das erste britische Schiff, das sich einem Feind ergab, seit im Krieg von 1812 ein Kriegsschiff vor dem amerikanischen Schiff «Wasp» hatte kapitulieren müssen.

Die Deutschen schleppten die leckgeschlagene «Seal» in den Hafen. Lonsdale ahnte nichts davon, bis er zu seinem Entsetzen in Kiel, wo er einige Zeit in Gefangenschaft war, einen Blick auf sie erhaschte. Die deutsche Propaganda brachte die Erbeutung der «Seal» gross heraus, wie sich denken lässt. Allerdings erwies sich der Plan, die «Seal» neu aufzurüsten, sie der deutschen Marine einzuverleiben und für Angriffe gegen die Briten einzusetzen, als undurchführbar. Letzten Endes öffneten die Deutschen selbst ihre Bodenventile, und eine RAF-Bombe erledigte den Rest.

Während fünf Jahren in verschiedenen deutschen Lagern wurden die Gefangenen auf jede erdenkliche Weise von den Einwohnern des Dorfes Seal in der Nähe von Sevenoaks in Kent unterstützt. Nach ihrer Freilassung besuchte die Besatzung das Dorf, um ihren Dank auszudrücken. Lonsdale selbst sah sich nicht nur freundlichen Gesichtern gegenüber, sondern auch dem routinemässigen Kriegsrechtsverfahren gegen einen Offizier, der sein Boot an den Feind verloren hatte. Nach nur dreissig Minuten wurde er ehrenhaft freigesprochen. Seine Entscheidung, das Leben seiner Männer zu retten, auch auf die Gefahr der Erbeutung des Boo-

Dear God, we have tried everything in our power to save ourselves and we have failed. Yet we believe that You can do all things which are impossible to men. Please, O Lord, deliver us.

Lieutenant-Commander Rupert Lonsdale. May 1940



Die Geschichte von der Rettung der «Seul» regte den Künstler Peter Aylward zu dieser Darstellung an.

tes hin, wurde bestätigt. Zu seiner Überraschung wurde er als Held behandelt und später in den Rang eines Commanders erhoben.

Zur Zeit des Verfahrens war er mit dem Herzen ganz woanders. Die Gefangenschaft hatte ihm Zeit gegeben, ernsthaft über das Leben nachzudenken. Bei Gottesdiensten im Lager hatte er erstmals die Gelegenheit zum Predigen gehabt. Sein Glaube an Christus vertiefte sich. Er lernte die Bibel besser kennen. Der Ruf in einen christlichen Dienst war überwältigend stark. Am Ridley Hall College in Cambridge wurde er zum anglikanischen Geistlichen ausgebildet und 1949 ordiniert. Von da an predigte er das biblische Evangelium in englischen Kirchen in Dorset, Hampshire und Norfolk. Viele Jahre lang tat er Dienst in Kenia. Noch lange nach seinem offiziellen Eintritt in den Ruhestand 1970 predigte er in Madrid, in Lissabon und auf Teneriffa.

Auf die Frage nach seinen Grundüberzeugungen antwortete er dem Verfasser Folgendes:

Ich verstehe nicht, wie jemand nicht daran glauben kann, dass es eine Macht gibt, die das Universum erschaffen hat. Irgendein Geist muss die Ordnung der Sterne und des Sonnensystems erschaffen haben. Betrachten Sie die Mondphasen; die Regelmässigkeit der Gezeiten und Jahreszeiten; die Einsetzung eines magnetischen Nordpols; das Vorhandensein der Schwerkraft; sie alle weisen auf den unendlichen Herrschergeist hin, dessen Grösse unser Verstehen übersteigt.

Die Bibel sagt uns, dass das Böse in diese Schöpfung eingedrungen ist. Ich glaube an die unerschöpfliche Barmherzigkeit und Geduld Gottes, obwohl es, wenn Menschen nicht aufhören, gegen Gott zu rebellieren, damit enden muss, dass sie aus seinem Reich ausgeschlossen werden.

Ich glaube an Christus als den Sohn Gottes. Kein Mensch hat je so geredet oder gehandelt wie er. Seine Macht über das Böse, seine Weisheit und Liebe zeigen, dass er über allen anderen Menschen stand. Er war das wahre Ebenbild Gottes. Doch er war auch ein Mensch, der Erschöpfung, Enttäuschungen und Leid kannte – versucht wie wir, doch ohne Sünde. Die Menschen in seiner Nähe kannten diese Wahrheiten.

Die Bibel sagt uns das alles, und ich glaube, dass die Bibel wahr ist. Christus hat uns gezeigt, wie Gott ist. Durch den Glauben an Christus haben Christen Vergebung und ewiges Leben. Der Himmel ist frei von jeder Besudelung durch das Böse. Diejenigen, die niemals Gottes Vergebung empfangen haben, können nach dem Tod nicht mit ihrer unvergebenen Sünde in die heilige Gegenwart Gottes treten. Während dieses Lebens werden echte Gläubige dem Bild Christi immer ähnlicher.

Ich glaube auch an den Teufel, verschlagen, stark, stets darauf aus, uns davon abzuhalten, von Gott geformt zu werden. Doch dem Teufel können wir erfolgreich widerstehen, wenn wir um Gottes Hilfe bitten.

Nichts wird mich je von meiner Überzeugung abbringen können, dass Gott Liebe ist, trotz allem, was ich im Krieg anderen Menschen habe widerfahren sehen, ganz zu schweigen von den Dingen, die mir widerfahren sind.

Ich glaube, Gott hat einen Plan für jeden von uns, und wir müssen unser Leben in seine Hände legen.

Es bleibt noch mehr zu schreiben über den Heiligen Geist, das Kreuz und die Tatsache der Auferstehung, die das Herz meines Glaubens sind ...

Die Besatzung der «Seal» hielt auch in den Jahren nach dem Krieg zusammen, wie es manchmal geschieht, wenn Menschen durch ein schweres Erlebnis miteinander verbunden sind. Lonsdale wurde von seinen Männern nie vergessen. Und er liess es sich nicht nehmen, mit ihnen in Kontakt zu bleiben. Das ging weit über eine jährliche Weihnachtskarte für jeden von ihnen hinaus. Lonsdale wusste, dass sie auf dem Meeresgrund darum gebetet hatten, vom Tode errettet zu werden. Er wusste auch genau, dass viele seiner Männer infolge jenes Erlebnisses, bei dem sie verzweifelt den Herrn gesucht hatten, zu einem echten Glauben an Christus gefunden hatten.

1960 wurde Rupert Lonsdale gebeten, an der Produktion eines Buches über die Geschehnisse rund um die «Seal» mitzuarbeiten. Die Autoren C.E.T. Warren und James Benson hatten bereits das Buch *Above us the Waves* geschrieben. Daraus wurde auch ein sehr guter Film gemacht. Lonsdale steuerte seine Informationen nur unter der Bedingung bei, dass offen darüber geredet würde, welche Rolle Christus in seinem Leben spielte. Der Buchtitel *Will Not We Fear* stammt denn auch aus Psalm 46,2 nach der King-James-Bibel. Der volle Wortlaut des Verses ist vor der Titelseite des Buches abgedruckt. Dann folgt ein Vorwort von «Reverend R.P. Lonsdale». Dort hält er fest, dass er sich nur in der Hoffnung, dass manche Leser durch die Lektüre des Buches zum Glauben an Gott kommen mögen, bereit erklärt habe, sich an dem Projekt zu beteiligen. Nach dem Erscheinen des Buches erhielt er Briefe von Lesern, die ihm genau dies bestätigten.

1986, als Lonsdale 81 war, erhielt der Verfasser einen Brief von ihm, in dem er schrieb, er wolle die Zeugnisse von siebzig seiner christlichen Freunde veröffentlichen. Es war ein evangelistisches Unternehmen. Nicht einer seiner Freunde blieb seinen Beitrag schuldig. Das kleine Buch, das daraus entstand, enthält ein von Lonsdale verfasstes Vorwort, in dem er vor einem Glauben aus zweiter Hand warnt. Darin heisst es: «Wir sind alle Sünder, und die Bibel sagt uns, dass Jesus Sünder annimmt. Niemand kann dafür zu schlecht sein. Jesus sagte: ,Wer zu mir

kommt, den werde ich nicht verstossen'. Nur aufgrund dessen, wer Christus ist und was er getan hat, können wir gerettet werden. Könnten wir uns so vieler guter Taten rühmen, wie es Sandkörner am Strand gibt, aber hätten Christus nicht, so hätten wir keine Hoffnung. Wir sollen nicht warten, bis wir besser geworden sind, bevor wir zu Christus kommen. Kommen Sie jetzt.»²

Zu Lonsdales Erstaunen waren fünftausend Exemplare des Büchleins rasch vergriffen. Mindestens tausend davon wurden in Gefängnissen gelesen. Dann folgten weitere fünftausend Exemplare. Er nahm kein Geld dafür, und niemand hat je herausgefunden, woher das Geld für den Druck und die Herstellung kam.

Nachdem der Krieg vorbei war, heiratete der verwitwete Lonsdale wieder. Seine zweite Frau Kathleen starb 1961 an Krebs. Seine dritte Frau Ursula starb 1986 an einem Hirntumor. Über seinen Schreibtisch hingte er ein Gemälde, untertitelt mit den Worten «Glaube sieht durch Tränen hindurch». Die Nöte seines persönlichen Lebens trugen dazu bei, sein Vertrauen zum Herrn zu vertiefen. «Wenn ich niedergeschlagen bin», schrieb er, «und niederknien und mein Leben und meine Probleme an Gott abgeben, bin ich in der Lage, ihn und seine Gnade zu finden.»

Rupert Philip Lonsdale bezeugte Christus in U-Booten, in Kriegsgefangenenlagern, in Ridley Hall und in über einem halben Dutzend Kirchengemeinden, denen er als Geistlicher diente. Diejenigen, die ihn kannten, sprachen oft von seiner Bescheidenheit. Er wollte vergessen werden, weil er das Gefühl hatte, er sei nur einer von vielen ganz gewöhnlichen Leuten. Doch diejenigen, die die Geschichte des U-Bootes «Seal» kannten und wussten, welche Rolle sein Glaube an Gott bei der Rettung ihrer Mannschaft gespielt hatte, werden ihn wohl nie vergessen.

Lonsdale kämpfte den guten Kampf, hielt am Glauben fest und vollendete den Lauf. 1999 starb er in Bournemouth im Alter von 93 Jahren.

Mehr über Rupert Lonsdale

Meine Korrespondenz mit Rupert Lonsdale begann noch vor einem Besuch, den ich ihm im August 1975 in seinem Haus in Wiltshire abstattete. Er war eine beständige geistliche Inspiration.

Das Buch *Will Not We Fear* (1961) sollte, so gut es auch ist, zusammen mit anderen Quellen gelesen werden. Captain S. W. Roskill, der offizielle Historiker der Royal Navy, schrieb das Buch *The Secret Capture* (1959; dt. Titel: *Das Geheimnis um Ul 10*). In diesem Buch ist auch ein Brief von Lonsdale abgedruckt. Lonsdales Nachruf im «Daily Telegraph» (15. Mai 1999) enthält andernorts nicht verfügbare Informationen und ist vorzüglich, sieht man davon ab, dass der Autor seine geistliche Haltung herunterspielt. Dasselbe gilt auch für den Bericht im «Independent» vom 13. Mai 1999. Beiträge im Internet, die Fakten bezüglich der «Seal» schildern, sind meist zutreffend, aber nicht so zuverlässig, was die geistlichen Dinge angeht.

Rupert Lonsdale hinterliess seine Witwe Ethné und seinen Sohn Dr. John Lonsdale, einen Geschichtsdozenten im Ruhestand aus Cambridge. Beide haben mir mit Bildern und Informationen geholfen, wofür ich mich herzlich bedanke.

10.

Donald Caskie

Der «Tartan Pimpernel»

Er öffnete die Tür zu seiner Wohnung, schaltete das Licht an, drehte sich um – und sah sich fünf Revolvern gegenüber, die auf ihn gerichtet waren. Die Gesichter hinter den Waffen waren ernst, ohne die Spur eines Lächelns. Eine Stimme sagte: «Pastor Caskie, Sie sind verhaftet. Sie müssen mit uns kommen – sofort.»



Donald Caskie in Kaplansuniform, 1944/1945

10.

Donald Caskie

Es war Sonntag, der 9. Juni 1940. Die Gemeinde in der Scots Presbyterian Church in der Pariser Rue Bayard hörte von fern die Geräusche der Gewehrschüsse der nahenden, alles niederwalzenden deutschen Wehrmacht.

Donald Caskie, der 38-jährige Pastor, wusste, dass er ein gebrandmarkter Mann sein würde, sobald Hitlers Truppen in Paris einmarschierten. Häufig hatte er in seinen Predigten die Ideologie der Nazis und die offensichtlichen Kriegsabsichten der Deutschen angeprangert. Eines seiner bevorzugten Themen war die Rassenpolitik. Als ihn Nachrichten von den Gräueln erreichten, die sich in den Konzentrationslagern abspielten, hatte er scharf verurteilt, was dort Unschuldigen angetan wurde. Französische Spione, die von den Nazis bezahlt wurden, hatten manchmal in seiner Gemeinde gesessen und ihn bei diesen Gelegenheiten sagen hören, Hitler habe «Wind gesät» und werde dafür «Sturm ernten».

Als jener Morgengottesdienst zu Ende war, schaute er sich ein letztes Mal im Gemeindehaus um. Auf einem Tisch neben dem Ausgang stand ein Topf mit weißem Heidekraut. Er hatte es im Vorjahr von seiner hei-

matlichen Insel mitgebracht. Während er das Gemeindehaus abschloss, fragte er sich, ob er seine wirkliche Heimat je Wiedersehen würde.

Sein Freund Gaston, dem das Café nebenan gehörte, erklärte sich bereit, die Gemeindeschlüssel in Verwahrung zu nehmen. Gaston hatte beschlossen, in Paris zu bleiben, und würde miterleben, mit welchem Pomp und welcher Arroganz die siegreiche deutsche Armee wenige Tage später im Triumph in die Stadt einziehen würde.

Mit einem Sack auf dem Rücken und Traurigkeit im Herzen schloss sich Donald Caskie dem grossen Exodus der bedrückten Menge an, die aus Paris floh. Zunächst zu Fuss, dann mit dem Fahrrad, machte er sich auf den Weg in den Süden Frankreichs. Mehrere Male griffen deutsche Sturzkampfflugzeuge die Leute auf den Strassen mit Bomben und Maschinengewehrsalven an. Vor seinen Augen wurden Männer, Frauen und Kinder infolge dieser willkürlichen Attacken sinnlos getötet.

Nach einer sehr ereignisreichen Reise erreichte Caskie Bayonne, einen Hafen an der Südwestküste. Zu seiner Erleichterung war das britische Konsulat geöffnet. Das letzte Schiff nach Grossbritannien sollte in wenigen Stunden auslaufen, und an Bord war noch ein Platz für ihn. In Gedanken sah er sich schon in der friedlichen Sicherheit Grossbritanniens, doch in seinem Herzen war Unruhe. Sollten denn nicht Männer, die im Kampf verwundet worden waren, den Vortritt haben? Gott hatte ihn als Geistlichen nach Frankreich berufen. Sollte er sich denn nun von den Nazis verscheuchen lassen?

Er hörte sich selbst zu den Konsulatsbeamten sagen, er werde nicht mitfahren. Sie drängten ihn, seine Entscheidung zu überdenken. Doch er hörte in seinem Herzen einen Ruf, den sie nie verstehen würden. Mit gemischten Gefühlen sah er das letzte Schiff von Bayonne auslaufen. Dann kam die Nachricht, dass Frankreich kapituliert hatte. Traurigerweise war die neue französische Regierung bereit, mit den siegreichen Deutschen zu kollaborieren. Als Teil des Waffenstillstandsabkommens wurde ver-

einbart, dass deutsche Truppen den gesamten Norden und die Westküste Frankreichs besetzen würden. Es würde ein unbesetztes Gebiet Frankreichs geben, das in der Geschichtsschreibung die Bezeichnung «Vichy-Frankreich erhalten hat. Deutsche Truppen würden in dieses Gebiet nicht vorrücken, vorausgesetzt, die französischen Behörden führten die Anweisungen der Nazis aus. Auf diese Weise kollaborierte die französische Regierung mit den Nazis bis zum November 1942, als Hitler dem Arrangement ein Ende machte, indem er ganz Frankreich einnahm.

Eine Bedingung der Nazis sah vor, dass die Franzosen alle britischen Soldaten, die sich während der Wirren der Kämpfe im Norden nach Süden durchgeschlagen hatten, gefangennehmen und einsperren mussten. Der grösste Teil der britischen Armee war von der Royal Navy von den Stränden Dünkirchens gerettet und über den Ärmelkanal ins sichere England gebracht worden.

Caskie erfuhr, dass viele der Männer, die nicht entkommen waren, sich bis zur Südküste Frankreichs durchgeschlagen hatten, besonders in die Hafenstadt Marseille. Als er das hörte, verschaffte er sich eine Mitfahrgelegenheit nach Südosten, Richtung Marseille. Zu seinem Entsetzen fand er an der Küste viele Tausende britischer Soldaten vor. Etliche waren verwundet. Alle waren mitgenommen von vielen Schlachten, waren erschöpft und orientierungslos. Die örtlichen französischen Behörden und die Bevölkerung wollten ihnen weder etwas zu essen geben noch sonst behilflich sein. Schlimmer noch, schon bald würden sie von den Franzosen verhaftet werden, nur den Deutschen zuliebe.

Für Caskie sahen die Soldaten aus wie «Schafe ohne Hirten». In ihm wuchs die Überzeugung, dass Gott ihn gebrauchen wollte, um sich um die Bedürfnisse dieser Männer zu kümmern und ihnen, wenn möglich, zur Flucht zu verhelfen.

Es war der Sommer 1940. Amerika war noch neutral, und der amerikanische Konsul nahm die britischen Interessen in Frankreich wahr. Zu

Caskies Freude erbot sich das US-Konsulat, ihm so viele Ausweise zu liefern, wie er benötigte. Es waren britische Ausweisdokumente mit einem imposanten amerikanischen Siegel, Prägestempel und Verzierungen. Diese musste er nur noch an die britischen Soldaten verteilen, die sie nun ausfüllten und damit sichere zivile Ausweispapiere besaßen. Darüber hinaus schlug ihm das Konsulat vor, ein verlassenes Gebäude in der Nähe zu übernehmen – die Britische und Amerikanische Seemannsmission in der Rue de Forbin 46.

Beseelt von Tatendrang heftete Caskie ein grosses Plakat an die Wand der Mission. Darauf stand: «Ab sofort ausschliesslich für britische Zivilisten und Seeleute geöffnet.» Mit grosser Geste öffnete er die Türen, wütend darüber, dass Männer, die gekommen waren, um für Frankreich zu kämpfen, nun wie Tiere eingesperrt werden sollten, falls nicht etwas unternommen wurde, um ihnen zu helfen. Binnen Kurzem war die Mission gedrängt voll mit britischen Soldaten, deren Uniformen so rasch wie möglich vernichtet werden mussten, um sie vor der Verhaftung durch die neue nazifreundliche französische Polizei zu bewahren. Die verzweifelten britischen Soldaten mussten stattdessen Zivilkleidung aus zweiter Hand anlegen, die anfangs von ortsansässigen griechischen und zyprischen Händlern aus der Innenstadt von Marseille zur Verfügung gestellt wurde. Ihre eigenen britischen Uniformen wurden im Meer versenkt.

Nachdem er sie vor dem Gefängnis bewahrt hatte, indem er sie als Zivilisten ausgab, bestand Caskies grösstes Problem darin, wie er sie über die Grenze ins neutrale Spanien und somit über Gibraltar in die Freiheit bringen sollte. Den ganzen Sommer des Jahres 1940 trafen immer mehr britische Soldaten ein. Sie drängten sich in der Kapelle der ehemaligen Seemannsmission, wo Caskie dankbar aufgenommene christliche Gottesdienste abhielt.

Die Kunde von seinen unerwarteten Aktivitäten drang bis zu einer Abteilung der militärischen Aufklärung der Briten vor, dem M19. Caskie

war kein Geheimagent. Er hatte keinerlei Erfahrung mit Fluchthilfe. Er liess sein Handeln von der Bibel und dem Gebet zu Gott leiten. «Meine einzige Rüstung waren die Gnade Gottes und meine angeborene Pfiffigkeit», drückte er es später aus. Es war nervenzerfetzend, da die französische Polizei regelmässig Razzien in der Mission durchführte, um sich zu vergewissern, dass auch ja keine britischen Soldaten anwesend seien. Mit der Hilfe des MI9 wurden Führer gefunden. Manchmal suchten britische Geheimagenten ihn auf und brachten Ratschläge und Geld.

Caskie seinerseits führte alle seine Aufzeichnungen auf Gälisch, so dass der Feind sie nicht würde lesen können, selbst wenn er die Papiere fand. Er notierte von jedem Mann Namen, Adresse, Dienstnummer, Regiment und Namen und Adresse der nächsten Angehörigen. Infolgedessen konnte er Telegramme über Lissabon im neutralen Portugal an die Verwaltung der Church of Scotland in Edinburgh schicken. Diese Telegramme enthielten Nachrichten wie: «Benachrichtigen Thomson, Nr. X. Tollcross, Edinburgh, dass Jock ..., Nummer ..., Seaforth Highlanders, bei mir in Sicherheit ist.»¹ Auf diese Weise erhielten Hunderte von Familien in ganz Grossbritannien von der Church of Scotland die unerwartete und überaus beruhigende Nachricht, dass ihre Männer am Leben und gesund waren.

Ein Londoner Soldat, Corporal Alf Smith, fand in einem Rinnstein sieben Rationskarten. Sie hätten die Möglichkeit geboten, Lebensmittel für sieben Männer zu beschaffen. Caskie studierte die Karten und bemerkte, dass sie einer französischen Witwe gehörten, Madame Jeanne Tillois, die sechs Kinder satt zu bekommen hatte. Caskie bestand darauf, dass seine Arbeit nicht unter dem Segen Gottes stehen konnte, wenn er den Verlust eines anderen Menschen ausnutzte.

Als er die Karten an die Besitzerin zurückgab, fand er heraus, dass Madame Tillois eine evangelikale Christin war. Sie gehörte der örtlichen reformierten Kirchengemeinde an, die von Pastor Heuzy geleitet wurde.

Dieser gute Mann hatte vor dem Krieg viele Jahre lang in Glasgow als Pastor gearbeitet. Infolgedessen sprach er Englisch mit einem ungewöhnlichen französisch-schottischen Akzent. Seine Einschätzung der neuen Kräfte, die Deutschland beherrschten, war scharfsinnig. Seiner Ansicht nach produzierten die Nazis «professionelle Übeltäter».

Nie wieder in Caskies Leben brachte ihm eine ehrliche Tat so reichen Lohn ein wie jetzt. Pastor Heuzy und seine Leute waren alle gegen die Nazis. Wie alle christlichen Gemeinden waren sie ein bunter Haufen: Akademiker, Fabrikarbeiter, Intellektuelle, Alte und Junge. Es waren betende, fromme Leute aus der historischen reformierten Tradition Frankreichs. Pastor Heuzy und seine Gemeinde wurden zu einem entscheidenden Bindeglied in der Fluchtroute, die sich nun ergab. Sie stellten Pakete mit Zivilkleidung, Kompassen, Landkarten und anderen Fluchtutensilien bereit. Manche versteckten sogar kurzzeitig britische Flüchtlinge bei sich zu Hause.

Bis zum Winter 1940/41 hatten britische Agenten die Seemannsmision in die PAT-Fluchtroute integriert, benannt nach einem Agenten namens Pat O'Leary (was nicht sein richtiger Name war). Spätestens ab diesem Winter lief das Ganze auf dieser Fluchtroute wie eine gut geölte Maschine. Beständig wurden Männer nach Spanien und somit in die Freiheit geschmuggelt. Ein MI9-Agent, Airey Neave, der selbst aus dem Kriegsgefangenenlager Colditz entkommen war, schätzte später, die PAT-Route habe mindestens sechshundert Männern zur Freiheit verholfen.

Für Donald Caskie war die Erfahrung, Männern den Weg in die Freiheit zu ebnen, letzten Endes eine Frage der Abhängigkeit von Gott und eine Auswirkung seines christlichen Glaubens. Oft schildert er, wie er auf die Knie sank und eine Situation an seinen himmlischen Vater abgab. «Lieber Vater», betete er dann, «bitte denk du das für mich zu Ende. Ich gebe mich geschlagen.» Während er sich auf den Herrn und seine regel-

mässige Bibellektüre verliess, erlebte er Gebeterhörungen, Wegweisung im Umgang mit schwierigen Situationen und gelegentlich auch ungewöhnliche Einsichten, die ihm, wie er glaubte, von Gott geschenkt worden waren.

Natürlich war auch noch seine Arbeit als christlicher Pastor zu tun. Zum Beispiel legte David, ein Soldat auf der Flucht, sechshundert Meilen zu Fuss zurück, um die Sicherheit der Seemannsmission zu erreichen. Nachts weckte er andere Männer auf, indem er im Schlaf laut aufschrie. Schliesslich erzählte dieser traumatisierte Mann Caskie von seinem inneren Aufruhr. Er war der einzige Sohn einer Witwe und gehörte einer kleinen christlichen Gemeinde in Yorkshire an. In der Haft hatte er zu seinem Erstaunen herausgefunden, dass einer der deutschen Wachmänner ein Christ von der gleichen Konfession war wie er selbst. Sie wurden Freunde. Der deutsche Wachmann wies David einen Job zu, doch während er eigentlich diese Aufgabe hätte erfüllen sollen, nutzte er die Gelegenheit zur Flucht.

David war noch nicht weit gekommen, als ein deutscher Soldat auf einem Fahrrad Verdacht schöpfte, abstieg und auf Davids Versteck zuging. Die Hand des Soldaten lag auf der Pistole, bereit, sie zu ziehen. David bemerkte, dass er sich auf einer Baustelle befand. Als der Deutsche näherkam, packte er eine lange Eisenstange und begann damit auf den Kopf des Soldaten einzuschlagen, bis dieser tot zusammenbrach. Als er dann das Gesicht des Soldaten musterte, sah David zu seinem Entsetzen das des freundlichen Deutschen vor sich, der ihm geholfen hatte. Der Anblick des Gesichts des Toten liess ihn nicht mehr los und stürzte ihn in tiefe innere Not.

Davids Trauma hielt jedoch nicht lange an, denn als er einer Gruppe zugeteilt wurde, die über die spanische Grenze in Freiheit gebracht werden sollte, wurde diese in eine Falle gelockt, und er war unter denen, die in folgedessen erschossen wurden ...

Eine Zeit lang wurde Caskie von dem beunruhigenden Gedanken verfolgt, dass einer der Führer auf dem Fluchtweg nach Spanien ein Verräter

sei. Er hatte bereits Pat O'Leary von seinem Verdacht erzählt, Harold Cole sei ein Doppelagent, der zugleich für den Feind und für die Briten arbeitete, doch er musste sich an die Entscheidungen derer halten, die die Fluchthilfeoperation leiteten. Aber seine Zweifel bezüglich Cole nagten weiter an ihm und erwiesen sich schliesslich auch als berechtigt. Nach dem Ende des Krieges wurde sogar ein Buch über Cole geschrieben, das den Untertitel «The Worst Traitor of the War» trug.

Coles Verrat führte zu etlichen Tragödien. Pastor Heuzy stand schon seit einiger Zeit unter Verdacht. Dieser Gottesmann wurde schliesslich von der deutschen Geheimpolizei Gestapo erschossen. Damit war für mindestens fünfhundert britische Armeeangehörige die Deckung aufgefliegen. Manche von ihnen wurden als «Spione» erschossen, weil sie Zivilkleidung trugen. Die anderen wurden gefangen genommen.

Für Caskie war damit das Ende seiner Arbeit in der Seemannsmission gekommen. Schon im April 1941 war er von der unnötig grausamen französischen Vichy-Polizei festgenommen, verhört und verwarnet, dann jedoch wieder freigelassen worden. Diesmal wurde er vor ein französisches «Militärtribunal» gestellt, das in einem Raum in dem alten Fort St. Nicholas zusammentrat. Man verurteilte ihn zu zwei Jahren Haft. Zu seinem Glück wurde die Strafe zur Bewährung ausgesetzt. Doch der Richter ordnete überdies an, dass die Seemannsmission innerhalb von zehn Tagen geschlossen werden müsse. Caskie selbst wurde angewiesen, Marseille zu verlassen. Der Richter schlug ihm vor, nach Grenoble zu gehen.

Einige Tage nach seinem Prozess erschien ein britischer Agent in der Seemannsmission. «Padre», sagte er, «wir wissen von Ihrem Prozess und Ihrer Verurteilung, und wir sind sicher, dass von jetzt an Ihr Leben in Gefahr ist. In der Nähe von Arles wird in ein oder zwei Tagen von einem Flugplatz aus ein Flugzeug starten, und mir wurde aufgetragen, Ihnen einen Flug nach England anzubieten.» Doch zu diesem Zeitpunkt war

Caskie überzeugter davon als je zuvor, dass der Herr ihn in Frankreich haben wollte. Der Pilot kam sicher in England an – ohne Donald Caskie.

Er sollte zwei Jahre in Grenoble verbringen. Die Universität Grenoble, die auf seine eindrucksvollen akademischen Qualifikationen aufmerksam wurde, stellte ihn als Gastprofessor für Englisch ein. Das verschaffte ihm ein Einkommen. Ausserdem predigte er regelmässig in den französischen reformierten Gemeinden am Ort. Seine Zeit verbrachte er zu gleichen Teilen mit Predigen und der Universitätstätigkeit einerseits und der Arbeit für den MI9 andererseits. Einmal im Monat besuchte er das Gefängnis in St. Hippolyte in der Nähe von Nîmes, um zu predigen und einen Kommunionsgottesdienst zu feiern. Dazu war er siebzehn Stunden mit dem Zug unterwegs. Als Kaplan für die britischen Kriegsgefangenen brachte er ihnen durch seine Verkündigung den Trost und die Herausforderung des Evangeliums. Gleichzeitig schmuggelte er Feilen, Scheren, kleine Brechstangen und falsche Ausweispapiere in die Lager.

Es gibt einige wenige Männer, für die Wagemut fast ein Instinkt ist. Für sie sind Risiken und Abenteuer ebenso natürlich, wie es für eine Schwalbe natürlich ist, sich in die Luft aufzuschwingen. Ein Mann, den Caskie in diese Kategorie einordnete, war der in Amerika geborene Pilot Whitney Straight, der an der Luftschlacht um England teilgenommen hatte. Caskies Bemühungen, dem gefangenen Piloten zur Flucht nach England zu verhelfen, waren erfolgreich. Bei dieser Gelegenheit wandten sie den «Medikamententrick» an. Der bestand darin, dass der Gefangene so viele Pillen einnahm – meist Aspirin –, dass er ernsthaft krank erschien. Whitney Straight wurde vom Gefängnis La Turbie in der Nähe von Monte Carlo ins örtliche Krankenhaus verlegt. Von dort aus war die Flucht viel leichter zu bewerkstelligen.

Doch die ständige Gefahr setzte Caskie einer ungewohnten Belastung aus. Er begann, ernsthaft unter Übermüdung und Stress zu leiden. Nochmals warnte ihn ein britischer MI9-Agent, er stehe unmittelbar in der Gefahr, verhaftet zu werden. Sein Rat war, eine RAF-Maschine zu be-

steigen, die sich auf einer geheimen Mission befand und auf einem Feld in der Nähe von Grenoble landen würde. Die Landung war genau für den Tag vorgesehen, an dem Caskie die Warnung erhielt. Der Agent fügte hinzu: «Sie werden noch vor dem Frühstück in England sein.»

Caskies Entscheidung fiel ihm leicht – er würde in Frankreich bleiben. Aus seiner Sicht gehorchte er damit nur dem Ruf Gottes. Später schrieb er: «Jeden Abend, bevor ich schlafen ging, beschwor ich Gott, uns zu helfen, und dankte ihm für die Wegweisung, die mich davon abgehalten hatte, das Angebot, nach England zurückzukehren, anzunehmen.»

Inzwischen war es April 1943, ein Monat voll herrlichen Sonnenscheins. Caskie ahnte noch nicht, dass er seinem letzten Kriegsgefangenen zur Flucht verhelfen hatte. Den Namen dieses Mannes vergass er nie – William Nash aus Whitburn. Nash war kaum in Freiheit, da geriet Caskie in Gefangenschaft.

Der 16. April war ein besonders denkwürdiger Tag. Es war ein warmer Frühlingsabend. Caskie war auf dem Rückweg zu seiner Unterkunft in Grenoble und betete die ganze Zeit über, während er die Strasse entlangging. Er öffnete die Tür zu seiner Wohnung, schaltete das Licht ein, drehte sich um und sah sich fünf Revolvern gegenüber, die auf ihn gerichtet waren. Die Gesichter hinter den Waffen waren ernst, ohne die Spur eines Lächelns. Eine Stimme sagte: «Pastor Caskie, Sie sind verhaftet. Sie müssen mit uns kommen – sofort.» Man legte ihm Handschellen an. Anfangs fand er es fast belustigend, dass fünf bewaffnete Männer nötig waren, um den «kleinen Pastor» festzunehmen, wie manche der schottischen Flüchtlinge ihn nannten. Was ihm jedoch bevorstand, war alles andere als lustig.

Donald Caskie wurde ohne Verfahren inhaftiert; zuerst von den Italienern, denn von den Deutschen. Als ihm seine Bibel weggenommen wurde, stützte er sich auf das, was er in seiner Kindheit gelernt hatte. Damals hatte er ganze Kapitel und vollständige Psalmen auswendig ge-

lernt. «Meine Kenntnis der Heiligen Schrift hat mich gerettet», äusserte er später. Endlose Stunden verbrachte er in Einzelhaft und bekam nur trockenes Brot und Wasser. Neben den langen Bibeltexten rief er sich seine frühen Jahre in Erinnerung, die er in einer ganz anderen Umgebung verbracht hatte.

1902 in Bowmore auf der Insel Islay vor der schottischen Westküste geboren, hatte er sechs Brüder und eine Schwester. Sein Vater war ein armer Kleinbauer. Geistlich jedoch waren die Mitglieder seiner Familie Millionäre. Gemeinsame Familienandachten waren in einer frommen presbyterianischen Familie jener Zeit selbstverständlich, doch es wurde auch deutlich gesagt, dass echter christlicher Glaube, der auf einer Wiedergeburt beruht, eine höchst persönliche Angelegenheit ist.

In einem Brief an den Verfasser schrieb Donald Caskie Folgendes über seine Bekehrung: «Eines Abends kniete ich nach gründlichem Nachdenken an meinem Bett nieder und lieferte mich Christus aus. Die Worte, die mir einfielen, als ich an jenem Abend niederkniete, waren Worte, die unser Pastor am Ende seiner Predigt gesagt hatte: ‚Wer zu mir kommt, den werde ich niemals verstossen.‘ Es war nichts Emotionales oder Spektakuläres daran. Dieser schlichte Akt des Glaubens veränderte mein Leben vollkommen und machte mich und alles um mich herum neu.»

Seine Mutter hatte darum gebetet, dass zumindest eines ihrer Kinder Pastor werden möge, und bemerkte mit Interesse, wie Donald sich schon als Kind auf einen Hocker stellte und seinen widerstrebenden Brüdern «Predigten» hielt.

Nach der Schulzeit in Dunoon studierte er an der Universität Edinburgh und erhielt 1926 seinen Magister Artium. Die Ausbildung für den geistlichen Dienst absolvierte er in derselben Stadt am New College. Nach einer Predigtstätigkeit in Dauphin Plains in Manitoba, Kanada, nahm er für die Universität von Michigan an archäologischen Forschungen in Libyen teil. Schliesslich wurde er 1932 ordiniert, und sein erstes

dreijähriges Pastorat führte ihn nach Gretna Green, eine kleine Strecke nördlich von Carlisle. Hier war Caskie, der lebenslange Junggeselle, damit beschäftigt, durchgebrannte Paare zu trauen, die die schottischen Gesetze den englischen vorzogen. Damals konnten in Schottland Minderjährige ohne Zustimmung der Eltern heiraten.

1935 wechselte er zur schottischen Gemeinde in Paris. Dieser Umzug nach Paris war es, der ihm schliesslich die Schwierigkeiten mit den Nazis einbrachte, die niemand hatte vorhersehen können.

Eine der Konsequenzen war, dass er von 1943 bis 1944 in sieben verschiedenen Gefängnissen festgehalten wurde. Eines davon war die Villa Lynwood in Nizza. In Friedenszeiten hatte das Anwesen an der herrlichen Küste einer wohlhabenden englischen Dame gehört. Als Caskie sich im Mai 1943 dort aufhielt, hatte es sich in ein Folterhaus verwandelt, umgeben von Stacheldraht. Schwerebewaffnete Männer bewachten sämtliche Eingänge. Nachts liefen scharfe Hunde im Garten frei herum. Von seiner Zelle aus hörte der sanftmütige Pastor Schreie, die ihn extrem belasteten.

Die Kost bestand aus altem Brot und Wasser. In den Putz der Zellenwände waren Namenszüge eingeritzt. Manche stammten von Männern, von denen er wusste, dass sie inzwischen tot waren. Mit seinen langen, ungeschnittenen Fingernägeln ritzte auch er seinen Namen ein und fügte auf Englisch einige Verse aus dem Buch Jesaja hinzu:

Und nun spricht der Herr: Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst; ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du bist mein! Wenn du durch Wasser gehst, will ich bei dir sein, dass dich die Ströme nicht ersäufen sollen; und wenn du ins Feuer gehst, sollst du nicht brennen, und die Flamme soll dich nicht versengen (Jesaja 43,1-2).

Als ihm die Fingernägel und der freie Platz auf dem Putz ausgingen, betete er inständig, der Heilige Geist möge die Worte gebrauchen, um irgendeine erschöpfte Seele zu erquickern, die den Frieden Gottes nötig hatte.

Caskies Nachfolger in derselben Zelle war ein Franzose, Captain Vallet. Aus Angst vor der Folter war Vallet im Begriff, eine seiner Pulsadern aufzuschneiden und sich umzubringen, als sein Blick auf die Inschrift im Putz fiel. Das Wort Gottes sprach zu ihm, beruhigte ihn und rettete sein Leben. Nicht lange danach teilten sich Vallet und Caskie eine Gefängniszelle in San Remo in Italien. Der Soldat erzählte Caskie von den Worten, die seinen Selbstmord verhindert hatten. «Diese Worte werde ich nie wieder vergessen», sagte er. Um es zu beweisen, rezitierte er sie auswendig. Caskies Gebet war erhört worden.

Mitte August wurde der Schotte in Ketten mit dem Zug ins Gefängnis von Fresnes am südlichen Stadtrand von Paris verfrachtet. Die nächste grosse Prüfung war es, sich einem harten Gestapo-»Prozess« in einem Gebäude an der Rue des Saussaies zu stellen, merkwürdigerweise nur ein kurzes Stück von der geschlossenen britischen Botschaft in Paris entfernt. Am 26. November 1943 holten sie ihn aus seiner Zelle. Acht zermürbende Stunden lang wurde er angeklagt, ein Spion, ein Agitator, ein Agent für flüchtige Soldaten und andere Kriegsgefangene zu sein. Sein schlimmstes Verbrechen schliesslich war es, freundlich zu Juden gewesen zu sein. Pierre, einer der Führer, mit denen er während seiner Zeit in der Seemannsmission in Marseille zusammengearbeitet hatte, sagte gegen ihn aus. Auf die Frage, ob er Pierre erkenne, bestätigte Caskie, dass er ihn als einen Doppelagenten vom Range eines Judas Iskariot erkenne. Er wusste schon seit Langem, dass keineswegs alle in der französischen Bevölkerung sich der deutschen Besatzungsmacht widersetzen. Der Ausgang des Prozesses war unvermeidlich. Caskie wurde zum Tode verurteilt.

Vor seiner Hinrichtung fragte er bei der Gefängnisleitung an, ob er einen christlichen Geistlichen sprechen dürfe. Am nächsten Tag kam Pas-

stor Hans Helmut Peters in seine Zelle. Zu Caskies Erstaunen war dieser ein bibelgläubiger Lutheraner. Die beiden Männer stellten fest, dass sie wahrhaft Brüder in Christus waren. Peters las ihm die abschliessenden Verse aus dem achten Kapitel des Römerbriefes vor, betete und feierte in der Zelle das Abendmahl mit ihm.

Peters versprach ihm, alles in seiner Macht Stehende zu tun, um das Todesurteil in eine lebenslange Haftstrafe umwandeln zu lassen. Während der nächsten sieben Wochen in Fresnes rechnete Caskie täglich mit dem Tod. Während dieser Zeit wurden viele Mitgefangene aus ihren Zellen gezerzt und hingerichtet.

Am 7. Januar 1944 erreichte ihn die Nachricht, dass das Todesurteil aufgehoben war. Obwohl wir es nicht sicher wissen können, ist es wahrscheinlich, dass unter denen, bei denen sich Peters für ihn eingesetzt hatte, auch der nazikritische Generalmajor Dr. Hans Speidel war, der Zweitkommandierende unter Feldmarschall Rommel, und möglicherweise auch einige deutsche Offiziere, die später nach dem gescheiterten Attentat auf Hitler im Juli 1944 selbst ihr Leben verloren.

Caskie wurde ins Gefängnis St. Denis in Paris verlegt, wo ihn eine etwas entspanntere Umgebung erwartete. Die Gefangenen hörten dort heimlich BBC. So wussten sie von der Invasion der Alliierten am «D-Day», dem 6. Juni 1944. Viele beteten für deren Gelingen. Fast jeder von ihnen war überzeugt, dass Hitlers Tage gezählt waren. Im August 1944 schliesslich befreiten die siegreichen Alliierten Paris und auch Donald Caskie. Jetzt verlief der Exodus aus Paris in die andere Richtung – auf Deutschland zu.

Obwohl er nun befreit war, wollte Caskie immer noch nicht nach Grossbritannien zurückkehren. Es gab für ihn in Frankreich eine Aufgabe zu erfüllen. Sein erster Weg führte ihn zu Gaston, dem Cafésbesitzer, um zu sehen, ob dieser noch die Schlüssel zu dem Gemeindehaus hatte, aus dem er im Juni 1940 geflohen war. Nach einem aufwühlenden Wiedersehen erhielt er die kostbaren Schlüssel zurück. Das Gemeindehaus stand immer noch so da, wie es 1940 zurückgelassen hatte, staubig, aber an-

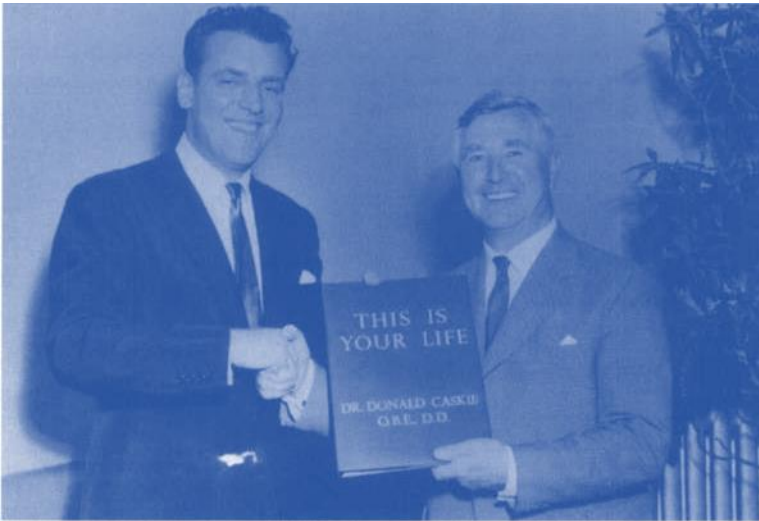
sonsten unbeschadet. Der Topf mit weisser Erika, den er auf einem Tisch hatte stehenlassen, stand noch am selben Ort. Donald Caskie sank schweigend auf die Knie und dankte Gott dafür, dass er ihn durch viele Nöte und Gefahren sicher bis zu diesem besonderen Moment geführt hatte.

Bald darauf setzte sich der britische Geheimdienst mit ihm in Verbindung. Er wurde gebeten, einen bestimmten Gefangenen zu identifizieren. Zu seinem Erstaunen handelte es sich um Harold Cole, den Verräter, der den Krieg zu seinem eigenen Vorteil hatte ausnutzen wollen. Wenig später würde Cole bei dem Versuch, sich den Weg aus seinen Schwierigkeiten freizuschliessen, ums Leben kommen.

Caskie dagegen übernahm neben seiner Predigtstätigkeit in seiner Gemeinde eine Aufgabe als Armeekaplan. Am Tag der Befreiung von den Nazis schrieb er: «Meine Freude kann man sich nur vorstellen; beschreiben lässt sie sich nicht.»

Am ersten Sonntag in Freiheit hielt er einen Gottesdienst, predigte und trat schliesslich aus der Scots Church hinaus auf die Rue Bayard, wo er vom Gefechtsturm eines vorbeifahrenden Panzers aus von einem Soldaten begrüsst wurde, den er drei Jahre zuvor aus Marseille gerettet hatte. Nach diesem fröhlichen Gottesdienst war Caskie vor Überraschung über das Wiedersehen mit seinem alten Freund den Tränen nahe. Er liess alle Zurückhaltung fahren und sprang auf den Panzer, während dieser weiter in Richtung Champs-Élysées rumpelte. In der Augustsonne drängten sich Scharen von Franzosen auf den Strassen, die ihre Befreier überschwänglich willkommen hiessen. Die Nazis waren weg und würden nicht wiederkommen.

Nun begann eine neue Phase in seinem Leben. Donald Caskie war seit 1937 nicht mehr zu Hause gewesen. Als das Jahr 1944 zu Ende ging, wurde er zurück nach Südengland geflogen. Auf dem Flugplatz von Dunsfold in Surrey wurde er von seinen Gefühlen so überwältigt, dass er den Boden küsste und dem Herrn dafür dankte, dass er wieder zu Hause



Donald Caskie (rechts) erhält 1959 am Ende von *This Is Your Life* sein «grosses rotes Buch» von Moderator Camonn Andrews.

war – und das unversehrt. In den BBC-Nachrichten wurde an jenem Abend bekannt gegeben, dass Donald Caskie, der «Tartan Pimpernel», in Grossbritannien eingetroffen war.

Für seine Tätigkeit im Krieg verlieh König George VI. ihm den «Order of the British Empire». Seine alte Universität zeichnete ihn mit dem Doktorgrad für Theologie aus. 1959 trat er in der Fernsehsendung «*This Is Your Life*» auf, wo er Peters und vielen anderen Menschen aus seinem frühen Leben und dem Krieg wiederbegegnete. Am Ende der Sendung wurde ihm ein grosses rotes Buch überreicht, in dem die wichtigsten Ereignisse seines Lebens aufgezeichnet waren. Wer sich dafür interessiert, kann es sich bis heute in der National Library of Scotland in Edinburgh anschauen. Leider musste in den fünfziger Jahren ein Filmprojekt mit dem Schauspieler Richard Todd in der Rolle Caskies wegen finanzieller Schwierigkeiten der britischen Filmindustrie auf Eis gelegt werden.

Bis 1960 setzte er seine Pastorentätigkeit in Paris fort. Danach tat er noch in zwei schottischen Gemeinden Dienst, bis er sich 1968 zur Ruhe setzte. Während seines Ruhestandes wurde er in christlichen Kreisen in Edinburgh sehr bekannt. Derek Prime, der damals dort Pastor war, schrieb für mich ein Porträt über ihn, in dem er sagt: «Donald Caskie war ein liebenswerter Mensch, der in der Stadt sehr bekannt und beliebt war. Manchmal kam er zu den Sonntagabendgottesdiensten in der Kirche, in der ich tätig war. Er schätzte das hohe Gewicht, das wir auf die Evangeliums predigt legten, und brachte dies auch zum Ausdruck.... Unterstreichen möchte ich seine persönliche Herzlichkeit. Ich weiss noch, wie er mich in einem Zug nach Nordschottland entdeckte und sich unbedingt zu mir setzen und sich mit mir unterhalten wollte.»

Caskies Buch *The Tartan Pimpernel* erschien erstmals 1957. Da es ein Tatsachenbericht ist, liest es sich viel aufregender als der lediglich fiktive Roman *The Scarlet Pimpernel* (dt. Ausgabe: *Scarlet Pimpernel. Das scharlachrote Siegel*), auf den der Titel anspielt, und da es von einem Christen geschrieben ist, unterstreicht es die Souveränität des liebenden, fürsorglichen Gottes, auf den Caskie vertraute.²

Im Laufe der späteren Korrespondenz bat der Verfasser Donald Caskie, seine tiefste Grundüberzeugung in einem Satz auszudrücken. Er gab folgende Antwort: «Meine tiefste christliche Überzeugung ist, dass Gott unser Vater ist, dass er seinen Sohn Jesus Christus für uns und zu unserem Heil in die Welt sandte, und dass er, wenn wir an ihn glauben und ihn durch den Glauben in unsere Herzen aufnehmen, uns retten und bewahren, zu seinem Dienst gebrauchen und zu einem Segen für andere machen wird.»

In diesem Glauben starb er 1983 mit 81 Jahren. Sein Grab befindet sich auf dem abgelegenen Church-of-Scotland-Friedhof in Bowmore auf der Insel Islay. Auf dem Grabstein wird zwar erwähnt, dass er als der «Tartan Pimpernel» bekannt war, aber sonst findet sich darauf kein Hin-

weis auf den persönlichen Glauben, der ihn motivierte, oder auf das abenteuerliche Leben, das er im Dienst für andere führte.

Mehr über Donald Caskie

Als ich am 17. August 1972 um elf Uhr im Royal Overseas Club in der Princes Street in Edinburgh mit Dr. Donald Caskie verabredet war, traf er ausser Atem und leicht verspätet ein. Er war mit einem Briefträger «zusammengestossen», der einst als Soldat mit der Fluchthilfeorganisation, die 1940 in Marseille entstand, entkommen war.

Caskie und ich tauschten weiterhin Briefe aus, bis er starb. Seine Briefe reichern die Geschichte, die er in *The Tartan Pimpernel* (Oldbourne Press, 1957) erzählte, mit weiteren Einzelheiten an. Darüber hinaus hatte ich Kontakt zu hinterbliebenen Angehörigen seiner Familie, von denen eine Person einige Fotos ausgraben konnte, die anlässlich der Fernsehsendung «This Is Your Life» aufgenommen worden waren. Leider gibt es von der Sendung selbst keine Aufzeichnung, weil sie live ausgestrahlt wurde. Dr. Wayne Pearce suchte die National Library of Scotland auf und durchforstete das «grosse rote Buch» aus «This Is Your Life» nach Informationen, wie auch alle von Caskie erhaltenen Papiere.

Während meiner Recherchen bekam ich Aufzeichnungen zweier Radiosendungen in die Hände, bei denen Caskie zu Gast war. Es war mir ein Vorrecht, Kopien davon der National Library of Scotland zur Verfügung zu stellen. Aus all diesen Quellen habe ich Informationen entnommen, die nicht in seinem Buch enthalten sind.

Danken möchte ich Pastor Derek Prime dafür, dass er auf meine Bitte hin über Caskie geschrieben hat.

11.

Michiharu Shinya

Aus dem Kriegsgefangenenlager auf die Kanzel

Er stieg die schmale Leiter hinab. Die Tür zum Funkraum stand halb offen. Er schaute hinein. Mehrere Funker sassen reglos auf ihren Plätzen – tot. Am Fuss der Leiter konnte er in den Wachraum sehen. Kerzenlicht beleuchtete das totale Chaos. Manche Männer waren bereits tot; andere lagen im Sterben.



Michiharu Shinya als Leiter des japanischen Bibelseminars, 1978

11.

Michiharu Shinya

Die Nacht vom 12. auf den 13. November 1942 war eine, die Leutnant Michiharu Shinya¹ nie vergessen würde.

Seit fünf Monaten war der 22-jährige Torpedooffizier auf der «Akatsuki», einem Zerstörer der Kaiserlichen Japanischen Marine. Die Seeschlacht von Guadalcanal stand unmittelbar bevor, bei der vierzehn japanische gegen dreizehn amerikanische Schiffe kämpften. Die beiden Kampfverbände fuhren durch die Dunkelheit aufeinander zu. Auf beiden Seiten waren die Nerven der Männer zum Zerreißen gespannt.

Um 1.24 Uhr entdeckte ein mit Radar ausgestatteter amerikanischer Kreuzer den japanischen Verband. Die Schiffe hielten weiter aufeinander zu, wobei natürlich keine Seite zuerst gesehen werden wollte. Die «Akatsuki» fuhr zum Schutz der japanischen Kriegsschiffe voraus.

Um 1.50 Uhr durchbrach der Suchscheinwerfer der «Akatsuki» die Dunkelheit und tauchte einen amerikanischen Kreuzer in sein Licht. Dadurch verriet sie ihre Position. Augenblicklich begannen Geschosse auf die «Akatsuki» einzuhageln. Binnen fünfzehn Minuten sank sie. Nur achtzehn Mann von der über zweihundertköpfigen Besatzung überlebten das Ganze.

Die grauenhafte Seeschlacht, die nun folgte, führte zu einem Verlust von insgesamt acht Schiffen, vielen Hundert Seeleuten auf beiden Seiten und zwei amerikanischen Admiralen.

Auf beiden Seiten waren sich die Männer der entscheidenden Notwendigkeit dieser Schlacht bewusst. Nach Pearl Harbor hatten die Japaner ein «Reich» von Tausenden von Quadratmeilen im Pazifik erobert, das sich fast bis nach Australien erstreckte. Wenn es ihnen gelang, die ansonsten unbedeutende Insel Guadalcanal in ihre Gewalt zu bringen, konnten sie die Nachschubroute von den Vereinigten Staaten nach Australien unterbrechen. Wenn die Alliierten die Japaner je schlagen wollten, musste Australien um jeden Preis verteidigt werden. Grosse Dinge standen auf dem Spiel.

Doch um zwei Uhr dachte Michiharu Shinya nicht mehr an die Eroberung von Guadalcanal. Mit der Explosion der Geschosse kam ein ohrenbetäubender Krach und ein blendender Blitz. Alles zitterte. Durch die Erschütterung wurde er auf den Boden der Brücke geschleudert. Mit Mühe schaffte er es, sich aufzusetzen. Aus einer Wunde an seiner Stirn rann ihm Blut ins rechte Auge. Er stand unter Schock.

Es hatte nur einen Augenblick gedauert, die Grenze zwischen klarem Verstand und einem Zustand des Deliriums zu zerschmettern. Da es stockfinster war, hatte er keine Ahnung vom Ausmass seiner Verletzungen. Er lebte zwar noch, aber er spürte die Nähe des Todes.



Unterleutnant Michiharu Shinya,
1942



Die «Akatsuki»

Plötzlich brüllte der kommandierende Offizier: «Ruder nach Backbord!» Der Befehl wurde gegeben, ohne dass der Offizier bemerkte, dass der Steuermann tot war. Also versuchte Shinya den Befehl auszuführen. Doch die Rudermechanik war zerstört. «Sie reagiert nicht!», rief er zurück. An dieser Stelle kämpfte er sich auf die Beine hoch. Zu seinem Entsetzen waren seine Schuhe verschwunden, und das Blut auf dem Deck tränkte seine Socken. Das schleimige Gefühl widerte ihn an.

Wie alle Schiffe wurde die «Akatsuki» von der Brücke aus gesteuert. Eine einzige Granate hatte das ganze Steuersystem zerstört. Nur einige wenige Offiziere waren noch am Leben. Der Geschützoffizier und seine Männer waren tot. Ebenso waren alle Männer aus der Torpedoabteilung ausgelöscht – mit Ausnahme von Shinya.

Die «Akatsuki» konnte keinen Kurs mehr halten. Instinktiv machte sich Shinya auf den Weg zum Heck, um zu versuchen, das Hilfsruder in Gang zu bringen. Dazu musste er sich durch eine Luke zwängen. Diese war durch die Leiche eines Seemanns versperrt, die er aus dem Weg schaffen musste. Er stieg die schmale Leiter hinab. Die Tür zum Funkraum stand halb offen. Er schaute hinein. Mehrere Funker saßen reglos auf ihren Plätzen – tot. Am Fuss der Leiter konnte er in den Wachraum

sehen. Kerzenlicht beleuchtete das totale Chaos. Manche Männer waren bereits tot; andere lagen im Sterben.

Er schaute nach hinten zum Heck. Aus einem Kesselraum schlugen hellrote Flammen. Die sengende Hitze hinderte ihn daran, noch weiter zu gehen. Ein vorbeikommender Sanitäter bemerkte, dass Shinya durch das Blut, das ihm ins Auge lief, geblendet wurde. Eilends legte er ihm einen behelfsmässigen Verband an. Dann kehrte Shinya zur Brücke zurück. Er kam sich vor wie ein Schlafwandler.

Der Kapitän, der Navigator und Shinya standen auf ihren Posten auf der Brücke. Sie schwiegen. Es hatte keinen Sinn, Befehle zu geben. Es waren keine Männer da, die sie hätten ausführen können. Die Situation war hoffnungslos.

Die an der Schlacht beteiligten Schiffe bewegten sich weiter nach Westen. Die «Akatsuki» lag manövrierunfähig im Wasser. Während sie steuerlos dahintrieb, begann sie sich nach Backbord zu neigen. Die drei auf der Brücke verbliebenen Männer konnten nur hilflos zusehen. Flammen drangen immer näher zu ihnen heran. Da aufrechtes Stehen nicht mehr möglich war, stützten sie sich gegen den Schiffskompass. Die «Akatsuki» sank. Schon hatten sie die Meeresoberfläche fast auf Augenhöhe. Der Moment war gekommen – die drei Männer sprangen von der Brücke ins Meer.

Wasser tretend beobachtete Shinya die letzten Momente der «Akatsuki». So hätten sich die Arbeiter auf der Sasebo-Werft, die sie 1932 gebaut hatten, ihr Ende sicherlich nicht träumen lassen – versenkt von Amerikanern, ein paar Meilen vor der Küste der Insel Guadalcanal, ungefähr dreitausend Meilen von Japan entfernt. Shinya wusste, was als Nächstes passieren würde. Das sinkende Schiff würde die Überlebenden mit in die Tiefe saugen. Es war sinnlos, dagegen anzukämpfen. Der gewaltige Sog zerrte ihn unter Wasser. Seine Lungen schmerzten. Er drohte im Wasser zu ersticken. Es schien eine Ewigkeit zu dauern, bis er wieder an die Oberfläche kam. Als er sich umschaute, konnte er die Köpfe anderer

Überlebender sehen. Er schnappte sich eines der schwimmenden Rundhölzer, die das Schiff für einen solchen Notfall an Bord gehabt hatte.

Indessen tobte die Seeschlacht weiter. Die blauweissen Leuchtraketten, die die amerikanischen Schiffe abfeuerten, lieferten ein beängstigendes Feuerwerk. Geschosse piffen über sie hinweg und zogen ein schauriges, stöhnendes Geräusch hinter sich her. Plötzlich verstummten die grossen Geschütze. Ob die Schlacht vorbei war? Die Dunkelheit und vollkommene Stille war unheimlich. Der einzige Gedanke, der ihm in den Sinn kam, war, zu dem Teil der Insel Guadalcanal zu schwimmen, der noch in den Händen der japanischen Armee war.

Die Pechschwärze der Nacht wich dem Morgenlicht des 13. November. Was vor wenigen Stunden geschehen war, kam ihm wie ein Traum vor. Doch ein Blick in seine Umgebung zeigte ihm, dass es keine Fiktion, sondern bittere Realität war. Ungefähr dreissig oder vierzig Seeleute von der «Akatsuki» trieben um ihn her im Wasser. Shinya versuchte unter ihnen den Kapitän auszumachen, Kommandeur Osamu Takasuka. Es war fruchtlos; er wurde nie wieder gesehen.

Shinya machte sich ein Bild der Lage. Das Meerwasser war lauwarm, und die Sonne brannte ihm erbarmungslos auf den Kopf. Erst jetzt merkte er, dass er vom Kopf abwärts mit Öl bedeckt war. Das Salzwasser brannte ihm in den Augen. Seine Ohren dröhnten. Eine Wunde an seiner rechten Hand hatte eine scheussliche Verfärbung angenommen. Da er Öl verschluckt hatte, reagierte er mit heftigen Durchfallattacken. Ausserdem schwamm er nicht wirklich, sondern lag nur auf dem Rücken. Verzweiflung machte sich in ihm breit.

In der Nähe flog ein von einem Schiff aus gestartetes Wasserflugzeug der Amerikaner vorbei. Er rechnete schon mit dem «Rattat-tat» eines Maschinengewehrs. Doch es blieb aus. Stattdessen musste das Flugzeug seine Position durchgegeben haben, denn nun sah er ein kleines Beiboot

auf sich zukommen. Zu seinem Entsetzen wurde ihm klar, dass er sich nirgends verstecken konnte. Er konnte nicht einmal unter Wasser abtauchen. Das hatte er schon versucht. Jetzt fühlte er sich so hilflos wie eine Maus, die von einer Katze bäugt wurde. Das Beiboot kam näher. Zwei amerikanische Seeleute griffen nach ihm, um ihn hinaufzuziehen. «Nein danke», gab er auf Englisch von sich. Doch so sehr er auch dagegen ankämpfte und sich wehrte, sie hieften ihn an Bord.

So kam Michiharu Shinya in Kriegsgefangenschaft. Er wurde in einem von den Amerikanern kontrollierten Teil von Guadalcanal an Land gebracht und mit anderen Männern von der «Akatsuki» in ein umzäuntes Gelände gesteckt. Während der ersten Tage der Gefangenschaft starben mehrere Männer von dem untergegangenen Zerstörer. Shinya selbst bot einen erbärmlichen Anblick, wie er in seiner ölbesudelten hellbraunen Uniform, mit seinen unbehandelten, offenen Wunden und in völliger Benommenheit und Apathie auf dem Boden lag.

Innerhalb der bewaffneten Streitkräfte Japans galt es damals als eine Schande, in Gefangenschaft zu geraten. Männer wie Shinya waren davon überzeugt, es sei besser, zu sterben, als ein Gefangener zu werden. Als er dort in einem Zelt lag, war er sicher, dass er die medizinische Behandlung nicht verdiente. Ganz im Gegenteil, er glaubte den Tod verdient zu haben. Fliegen umschwirrten seine offenen Wunden. In seinen Ohren wummerte es, und Eiter quoll daraus hervor. Seine geistige Verfassung war noch schlimmer. Es war, als ob eine anklagende Stimme ihm vorwarf, dass er nicht entschlossener gekämpft habe.

Trotz seiner Verwirrung arbeitete sein gestresster Verstand fieberhaft daran, einen Weg zu finden, wie er seine Ehre wiedererlangen könnte. Immer neue Wege liess er sich einfallen, wie er sterben könnte. Manchmal dachte er über die Granate nach, die die anderen Männer auf der Brücke getötet hatte. Warum war er nicht mit ihnen gestorben? Es war doch merkwürdig, dass sogar sein Adjutant, der direkt neben ihm stand,

ums Leben gekommen war. Wie konnte das sein? Als das Schiff dann unterging und den Kapitän, den Navigator und ihn selbst mit in die Tiefe gesogen hatte, warum war nur einer der drei wieder aufgetaucht?

Er beneidete die Toten. In seiner Fantasie malte er sich aus, er hätte eine Pistole und würde sich damit selbst erschiessen. Es bestand ja immer noch die Möglichkeit, dass er seinen Verletzungen erliegen würde. Der Eiter, der aus seinen Ohren kam, gab ihm die Hoffnung, dass irgendetwas Ernstes mit ihm nicht stimmte.

Reglos liess er die Tage verstreichen. Ein Beobachter von aussen hätte vielleicht gesagt, er sehe friedlich aus; doch in seinem Innern tobte ein Sturm.

Michiharu Shinyas nächste Station war Neukaledonien, eine französische Inselkolonie im Pazifik, östlich von Australien – noch weiter von den japanischen Streitkräften entfernt. An Bord des Transportschiffes wurden die Gefangenen zwangsweise unter die Dusche gestellt. So wurde er endlich das Öl von seinem Körper los. Da seine Gedanken immer noch nur ums Sterben kreisten, hatte er so gut wie nichts gegessen. Auf Fragen gab er nur Lügen von sich. Um die Schande seiner Gefangennahme zu verbergen, erfand er einen falschen Namen, Masaharu Kawai. Falls die Nachricht von den Gefangennahmen nach Japan dringen sollte, würde das seine Familie vor der Ausgrenzung bewahren. Tatsächlich informierten die japanischen Behörden seine Familie, er sei im Kampf gefallen.

Shinyas inneres Ringen mit der vermeintlichen «Schande», ein Gefangener zu sein, erklärt sich aus der Indoktrination, die er in jungen Jahren erhalten hatte. Die japanische Regierung, eine Militärdiktatur, stellte den Tod in der Schlacht als eine Ehre dar. Das alles war Teil des bösartigen Systems, das einer ganzen Generation die rassistische Überzeugung eintrichterte, die Japaner seien den dekadenten Europäern und Amerikanern überlegen. Dies wiederum führte zu schrecklichen Gräueltaten an den hilflosen Gefangenen, die den Japanern ins Netz gingen. Fast alle diese

Männer und Frauen wurden mit äusserster Verachtung behandelt und auf widerwärtigste und abscheulichste Weise gefoltert.

In Neukaledonien wurde Shinya zwangsweise in einen Krankenwagen verfrachtet. Ein Arzt in einem Feldlazarett behandelte seine Ohren und verband seine Wunden. Etwa um diese Zeit liess seine Entschlossenheit zu sterben ein wenig nach. Sein Überlebensinstinkt meldete sich zurück. Obwohl er spürte, dass man ihn freundlich behandelte, hegte er immer noch feindselige Gefühle gegen den «Feind» und weigerte sich stur, mit den Leuten zu sprechen oder ihnen zu danken.

Zu Weihnachten 1942 befand er sich immer noch im Lazarett, fühlte sich jedoch schon viel besser. Die Krankenschwestern verteilten Weihnachtsgeschenke, die das australische Rote Kreuz geschickt hatte. Von «Weihnachten» hatte er noch nie gehört, und er hatte keine Ahnung, warum ihm ein köstlich zubereitetes Truthahnfestmahl serviert wurde. Es wurde gefeiert und gesungen, doch in ihm herrschte immer noch der Groll. Er fühlte sich elend dabei, mit natürlicher menschlicher Freundlichkeit behandelt zu werden.

Es wurde Januar 1943. Der Hochsommer auf der Südhälfte brachte einen klaren, strahlenden Himmel, doch die Sonne konnte scheinen, so viel sie wollte; sein düsteres Empfinden der Schande ging davon nicht weg. Ein amerikanischer Offizier informierte ihn, dass er nach Neuseeland verlegt werden würde. Für die Reise dorthin brachte man ihn auf ein Handelsschiff. Unterwegs spekulierte er darüber, wie es in jenem Land wohl sein würde.

In Auckland übergaben die Amerikaner ihn an Wachen von der neuseeländischen Armee. Für die Gefangenen begann nun eine lange Zugreise quer über die Nordinsel. Schliesslich erreichten sie eine Kleinstadt namens Featherston. Unweit davon, östlich der Stadt, war das Kriegsgefangenenlager, das auf einer offenen Ebene errichtet worden war. Als er das Lager betrat, sah eine Schar verdrossener Japaner zu. Shinya erschrak darüber, dass der Feind so viele Gefangene hatte.



Karte der in Shinyas Geschichte erwähnten Orte

Das Lager Featherston beherbergte bereits mindestens vierhundert japanische Insassen, die in Gefangenschaft geraten waren, als sie am Bau des Flugplatzes von Guadalcanal gearbeitet hatten.

Weitere Kriegsgefangene aus der japanischen Armee, Marine und Luftwaffe liessen die Gesamtzahl auf fast achthundert anwachsen. Äusserlich ging alles ruhig zu, doch Shinya fand bald heraus, dass es einen harten Kern gewalttätiger Männer gab, die entschlossen waren, Ärger zu machen. Tatsächlich gab es Pläne für einen Aufruhr.

Am 25. Februar 1943 erreichte die Situation den Siedepunkt. Ein Warnschuss wurde abgegeben, als 250 Japaner wütend wurden und anfangen, mit Steinen zu werfen. Die bewaffnete Wache von etwa dreissig Mann eröffnete das Feuer, als die aufgebrachten Japaner auf sie zustürmten. Als die Schüsse verhallten, waren 48 Japaner tot und 74 verwundet. Ein Neuseeländer wurde von einem Querschläger getroffen und getötet. Shinya, der sich in einem anderen Teil des Lagers befand, hörte die Schüsse, konnte aber nichts tun.

Selbst nach einem solchen Vorfall kehrte im Lager Featherston bald wieder öde Monotonie ein. Die verletzten Japaner wurden im Lazarett gut behandelt. Die Mehrzahl von ihnen gab den Gedanken an weiteren Widerstand auf. Für Shinya gab es nichts zu tun, als drei Mahlzeiten täglich zu essen, zu rauchen und Karten zu spielen. Die Langeweile in der Lagerroutine verschaffte ihm Zeit zum Nachdenken. Wie es wohl seinen Angehörigen ging? In Gedanken stellte er sich vor, wie sein Vater, ein Beamter bei den Wasserwerken der Stadt Tokio, jeden Tag zur Arbeit ging. Er dachte auch an seine beiden älteren Schwestern und seinen jüngeren Bruder. Was sie wohl gerade taten?

In Gedanken liess er sein bisheriges Leben Revue passieren. 1920 geboren, hatte er sich schon immer für das Meer und für Schiffe begeistert, seit er ein kleiner Junge gewesen war. Nach der Schule war er sofort in die japanische Marineakademie in Etajima eingetreten (1937-1940). In der Marine stieg er rasch auf. Seine ersten Seeschlachten bei den Aleuten, Malaya und Sumatra waren leichte Siege für die Japaner. Die Leichtigkeit dieser frühen Triumphe hatte ihn dazu gebracht, Schlachten mit grosser Unbekümmertheit entgegenzusehen. All das endete, als sein

Schiff, die «Akatsuki», versenkt wurde und er sich in diesem langweiligen Lager in Featherston wiederfand.

Kurz nach dem Aufruhr stattete Dr. Bossard, der Schweizer Delegierte des Internationalen Roten Kreuzes, dem Lager während einer Inspektionsstour einen Besuch ab. In seinem Bericht erwähnte er, er sei überrascht gewesen, von einigen japanischen Gefangenen die Bitte «um geistlichen Rat im Zusammenhang mit dem christlichen Glauben» gehört zu haben. Dr. Bossard fügte hinzu: «Diese Männer sind keine Christen, aber sie wollen unsere Lebensweise verstehen.»

Im Mai 1943 gelangte diese ungewöhnliche Bitte auf den Schreibtisch des Obersts, der für die neuseeländischen Streitkräfte in dem Gebiet verantwortlich war. Der Oberst schrieb daraufhin einen Brief an den Reverend Hessel Troughton, dessen presbyterianische Gemeinde sich in der Nähe befand. Zuvor hatte der Oberst «seine Hausaufgaben gemacht»: Er hatte herausgefunden, dass der damals 27-jährige Troughton mit der Central Japan Pioneer Mission 1934 als Missionar nach Japan gegangen war. Spannungen innerhalb Japans hatten später dazu geführt, dass er von der dortigen Militärpolizei beschattet und schikaniert wurde. Im Dezember 1939 hatten Troughton und seine Frau Alison Japan verlassen und waren in die Gemeindegemeinschaft in ihrer Heimat Neuseeland zurückgekehrt.

Im Lager Featherston hörte Shinya die Neuigkeit: Es war ein Militärgeistlicher berufen worden, der Japanisch konnte. Shinya stand auf dem in Japan üblichen Standpunkt, das Christentum sei eine europäisch-amerikanische Religion: «Für mich stand absolut fest, dass ich, auch wenn dieser Kaplan kommen würde, mit dem Christentum nichts zu schaffen haben würde.» Shinya war als Buddhist aufgewachsen, wenn seine Familie auch die religiösen Bräuche nicht streng einhielt. Wenn er überhaupt an irgendetwas glaubte, dann an die Rechtmässigkeit der japanischen Militärregierung und der Kriege, die sie angezettelt hatte.

Im August 1943, im tiefsten dortigen Winter, begann Captain Troughton damit, im Lager wöchentliche Versammlungen abzuhalten. Er brachte eine japanische Bibel mit, die er in der Aufenthaltshütte liegen liess. Unter den japanischen Offizieren herrschte Verachtung gegenüber denjenigen, die an den Bibelstunden teilnahmen. Shinya war einer von den Kritikern. Er schrieb: «Ich wollte mir nicht von einem blauäugigen, rothaarigen ausländischen Missionar vorschreiben lassen, was ich zu denken hatte.»

Auch Keith Robertson, ein Dolmetscher für die Offiziere in Featherston, hatte kirchliche Missionsarbeit in Japan betrieben. Er brachte mehrere Dutzend Bücher auf Japanisch mit, die eine Vielzahl von Themen behandelten. Shinya schaute sie sich an. Eines davon erregte seine Aufmerksamkeit. Es war ein Artikel mit dem Titel «Trauer im Sieg» von Roka Tukotomi. Hauptsächlich, um seine Zeit auszufüllen, las er ihn. Es war der Text einer Ansprache vor japanischen Oberschülern kurz nach dem japanischen Sieg über das zaristische Russland 1905. Im Wesentlichen ging es in dem Text darum, dass die Verehrung der Stärke und der letztendliche Wert des Krieges infrage gestellt wurden. Roka drängte die Schüler, sich Gedanken über geistliche Dinge zu machen, denn das Leben sei kurz. Der letzte Absatz lautete: «Meine Herren, diejenigen, die mit dem Geist leben, werden niemals sterben. Bevor ich von diesem Podium steige, möchte ich schliessen, indem ich die Worte eines hebräischen Propheten zitiere:



Pastor Hessel Troughton in der Uniform eines neuseeländischen Militärkaplans

pheten zitiere: «Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, dass sie auffahren mit Flügeln wie Adler, dass sie laufen und nicht matt werden, dass sie wandeln und nicht müde werden.»

Dieser Artikel erwies sich als Wendepunkt. Wie von Roka vorgeschlagen, entschloss sich Shinya, nach der Wahrheit zu suchen. Was den letzten Satz betraf, das Zitat des hebräischen Propheten, so schrieb Shinya später darüber: «Er brannte ein Zeichen tief in mein Herz und hatte die Macht, meinen Geist anzuziehen.»

Inzwischen war es September 1943. Shynyas erster Vorsatz war es, die Worte ausfindig zu machen, die Roka zitiert hatte. Er vermutete, dass sie wahrscheinlich im Alten Testament zu finden sein würden. Das bedeutete, dass er wohl doch auf Padre Troughtons Bibel würde zurückgreifen müssen. Da er reichlich Zeit hatte, beschloss er, zumindest so lange darin zu lesen, bis er die Worte des hebräischen Propheten gefunden hatte. Also fing er mit der ersten Seite des ersten Buches Mose an und arbeitete sich dann durch das zweite und dritte Buch Mose und so weiter durch die Bibel voran.

Mit der Lektüre betrat er eine neue Welt – die Welt der Bibel. Während andere Männer Obst und Gemüse anbauten, las Shinya die Bibel. Er las die Bücher Samuel, Könige, Hiob und die Psalmen. Immer noch keine Spur von den Worten, die Roka zitiert hatte.

Am 13. November 1943 war er seit einem vollen Jahr in Gefangenschaft. Dr. Bossard hatte arrangiert, dass die auf Japanisch gedruckte «Hawaii Times» nach Featherston geliefert wurde. Zeitschriften wie «Life» waren erlaubt, und lokale Zeitungen wurden eingeschmuggelt. Infolgedessen waren den Gefangenen die letzten Neuigkeiten bekannt. Als die Position der alliierten Streitkräfte stärker wurde, wurde die Lageraufsicht toleranter. Und während überall auf der Welt der Krieg tobte, setzte Shinya seine Suche fort. Schliesslich kam er zu einem Propheten namens Jesaja. «Es war das erste Mal in meinem Leben, dass mir ein solches Buch oder eine Schrift von solch herrlicher Kraft begegnete. Dann las ich das Kapitel vierzig, und ganz am Ende fand ich jene Worte, auf die ich aus gewesen war»:

... aber die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, dass sie auffahren mit Flügeln wie Adler, dass sie laufen und nicht matt werden, dass sie wandeln und nicht müde werden.

Jesaja 40,31

Dies waren die Worte, die ihn zur Bibel geführt hatten; aber wohin würde ihn die Bibel führen? Später bemerkte er: «Niemand vergisst je die ersten Worte aus der Bibel, die er kennengelernt hat. Solange ich lebe, werde ich nie den Text vergessen, der mich zu ihr geführt hat.» Angetrieben von seiner Entdeckung, las er das Alte Testament zu Ende und ging dann zum Neuen Testament über.

Es wurde Weihnachten 1943. Auf der Südhalbkugel war das Frühjahr in den Sommer übergegangen. Padre Troughton und andere brachten Geschenke mit, und es gab reichlich Eiscrème. Die Neuseeländer wirkten fröhlich. Doch für Shinya hörten sich die Scherze und das Gelächter hohl an. Die Kriegsnachrichten waren schlecht. Wenn er nachts aus seiner Hütte trat, um die Herrlichkeit der Sterne am pechschwarzen Himmel zu betrachten, erschienen ihm die Angelegenheiten der Menschen ganz und gar banal im Vergleich mit der Unermesslichkeit des Universums über ihm. Gefangen an diesem abgeschiedenen Ort, fühlte er sich von der wirklichen Welt abgeschnitten. Er war ein Geschöpf fernab vom Lauf der Ereignisse. Die Schafe, die auf der anderen Seite des Stacheldrahtes friedlich grasten, waren freier als er.

Als das Jahr 1944 anbrach, liess er in seiner Bibellektüre nach. Mit eifriger Wissbegier hatte er angefangen. Nun war er ein wenig müde, und alles Lesen bereitete ihm Mühe. Teile der Bibel waren schwer zu verstehen. Die Wundergeschichten waren für die menschliche Vernunft ungreiflich. Er gab es auf und spielte lieber Billard.

Im März und April 1944 kam der Herbst. Als festgestellt wurde, dass Shinya an Malaria litt, wurde er ins Lazarett verlegt und mit Chinin behandelt. Eine Woche später besuchte ihn sein Freund Unterleutnant Hira-hashii und brachte ihm Lesestoff mit. Darunter war auch ein Büchlein mit dem Titel *The Reason Why*. Robert Laidlaw, der Besitzer des grössten Kaufhauses in Neuseeland, hatte diese einfache Anleitung, wie man Christ wird, verfasst; ursprünglich, um seinen Angestellten seine Überzeugungen zu erklären. Im Lauf der Zeit wurden davon 33 Millionen Exemplare in dreissig verschiedenen Sprachen gedruckt. Für Shinya war es eine Herausforderung. Er schrieb: «Ich wurde bis an die Schwelle getrieben, entweder an Jesus Christus zu glauben oder nicht an ihn zu glauben.»

Zuvor hatte er das Neue Testament ohne Glauben gelesen. Jetzt war es anders. Im Herzen und im Verstand war er davon überzeugt, dass nur der Glaube an einen absoluten Gott dem ansonsten sinnlosen menschlichen Dasein einen Sinn geben konnte. Seine geistlichen Kämpfe bezogen sich alle auf die Übergabe seines Lebens an Jesus Christus. Das Evangelium verlangte Busse und Glauben, doch sein Ego, sein Ich, sein Stolz hinderten ihn daran, sich noch einmal zu ergeben und sein Leben in die Hände Jesu Christi zu legen.

Eines Tages besuchte ihn Padre Troughton. Bis dahin hatte Shinya sich nicht zu oft dabei sehen lassen wollen, dass er mit ihm redete. Der Kaplan hatte die richtigen Worte für die Situation. «Er sprach kurz über die Errettung durch Jesus Christus. Seine Stimme war leise, aber voll starker Überzeugung, und ich spürte eine Vollmacht, der ich mich nur schwerlich widersetzen konnte. Es war nicht nur der Padre, der da sprach, sondern mehr noch empfand ich es so, als ob durch den Padre Jesus Christus lebendig wurde und anfang, direkt zu mir zu sprechen.»

Seine Malaria konnte erfolgreich behandelt werden. Nach zwei Wochen wurde er aus dem Lazarett entlassen. Einige Tage später, am 12. Mai 1944, fand auf dem Lagergelände eine Bibelstunde statt. Von die-

sem Tag an begann der nun 24-jährige Michiharu Shinya regelmässig an diesen Versammlungen teilzunehmen. Er schrieb darüber:

Dieser Tag wurde ein Meilenstein für mich, denn ich kam zu dem Schluss, dass der Weg Jesu Christi mein Lebensweg war, und ich entschied mich, ihm zu folgen. An dem Ablauf der Versammlung selbst war gar nichts Besonderes, aber mir war, als ob eine schwere Last von meinen Schultern abgefallen wäre, und ich spürte eine unbeschreibliche Freude in mir.

Nun herrschte in meinem Leben vollkommene Freiheit. Dort im Lager mit seinen offenkundigen Beschränkungen und dem Mangel an Freiheit fing ich jetzt an, durch den Glauben an Jesus Christus völlige Freiheit zu erleben. Man könnte sagen, dass nur die äusseren Schranken des Gefangenenlagers die Möglichkeit für wahre innere Freiheit schufen. Auf diese Weise verwandelte sich ein Kriegsgefangenenlager in ein einzigartiges Paradies auf Erden. Das ist keine Übertreibung. Ein völlig neues Leben eröffnete sich dort.

Fünf Monate nach jenem epochalen Tag, der mein Leben scharf in zwei Teile schied, wurden einige von uns von Padre Troughton getauft [am 6. Oktober 1944]. Ich weiss noch genau, wie der Padre Wasser in eine rot lackierte Holzschale füllte, die er aus Japan mitgebracht hatte, und wie er, nachdem er einige Worte gesagt hatte, seine Hand in das Wasser tauchte und mir diese Hand auf den Kopf legte. Ich war froh, dass ich dadurch eindeutig als einer von denen gekennzeichnet war, die zu Christus gehörten. Nun, da ich vor allen

Männern deutlich gekennzeichnet war, hatte ich das Gefühl, dass nichts mich mehr würde zurückziehen können.

Danach fand die Feier der Heiligen Kommunion statt. Es war das erste Mal, dass ich an dieser Zeremonie teilnahm, die daraus bestand, dass man ein fein geschnittenes Stück Brot ass und eine winzige Menge Wein trank.

Ich stand nun nicht mehr unter dem Bann jenes schönen Wortes «Patriotismus». Wie unwissend und blind wir Japaner doch bis jetzt gewesen waren! Ich selbst hatte Japan über alle Massen geliebt. In mir hatte ein Feureifer gebrannt, meine Liebe auf irgendeine Weise zu zeigen. Eben aus diesem Grund hatte ich mich bei der Marineakademie eingeschrieben; in der Hoffnung auf eine Chance, mein Bestes für mein Land zu tun. Mein Patriotismus und der vieler anderer hatte sich in dünkelfaften und völlig fehlgeleiteten Überzeugungen ausgedrückt. Wir hatten geglaubt, Japan sei das unzerstörbare und unbesiegbare Land der Götter, der Kaiser sei ein als Mensch gegenwärtiger Gott und Japan sei der Mittelpunkt des Universums. Ich hatte viel zu lange gebraucht, um zu erkennen, dass diese Dinge Irrtümer waren.

Es hätte kaum einen grösseren Kontrast geben können. Ausserhalb des Lagers Featherston war die Welt im Aufruhr. Drinnen dagegen trafen Shinya und einige andere Offiziere sich wöchentlich zum Bibelstudium. Die Gruppe versammelte sich mit ihren Büchern und ihrem Schreibpapier rund um die Tischtennisplatte, sang gemeinsam Choräle und hörte den Bibelauslegungen des Padre zu. Shinya erinnerte sich daran, dass Troughton oft sagte: «Wenn ein Mensch gerettet ist, sollte er das auch an andere weitergeben.» Die Stimme des Padres war nie fern von seinem inneren Ohr. Shinya akzeptierte, dass der Glaube, der ihm geschenkt



Die Gruppe, die sich unter der Leitung von Captain Troughton zum Bibelstudium traf.
Michiharu Shinya ist der Zweite von links in der vorderen Reihe.

worden war, ihm innere Freude und die Gewissheit der Vergebung seiner Sünden durch das Kreuz Jesu Christi verschafft hatte. Er hatte nun eine persönliche Beziehung zu Gott selbst, die auch den Tod überdauern würde. Es brauchte nicht viel, ihm klarzumachen, wie wichtig es war, davon Zeugnis abzulegen.

Shinya verfügte über gute Englischkenntnisse, die er sich auf der Mittelschule und auf der Marineakademie Etajima angeeignet hatte. Nachdem er im Stillen darüber gebetet hatte, wie er ein Zeuge sein könnte, beschloss er, ein Buch aus dem Japanischen ins Englische zu übersetzen. Toyohiko Kagawas Buch *Christus und Japan* stand zur Verfügung, und so machte er sich an die Übersetzungsarbeit. Dann brachte er seine Übersetzung so weit in Umlauf, wie er konnte.

Die christlichen japanischen Offiziere baten Troughton um ein tiefergehendes Bibelstudium, um die Botschaft der Bibel auf systematische,

zusammenhängende Weise verstehen zu können. Daraufhin beschaffte er sich ein geeignetes Studienbuch vom Bible College of New Zealand. Die anderen Offiziere wählten Shinya als ihren Leiter. Er wurde gebeten, jede Lektion zu übersetzen und eine Einführung über ihren Inhalt zu geben. Offensichtlich waren seine intellektuellen Führungsqualitäten seinen Kameraden nicht verborgen geblieben.

Weihnachten 1944 war sein zweites Weihnachtsfest in Featherston und sein drittes in Gefangenschaft. Die Gefangenen erhielten Weihnachtsgrüsse von Mitgliedern der Gemeinde Troughtons. Mrs. Troughton schickte einen Kuchen. All dies erinnerte sie daran, dass der Mann, den sie als Militärgeistlichen kannten, noch einen ganz anderen Arbeitsbereich in seiner Ortsgemeinde hatte, der hohe Anforderungen stellte und seine volle Zeit in Anspruch nahm. Es war ein heisser Tag, und wieder hatten sie Eiscrème bekommen. Doch von allen Geschenken, die Shinya erhielt, war ihm am kostbarsten die «grenzenlose und tiefe Gnade und der Friede Gottes im Herrn Jesus Christus».

Mit dem neuen Jahr begann für ihn eine neue selbst gestellte Aufgabe. Einer der Wachsoldaten, der ebenfalls Christ war, liess Shinya ein Buch des Schotten Henry Drummond mit dem Titel *The Greatest Thing in the World* (neuester dt. Titel: *Die Liebe aber ist die Grösste*). Eines Tages, während er damit beschäftigt war, es ins Japanische zu übersetzen, erfüllte plötzlich der Klang von Sirenen und Glocken die Luft. Hitler war besiegt. Für die Neuseeländer in der Umgebung war dies ein Anlass zu ausgelassenem Feiern, wie sich denken lässt.

Dr. Bossard vom Roten Kreuz setzte sich dafür ein, dass die Gefangenen nun einmal alle vierzehn Tage einen Film sehen durften. Einer der Filme, die Shinya sah, handelte von britischen Universitätsstädten wie Edinburgh und Cambridge. Er verspürte einen brennenden Drang danach, mehr zu lernen. Es lockte ihn, sich in die Welt der Gelehrsamkeit zu begeben, sobald der Krieg zu Ende ging.

Am 15. August 1945 ertönte wieder der jubelnde Klang der Sirenen. Die Alliierten hatten definitiv gesiegt. Der Krieg im Pazifik war vorüber. Die japanische Militärjunta hatte kapituliert. Nun konnte die Welt anfangen, wieder zum Leben zurückzukehren.

Shinya notierte über seine Pläne: «Ich hatte den grossen Wunsch, die Bibel zu studieren und, wenn möglich, mich an einer theologischen Hochschule einzuschreiben ... aus meiner Sicht konnte es für mich nun keinen anderen Weg im Leben mehr geben. Der Grund war, dass ich nur zu gut verstand, dass es keinen Wert für mich haben würde, auf irgendeine andere Weise zu leben, wenn ich nicht für Jesus Christus und für ihn allein leben könnte.»

Besonders stark zog es ihn zum Alten Testament. Es war der erste Teil der Bibel, den er gelesen hatte. Nun las er ihn noch einmal. Eine Sache, die tiefen Eindruck auf ihn machte, war die Erklärung der Geschichte: «Was ich dort sah, war eine Darstellung der Kämpfe der Menschheit, ihrer unaufhörlichen Kriege. Die Menschheitsgeschichte ist gewiss keine Geschichte des Friedens. Allein von dieser Erkenntnis her sollte jede optimistische Sicht auf die Menschheit korrigiert werden. Das Alte Testament macht eine tiefere Wahrheit sichtbar. Ich begriff, dass die Ursache dieser Kriege in der Beziehung zwischen dem Menschen und Gott zu suchen war. Alles dreht sich immer wieder um die Tatsache, dass die Menschheit den lebendigen und wahren Gott nicht kennt. Es herrscht ein Zustand der Rebellion gegen Gott. Mit anderen Worten, die Realität der menschlichen Sünde ist die Ursache der Kriege. Ich hatte das Gefühl, als wäre mir das grundlegende Problem der Menschheit vor Augen geführt worden. Was uns bislang als Geschichte gelehrt worden war, war im Wesentlichen nicht mehr als eine Geschichte der Regierungen und ein Herunterleiern historischer Ereignisse. Das Problem lag aber tiefer, in den Menschen selbst. So wurde mir das Alte Testament sehr vertraut und lieb. Es schlug eine Brücke über die Kluft der Jahrhunderte.» Seine



Die Gefangenen verlassen am 30. Dezember 1945 das Lager Featherston in Richtung Japan.

Überzeugung war es, dass die alttestamentlichen Propheten auf das Kommen Christi hinwiesen.

Shinya, der stets ein gründlich nachdenkender Mensch war, wollte wissen, warum nur einige wenige seiner japanischen Landsleute Christen wurden. Mit ihren intellektuellen Fähigkeiten hatte es offensichtlich nichts zu tun, denn auch der ungebildetste Mensch ist in der Lage, einen schlichten Glauben an Christus zu praktizieren.

Einer der Aspekte des biblischen Glaubens, der die Männer am meisten abstieß, war die unumwundene Behauptung, alle Menschen seien Sünder und bedürften der Erlösung. Viele der Gefangenen waren ausgesprochen empört, als sie erfuhren, dass die Bibel sie als Sünder bezeichnete. Shinya schrieb: «Die Leute hängen an einem irrigen übermässigen Vertrauen auf die menschliche Natur und an ihrem eigenen Stolz. Wenn wir erkennen, wie tief verwurzelt und störrisch dies ist, sehen wir, wie schwer es für Menschen ist, einen auf die Bibel gegründeten Glauben anzunehmen.»

In dieser Hinsicht unterschieden sich die Gefangenen in ihrer Reaktion eigentlich kaum von den meisten Menschen, die das Evangelium hören. Bis zum Ende kam nur eine Handvoll Männer zum Glauben an Christus. Die Mehrzahl glaubte nicht daran, dass sie in Gottes Augen Sünder seien, und zogen ihren eigenen Weg dem Weg Christi und der Bibel vor.

Am 30. Dezember 1945 verliessen die Gefangenen Featherston und traten die erste Etappe ihrer Heimreise an. Bis zum Ende konnte die christliche Gruppe ihre wöchentlichen Treffen mit Padre Troughton aufrechterhalten.

Etwas über drei Jahre waren vergangen, seit die «Akatsuki» gesunken war. Shinya trauerte zwar über das Grauen des Krieges, doch er war froh, mit der Welt der Bibel in Kontakt gekommen zu sein. Er war von dem Evangelium vom Kreuz Christi berührt worden: «Ich empfand nur tiefe Dankbarkeit gegenüber Gottes grenzenloser Gnade und Liebe, die sich im Kreuz Christi zeigt. ... Mir waren die Freiheit von der Schuld der Sünde und eine persönliche Beziehung zu Gott durch Busse und Glauben an Christus geschenkt worden. Ich war geistlich wiedergeboren worden.»

Troughton bereitete ihnen in Wellington einen fröhlichen Abschied und schlug ihnen vor, auf dem Schiff Psalm 27 zu lesen. Die erste Etappe der Reise führte sie nach Guadalcanal. Jener Anlaufhafen rief eine Flut verschiedenster Erinnerungen hervor.

Zwei Monate später, am 3. Februar 1946, inzwischen 25 Jahre alt, traf Shinya wieder in seinem Geburtsland ein. Ob seine Familie die Bombardements überlebt hatte? War er jetzt an der Reihe zu trauern? Glücklicherweise hatten alle überlebt, aber für ihn hatten sie die Beerdigungsriten gesprochen! Es war wie die Heimkehr eines Geistes. Der japanische Seemann, der aus Scham einen falschen Namen genannt hatte, war mit einem neuen Leben, einem neuen Glauben und einer neuen Vision zurückgekehrt. Er wurde voller Freude willkommen geheissen und war be-

sonders erleichtert darüber, dass keiner von seiner Familie sich wegen seiner Bekehrung zum Christentum ihm gegenüber feindselig zeigte.

Als Shinya die Ruinen seines Landes betrachtete, wurde ihm klar, dass seine Kriegserlebnisse nichts an seiner Liebe zu Japan geändert hatten. Doch von nun an würde diese Liebe weiser und niemals mehr gedankenlos sein.

Nun kam der grosse Test. Würden die Einflüsse aus dem Kriegsgefangenenlager verblassen, wenn er sich nun in das Leben im Japan der Nachkriegszeit hineinfand? Oder würde er an seiner geistlichen Vision festhalten?

Zwei Monate nach seiner Rückkehr bot sich ihm die Möglichkeit, sich an dem neu gegründeten Japanischen Bibelseminar in Tokio einzuschreiben. Es folgten drei Jahre Studium. 1949 war nicht nur das Jahr seines Studienabschlusses, sondern auch seiner Hochzeit mit Junko. Später bekamen sie zwei Söhne und eine Tochter. Dann diente er vier Jahre lang als Pastor einer Gemeinde in Kanuma in der Präfektur Tochigi.

Zusätzlich zur beständigen Routine des Predigens und der Pastorenarbeit schrieb er eine Artikelserie unter dem Titel «Von einem Zerstörer auf die Kanzel». Diese bildete dann die Grundlage für sein zeugnishaftes Buch *Beyond Death and Dishonour*. Die Idee zu diesem Buch geht zurück auf Shinyas Zeit als junger Theologiestudent nach dem Krieg. Er musste Griechisch lernen, um das Neue Testament in seiner Originalsprache richtig verstehen zu können. Bei einer Gelegenheit erwähnte sein Griechischlehrer, Toshiro Suzuki, wie Pastor Martin Niemöller in seiner Lebensgeschichte davon berichtet hatte, wie er während seiner Marinezeit ein deutsches U-Boot befehligt hatte. Dadurch kam Shinya auf die Idee, eines Tages seine eigene Geschichte niederzuschreiben.

Nachdem er eine Aufnahmeprüfung abgelegt hatte, bekam er die Möglichkeit, in den Vereinigten Staaten zu studieren. Nach vier Jahren am McCormick Theological Seminary in Chicago machte er seinen Ab-

schluss als Master of Theology. Während er sich in Chicago aufhielt, predigte er oft in dortigen japanischen presbyterianischen Gemeinden.

Im April 1958 kehrte Shinya aus Amerika zurück, um am Japanischen Bibelseminar als Professor für Altes Testament zu arbeiten. Dies war eine sehr wirksame Position, in der er junge Männer für den christlichen Dienst schulen konnte. 1973 erhielt er eine weitere Anerkennung für seine Fähigkeiten, als er zum Rektor des Seminars berufen wurde. Gleichzeitig war er Pastor der Akebono-Gemeinde im Westen Tokios. Er veröffentlichte Kommentare zu den alttestamentlichen Büchern 5. Mose und den Chroniken und übersetzte darüber hinaus weitere christliche Bücher ins Japanische. Von seiner Stellung als Rektor trat er 1987 mit 67 Jahren zurück. Aus dem Gemeindedienst schied er erst im März 1996 mit 76 Jahren aus.

1980 besuchte er die inzwischen verfallene Stätte des Gefangenenslagers Featherston. Das neuseeländische Fernsehen produzierte eine Sendung über ihn, in deren Verlauf er sagte: «Das erste Mal kam ich als Kriegsgefangener nach Neuseeland. Diesmal komme ich als ein Gefangener Jesu Christi.»

1992 lud Robert D. Ballard, der Unterwasserforscher, der die Überreste der Titanic fand, Shinya ein, sich an der Suche nach gesunkenen Schiffen in den Gewässern um Guadalcanal zu beteiligen. Fast achtzig Wracks liegen in diesem Gebiet. Deswegen ist das frühere Seeschlachtgebiet, in dem die «Akatsuki» heute liegt, auf manchen Karten als «Iron Bottom Sound» eingezeichnet. Das danach entstandene Buch *The Lost Ships of Guadalcanal* (dt. Titel: *Versenkt im Pazifik*) ist die Aufzeichnung über diese Expedition. Viele Schiffe, die in den Schlachten um Guadalcanal verloren gingen, wurden gefunden, nicht aber die «Akatsuki».

In der 2001 erschienenen Neuausgabe von *Beyond Death and Dishonour* fügte Shinya eine persönliche Stellungnahme ein, die er «Epilog für die Verwundeten» nannte. Darin zollt er Tribut für die gute Behandlung, die die japanischen Gefangenen durch die Alliierten erfuhren.



Herr und Frau Shinya in
Yokohama, 2000

Demgegenüber bittet er um Entschuldigung für die reichlich dokumentierten Gräueltaten, die seine Landsleute an den Gefangenen Japans verübten.

Über sechzig Jahre nach ihrem Untergang hat Shinya noch heute ein detailgetreues Modell der «Akatsuki» in seinem Wohnzimmer. Er verlor nie den Kontakt zu seinen Marinefreunden aus der Kriegszeit oder zu den Neuseeländern, denen er so viel verdankt.

Als er 84 war, stellte ihm der Verfasser per E-Mail folgende

Frage: «Welches ist das wichtigste Ereignis in Ihrem langen Leben?» Darauf antwortete er: «Für mich war das Erlebnis meiner Bekehrung und Neugeburt in Jesus Christus während meiner Kriegsgefangenschaft in Featherston so stark, dass ich mein ganzes Leben dem Dienst für ihn weihen wollte.»

Auf die Frage, ob ihm die Bibel immer noch genauso wichtig sei, wie sie es in Featherston gewesen war, erwiderte Michiharu Shinya: «Jeden Morgen lese ich drei Kapitel aus unterschiedlichen Teilen der Bibel, und jedes Jahr lese ich das ganze Buch durch.»

Mehr über Michiharu Shinya

Zum ersten Mal hörte ich 1980 von Michiharu Shinya. Er hatte gerade das Kriegsgefangenenlager Featherston aufgesucht, und in «Word in Action», der Zeitung der Bible Society, stand in der Herbstaussgabe 1980 ein Bericht über dieses Ereignis.

Sein Buch *The Path from Guadalcanal* (erstmalig erschienen 1979), wurde mir 1982 von seinem Übersetzer Eric Thompson zur Verfügung gestellt. Thompson, der Japanisch konnte, war Wachsoldat in Featherston gewesen. Eric Thompsons Übersetzung wurde nicht gut vermarktet, so dass er auf vielen Exemplaren sitzenblieb. Der Verlag Castle Publishing in Auckland, Neuseeland, brachte die Geschichte neu unter dem Titel *Beyond Death and Dishonour* heraus. Kay Wall überarbeitete den Text und brachte ihn in ein zeitgemässeres Englisch.

Dank schulde ich Andrew Killick, der mir Herrn Shinyas E-Mail-Adresse zur Verfügung stellte. Dies führte zu unzähligen E-Mails von dem 85-jährigen Shinya, dessen Gehirn immer noch so wach ist wie eh und je. Mit den zusätzlichen Informationen, die Herr Shinya mir gab, erwacht seine Geschichte wirklich zum Leben.

Mrs. Doreen Payne stellte mir Informationen und ein Foto ihres Vaters Hessel Troughton zur Verfügung. Hiermit sage ich ihr Dank für ihre Hilfe.

Pastor Hessel Troughtons presbyterianischer Hintergrund hatte wahrscheinlich einen tiefen Einfluss auf Michiharu Shinya. In einer E-Mail an den Verfasser nennt Shinya seine Grundüberzeugungen «presbyterianisch», und in einem Interview, das in Neuseeland auf gezeichnet wurde, beschreibt er seine Bekehrung und sein christliches Leben auf eine vollkommen auf Gott bezogene Weise, die den theologischen Überzeugungen entspricht, die seinem Buch zugrunde liegen.

Meine Hoffnung ist, dass meine Leser das Buch *Beyond Death and Dishonour* selbst lesen wollen. Es ist ein auf allen Ebenen herausragendes Buch und gehört zu den ganz wenigen Lebenserinnerungen, die von einem japanischen Veteranen verfasst wurden.

12.

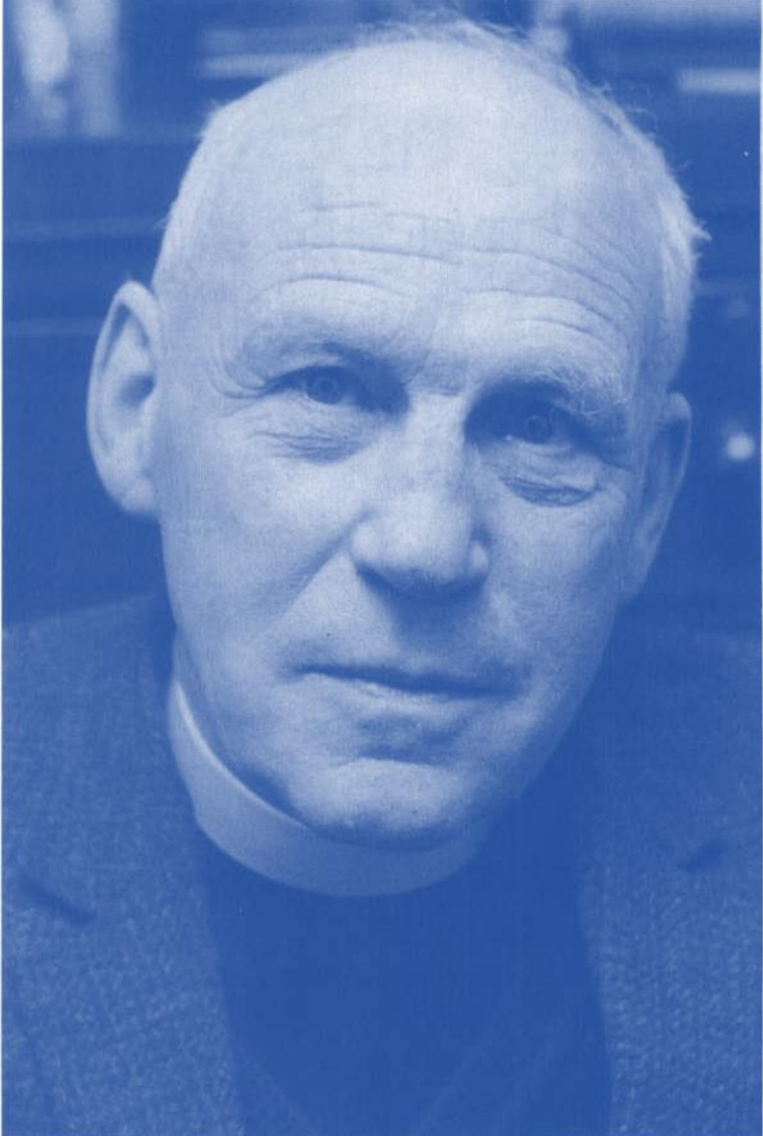
Werner Simonson

Deutscher Richter und anglikanischer Geistlicher

In dem Moment, als die Nazis von seinem russischen Hintergrund erfuhren, spielte die Tatsache, dass er für Deutschland gekämpft und das begehrte Eiserne

Kreuz für seine Tapferkeit bekommen hatte, keine Rolle mehr. Seine Laufbahn als Richter war vorüber.

Er wurde auf der Stelle entlassen.



Werner Simonson

12.

Werner Simonson



Es war Oktober 1914. Der Erste Weltkrieg hatte gerade begonnen. An der Westfront hatten sich die Armeen der Franzosen und der Deutschen bereits in erbitterten Schlachten ineinander verkeilt. Werner Simonson¹ gehörte zu einer Gruppe von fünfzig deutschen Soldaten vom 4. Garderegiment, die in die Schlacht an der Yser bei Diksmuide in Belgien verwickelt waren. Sie hatten soeben über dreissig französische Soldaten gefangengenommen. Simonsons Gefangener war bis zu seiner Einberufung Lehrer gewesen. Er schien über den Gang der Ereignisse völlig verzweifelt zu sein, so dass Simonson auf Französisch freundlich auf ihn einsprach und dem Unglücklichen etwas von seiner Essensration abgab.

Als das Tageslicht anbrach und der frühmorgendliche Nebel sich lichte, stellten die fünfzig deutschen Soldaten mit ihren Gefangenen fest, dass sie zwischen zwei französischen Schützengraben eingeschlossen waren. Die Franzosen eröffneten sofort das Feuer. Binnen weniger Minuten waren die meisten der Deutschen tot oder verwundet. Die beiden befehlshabenden Offiziere der Deutschen, ein Major und ein Hauptmann, fielen direkt neben Simonson. Er überlebte, indem er sich flach in

eine kleine Mulde im Boden legte. Die Schüsse verstummten. Fünfzehn Deutsche waren noch am Leben.

Nun kamen die Franzosen aus ihren Schützengräben, um sich um die fünfzehn verbliebenen Deutschen zu kümmern. In triumphierender Stimmung nahmen die Franzosen ihre Gegner gefangen. Doch dann änderte die Haltung der Sieger sich plötzlich drastisch. Empört stellten die Franzosen fest, dass einige ihrer Landsleute, die zuvor von den Deutschen gefangengenommen worden waren, in den Wirren des Schusswechsels getötet worden waren. Den Deutschen warf man zu Unrecht vor, sie absichtlich erschossen zu haben. Zur Vergeltung mussten fünf Deutsche, darunter Simonson, zur Hinrichtung antreten.

Gerade war der französische Offizier im Begriff, «Feuer!» zu rufen, als der ehemalige französische Lehrer vortrat und etwas zu dem Offizier sagte, der das Erschiessungskommando befehligte. Infolgedessen wurden Simonson und ein anderer Deutscher abgeführt und vor dem Tod bewahrt. Die anderen drei deutschen Soldaten wurden erschossen. Der Lehrer, der Simonson soeben das Leben gerettet hatte, wartete nicht einmal ab, damit dieser ihm dafür danken konnte.

Werner Simonson berichtete diese Geschichte in seinen Memoiren, um zu zeigen, wie wichtig auch kleine Akte der Freundlichkeit sind. In seinem späteren Leben wurde er für solche Akte bekannt. Er erkannte, wie oftmals ganz kleine Dinge ungeahnte Wirkungen haben können, sei es zum Guten oder zum Bösen. Was er *nicht* berichtete, war, dass ihm das Eiserne Kreuz verliehen wurde. Er erhielt es für die Tapferkeit und das gute Verhalten; für Tugenden, die er während der Kämpfe in Flandern gezeigt hatte.

Während jener vergleichsweise unbedeutenden Schlacht kamen in einer einzigen Nacht zwei Drittel von Simonsons Bataillon ums Leben. Die meisten waren junge Studenten aus Berlin. Wann immer Simonson später von der Schlacht an der Yser sprach, nannte er sie das «Gemetzeln an der Berliner Jugend».



Werner Simonson als
Kriegsgefangener in Frankreich,
1914-1920

So wurde Werner Simonson ein Gefangener der Franzosen. Noch ahnte er nicht, dass seine Gefangenschaft über fünf lange Jahre andauern würde. Bedenkt man die enormen Verluste im Ersten Weltkrieg unter Infanteriesoldaten auf beiden Seiten, so könnte es gut sein, dass seine Gefangennahme ihm das Leben rettete. Die meiste Zeit davon wurde er zu Zwangsarbeit auf Bauernhöfen im Süden Frankreichs herangezogen. Obwohl er nicht grausam behandelt wurde, fand er das Leben als Gefangener ebenso schwer wie langweilig.

Er sehnte sich danach, seinen Vater, seine Mutter und seine beiden Schwestern – Ilse, die Älteste, und Maggie, die jünger war – wiederzusehen. Sein Vater war ein hochrangiger Richter am Obersten Gerichtshof in Berlin. Werner war in einer äusserst kultivierten Atmosphäre aufgewachsen, in der Musik, Malerei und ein aristokratischer Lebensstil sehr geschätzt wurden. Könnte er doch nur nach Hause gehen und sein Jurastudium wieder aufnehmen!

Nun kam er allmählich zu der Auffassung, er habe dieses Studium in der Begeisterung der ersten Kriegsmonate zu rasch aufgegeben. Er und seine Freunde, die ja nur das wussten, was die deutschen Zeitungen ihnen sagten, hatten es eilig gehabt, zur Armee zu gehen, um nur ja nicht ihre Chance zum Kämpfen zu verpassen. Sie hatten eine sechswöchige Grundausbildung im Schnelldurchgang absolviert. Dann wurden sie mit neuen grauen Uniformen eingekleidet und in einen Zug nach Belgien und Frankreich gesetzt.

Jemand malte die Worte «Ferienzug nach Paris» auf die Waggons voller ausgelassener deutscher Soldaten. Es machte ihn stolz, wenn Zivilisten den aufbrechenden Soldaten Süßigkeiten und Zigaretten zuwarfen. Begeisterte Menschenmengen jubelten ihnen zu auf ihrem Weg zum vermeintlich sicheren Triumph. Er erinnerte sich, in Berlin eine «Siegese»-Parade gesehen zu haben, bei der grosse Mengen Kanonen und Militärgerät gezeigt worden waren, die man an der russischen Front erbeutet hatte. Tief im Innern hatte er das unangenehme Gefühl, dass es besser gewesen wäre, zu warten, bis der Sieg wirklich errungen war. Solche Gedanken hatte er damals unterdrückt, hingerissen von begeisterter Propaganda und Patriotismus.

Hätte er doch nur dem Kaiser nicht geglaubt, als der fälschlicherweise behauptete, Deutschland werde angegriffen! Er dachte an die Prahlerei des Kaisers, er werde seinen Weihnachtsbraten im Buckingham-Palast verspeisen. Als Gefangener gewann Simonson eine andere Perspektive auf die Dinge. Das alles hörte sich jetzt sehr hohl an.

1918 und 1919 ging eine katastrophale Grippeepidemie durch die Welt. Millionen starben an der «Spanischen Grippe», wie die Zeitungen sie nannten. Allein in Indien starben sechs Millionen Menschen, und Zehntausende in den meisten anderen Ländern. In Europa verloren mehr amerikanische Soldaten ihr Leben durch die Grippe als in der Kampfbegegnung mit dem Feind. Simonson erkrankte daran im Herbst 1918, hatte aber das Glück zu überleben. Die Familie des französischen Bauern, für den er arbeitete, pflegte ihn wieder gesund. Obwohl er ein «Feind» war, wurde er behandelt, als gehöre er zur Familie. Viele deutsche Gefangene und französische Dorfbewohner jedoch gingen an der Grippeepidemie zugrunde. Verständlicherweise wurden nicht alle deutschen Gefangenen so freundlich behandelt wie er.

Um elf Uhr an einem grauen November morgen 1918 arbeitete er wie üblich auf den Feldern der Provence, als plötzlich die Glocken der Dorf-

kirche zu läuten begannen. Auch aus den umliegenden Dörfern hörte er den Klang der Glocken. Der Erste Weltkrieg war zu Ende. Das Blutvergiessen hörte endlich auf. Die überschwängliche Freude der Franzosen war ebenso gross wie das Elend der Deutschen, die wussten, dass sie besiegt waren. Es ging die Nachricht um, der Kaiser sei ins neutrale Holland geflohen, um dort Asyl zu erbitten.

Anfangs dachten Simonson und seine Freunde, dass nun bald auch ihre Freilassung erfolgen müsse. Im April 1919 wurden sie zu einem Zug eskortiert. Die deutschen Gefangenen waren voller Aufregung, denn sie rechneten damit, dass dieser Zug sie nach Hause bringen würde. Langsam rollte der Zug von der herrlichen Mittelmeerküste in den Norden Frankreichs. Nach Dijon führte die Strecke durch Gebiete, die vom Krieg verwüstet waren. Vom Fenster aus sah Simonson zerstörte Häuser, gefällte Bäume und brachliegende Felder. Dann kam die Enttäuschung. Sie führen nicht nach Hause. Stattdessen teilte man sie in Gruppen auf, damit sie beim Wiederaufbau der verheerten Gebiete mithalfen. Erst Anfang 1920 wurde Simonson schliesslich entlassen.

Damals glaubte er, seine fünf Jahre in Gefangenschaft wären völlig vergeudete Zeit gewesen. Später dachte er anders darüber. Im Lauf seines Lebens erkannte er, dass er Lektionen gelernt hatte, die seinen Charakter geformt und ihn gelehrt hatten, mit schwierigen Situationen fertig zu werden. Mit seinen eigenen Worten: «Wir mussten alle unter schwierigen Bedingungen Zusammenleben, unsere Begrenzungen akzeptieren und jeden Gedanken an die eigene Wichtigkeit von uns schieben.» Im Leben ist keine Erfahrung vergeudet, schloss er.

Simonson kehrte zu seiner Familie in Leipzig zurück, wo er eines Tages spätabends eintraf. Natürlich flossen die Tränen der Freude und Überraschung. Doch es vergingen nicht viele Tage, ehe er das Offensichtliche bemerkte: Er war in ein Land zurückgekehrt, das völlig anders war als das, welches er über fünf Jahre zuvor verlassen hatte. Die Men-



Werner und Leonie Simonson um Tag ihrer Hochzeit, dem 16. Juli 1923.
Obwohl Werner zu diesem Anlass sichtlich stolz sein Eisernes Kreuz trug,
wird in seinen Memoiren die Auszeichnung nicht einmal erwähnt.

schen waren durch die Niederlage bitter und uneins. Sein Vater, ein glühender Anhänger der Monarchie, war ausser sich vor Empörung über den Wechsel vom autokratischen Kaiserreich zu einer demokratischen Republik. In ganz Deutschland brodelten die politischen Auseinandersetzungen. Selbst in den Strassen von Leipzig fielen aus heiterem Himmel Schüsse. Unruhen gab es auch in vielen anderen deutschen Städten. Politische Parteien schoben sich gegenseitig die Schuld an dem nationalen Debakel in die Schuhe, mit dem der Krieg zu Ende gegangen war.

Nach einigen Wochen der Erholung stürzte sich Simonson wieder in sein unterbrochenes Studium. Er war ein Mann von beträchtlichen Fähigkeiten. Infolgedessen machte er rasche Fortschritte. 1921, mit 31 Jahren, promovierte er zum Doktor der Jurisprudenz. 1925 wurde er zum Richter ernannt. Schon 1928 war er Richter an einem hochrangigen Gericht, in dem Handelsrechtsfälle bearbeitet wurden. Obwohl er sich sowohl fürs Strafrecht als auch fürs bürgerliche Recht qualifiziert hatte, zog er es stets vor, sich mit zivilrechtlichen Fällen zu befassen. Zusätzliche Einkünfte erzielte er durch seine Artikel für juristische Zeitschriften. Sein Name wurde in juristischen Kreisen durch seine wegweisenden Beiträge zu einem Jahrbuch für Juristen sehr bekannt.

Während dieser Zeit der Erfolge und Aufstiege heiratete er im Juli 1923 seine Frau Leonie. Auch sie hatte einen aristokratischen Hintergrund. Ihr einziges Kind, ein Sohn namens Jürgen, wurde 1924 geboren. Durch ihre beträchtlichen finanziellen Mittel waren sie in der Lage, viel zu reisen und jedes Jahr herrliche Urlaube an den luxuriösesten Orten zu verbringen – etwa in den bayerischen Alpen, in Tirol, am Vierwaldstätter See, in Zermatt oder in den Dolomiten. Was Vergnügungen anging, gab es nicht viel, worauf sie verzichten mussten.

Die Simonsons lebten in so komfortablen Umständen, dass ihre Lebensweise durch die wirtschaftlichen Probleme Deutschlands kaum beeinträchtigt zu sein schien. Von 1919 bis 1933 lag die gesetzgebende Ge-

walt in Deutschland in den Händen eines Parlamentes, das für kurze Zeit Nationalversammlung genannt wurde (am 6. Juni 1920 trat in Berlin der Reichstag an ihre Stelle). Diese tagte von Februar bis September 1919 in Weimar, weil Berlin von politischen Unruhen zerrissen war. Infolgedessen wurde dieses Staatswesen die «Weimarer Republik» genannt, weil dort die wichtigsten Beschlüsse zur Republikgründung gefasst wurden. Die Politiker hatten noch keine Erfahrungen mit Demokratie, und Deutschland befand sich nahezu ständig in politischem und wirtschaftlichem Aufruhr.

Die meisten Deutschen waren zutiefst frustriert über den Versailler Vertrag, der ihren Delegierten in Paris am Ende des Krieges aufgezwungen worden war. Viele waren der Meinung, Deutschland sei unfair behandelt worden. Die Leute glaubten bereitwillig an die Legende, die deutsche Armee sei nicht auf dem Schlachtfeld unterlegen, sondern Deutschland sei von den Juden und anderen Verrätern ein «Dolchstoß» in den Rücken versetzt worden. Das gemeine Volk hatte nicht das Gefühl, besiegt worden zu sein, da die Alliierten nie als Eroberer das Land besetzt hatten.

Dr. Simonson interessierte sich nicht besonders für diese Dinge. Die unsicheren Verhältnisse in seinem Land gefielen ihm zwar nicht, aber er unternahm keinen Versuch, die Richtung der Politik zu beeinflussen. Sein Gebiet war das Recht, nicht die Politik.

1933 wurde Adolf Hitler legal zum Reichskanzler Deutschlands ernannt. Am Tag seiner Amtseinführung sagte ein Freund zu Simonson: «Das ist das Ende der Freiheit Deutschlands. In Zukunft werden die Nazis alle anderen Ansichten unterdrücken.» Dies erwies sich schon nach kurzer Zeit als zutreffend. Alle politischen Gruppen ausser der NSDAP wurden abgeschafft. Das Reichstagsgebäude wurde durch einen Brandanschlag schwer beschädigt. Hitler wurde zu einem Diktator, der alle Hebel der Macht beherrschte.

Ende März 1933 hörte Simonson eine Radioansprache des Propagandaministers und führenden Sprechers Hitlers, Goebbels. Darin nannte

dieser die Juden «untermenschliche Affen» und den «Abschaum der Gesellschaft». Dann kam die Nachricht, dass dem grossen jüdischen Dirigenten Bruno Walter untersagt worden war, ein Konzert zu geben.

Fenster von Geschäften, die Juden gehörten, wurden eingeschlagen. Kein Jude durfte ein öffentliches Amt bekleiden. Wegen dieser Vorschriften suchten Naziführer alle Firmen auf und erkundigten sich, ob dort Juden beschäftigt waren. Sie befragten auch Werner Simonson und fanden heraus, dass zwar seine Eltern zum Christentum übergetreten und lutherisch getauft worden waren, alle seine vier Grosseltern aber Juden waren. Somit galten Simonson und seine Eltern von den Rassegesetzen her als Juden, obwohl sie keine Verbindungen zum Judentum hatten.

In dem Moment, als die Nazis von seinem rassischen Hintergrund erfuhr, spielte die Tatsache, dass er für Deutschland gekämpft und das begehrte Eiserne Kreuz für seine Tapferkeit bekommen hatte, keine Rolle mehr. Seine Laufbahn als Richter war vorüber. Er wurde auf der Stelle entlassen. Das geschah gerade, als er kurz davor war, als Jurist in eine sehr hochrangige Stellung befördert zu werden – zum Richter an einem Berufungsgericht.

Kurz darauf erhielt Simonson Briefe von seinem Verlag, in denen ihm mitgeteilt wurde, dass sie aus offenkundigen Gründen die von ihm verfassten Bücher nicht mehr vertreiben könnten. Eines seiner Werke, ein juristischer Kommentar, wurde deshalb sogar unter einem falschen Namen veröffentlicht. Über Nacht wurde Simonson zu einem Ausgestossenen. Leute, die bislang der Familie wegen ihrer hohen sozialen Stellung gern ihre Aufwartung gemacht hatten, änderten nun ihre Meinung. Manche wechselten sogar die Strassenseite, um ihm nicht zu begegnen. Es machte ihn traurig, dass hochgebildete Leute sich so schnell von diesen Vorurteilen beeinflussen liessen. Doch, wie er sagte: «Wir lernten, wer unsere wahren Freunde waren.»

Mit seiner bevorzugten Stellung war es vorbei. Er konnte keinerlei Arbeit bekommen. Sogar in der Schulklasse seines Sohnes schrieben die anderen Jungen an die Tafel: «Wir wollen keinen Juden in unserer Klasse; der Jude muss weg.» In Simonsons Pass wurde ein riesiges «J» (für «Jude») eingestempelt. In Theatern und Hotels wurden Schilder aufgehängt: «Kein Zutritt für Juden.»

1938 erlitt Simonson unter der Last, ständig mit seiner Verhaftung rechnen zu müssen, einen gesundheitlichen Zusammenbruch. Er hatte einen Herzanfall und einen Nervenzusammenbruch. Der erste Arzt, den er aufsuchte, weigerte sich, ihn zu behandeln, weil Simonson «jüdisch» sei. Schliesslich behandelte ihn sein Freund Dr. Schmoeger, auf die Gefahr hin, seinen Job zu verlieren.

Im selben Jahr, mit 49 Jahren, hatte Simonson ein Erlebnis, das sein Leben verändern sollte. In düsterer Stimmung fuhr er nach Dresden, um seine verheiratete Schwester Maggie und ihre Familie zu besuchen. Anlass war die Konfirmation seiner Nichte. Damit verbunden war ein Gottesdienstbesuch in einer dortigen evangelischen Kirche. Zu diesem Zeitpunkt hielt Werner Simonson die griechische Philosophie für wichtiger als den christlichen Glauben. Seiner Meinung nach war der Philosoph Sokrates ein grösserer Mann gewesen als Jesus. Warum? Er erklärte es so: «Jesus war gestorben in der Erwartung, wieder aufzuerstehen, doch



Frontseite des Passes von Werner Simonson mit dem grossen «J» für «Jude». Man beachte auch die Hinzufügung des Namens «Israel» zu seinen drei echten Vornamen.

Sokrates hatte sein Leben für seine Überzeugungen gegeben, ohne eine Belohnung zu erwarten. Ich glaubte weder an einen persönlichen Gott noch an eine persönliche Beziehung zu Gott durch den Glauben an Jesus.»

Während des Gottesdienstes sprach der Pfarrer davon, dass manche Menschen eine Art Abgrund erreichen müssen, in dem sie weder vor noch zurück können, in dem sie völlig am Ende all ihrer Hoffnung sind, bevor sie den Weg zu Gott entdecken können. Simonson schrieb: «Er schilderte diese Situation so anschaulich, als wüsste er genau über meine geistige Verfassung, meine Frustration Bescheid und predigte nur für mich. Es war, als spräche Gott zu mir und rief mich beim Namen, so als ob er sagte: ‚Ich habe einen neuen Weg für dich, ein neues Leben, wenn du auf meinen Ruf antwortest.› Es war wie eine Offenbarung für mich.»

Er konnte Gottes Ruf nicht widerstehen. «In der völligen Finsternis, die mein Leben eingehüllt hatte, sah ich ein neues Licht. Ich begegnete Gott, nicht nur als dem Gott der Natur, nicht als dem unnahbaren Gott, der viel zu gross ist, als dass der Mensch sich ihm nähern könnte, sondern als einem persönlichen Gott in einer ‚Du-Ich‘-Beziehung, als einer völlig neuen Erfahrung. In seiner Barmherzigkeit hatte er sich mir durch die Worte des Predigers offenbart. Gott hatte mein Herz berührt. Es war mehr als nur ein emotionaler Effekt.» Es war der Beginn einer neuen Ära in seinem Leben.

Mit neuer Hoffnung und einem neuen Glauben in seinem Herzen kehrte er zu seiner Frau und seinem Sohn zurück. Von nun an wurde es ein regelmässiger Bestandteil seines Lebens, zu beten, die Bibel zu lesen und mit seiner Familie in die Kirche zu gehen. Die Kirche befand sich in einem kleinen Dorf in der Nähe von Forst, südlich von Berlin. Es war eine evangelische Gemeinde, und ihr Leiter, Pfarrer Jacob, predigte nur aus der Bibel und unterstützte die Bekennende Kirche.

Simonsons Denken begann sich zu verändern. Er notierte: «Durch die Evangelien wurde mir klar, dass meine Vorstellungen von Jesus falsch

waren. Ich kam zu dem Schluss, dass Jesus entweder der Sohn Gottes war, wie er behauptete, oder aber ein Betrüger oder einer, der sich selbst betrog. Kein Prophet des Alten Testaments hatte es gewagt, Sünden zu vergeben, denn sie wussten, dass nur Gott allein das tun konnte. Jesus vergab Sünden. Die Propheten redeten im Namen Gottes. Jesus sagte: «Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater denn durch mich»; «Ich bin das Licht der Welt»; «Ich bin das Brot des Lebens»; «Ich bin der gute Hirte»; «Ich bin die Tür»; «Ich bin die Auferstehung und das Leben»; «Ich und der Vater sind eins»; «Bevor Abraham war, bin ich.»«

Zum ersten Mal begann Werner Simonson zu verstehen, dass der Tod Jesu am Kreuz «Gottes Akt der Liebe [war], seine Kraft, um den Willen des Menschen zu überwinden, indem er Sünde vergab und Menschen zum Vater zog». Er schrieb: «Wir können nicht aus eigener Kraft zu Gott kommen oder durch das, was wir tun, sondern nur durch das, was Jesus getan hat, um durch den Glauben an ihn Sünde zu vergeben. Je mehr ich die Bibel las, desto mehr kam Gottes Geist in mich hinein. Durch Gott kam ich zu Christus, und in Jesus fand ich die Wahrheit Gottes. In diesem Zusammenhang kam mir noch ein anderer Gedanke: Wenn das Evangelium nicht wahr ist, wenn Gott nicht existiert, dann ist das menschliche Leben ein Zufall, ohne Sinn und nicht lebenswert.»

Er kam zu der Überzeugung, die Gottlosigkeit sei eine der Ursachen des Nationalsozialismus in Deutschland, einem Land, das seit so langer Zeit voller Kritik an der Bibel war. In Simonsons Lebenserinnerungen heisst es: «Das Böse in dieser Welt resultiert aus der Trennung des Menschen von Gott. Es ist nicht die Schuld Gottes.»

Er war nun nicht nur deshalb gebrandmarkt, weil er «jüdisch» war, sondern auch wegen seiner Verbindung zur Bekennenden Kirche, die aus Lutheranern und Reformierten bestand, die sich alle offen gegen Hitler aussprachen. Mitglieder der Bekennenden Kirche wandten sich insbesondere gegen diejenigen, die sich «Deutsche Christen» nannten und die

Nazi-Ideologie übernahmen. Simonson wusste, dass aus manchen dieser «Kirchen» das Kreuz entfernt und durch ein Porträt Hitlers ersetzt worden war. Einen Mann aus dieser Gruppe, Müller, hatten die Nazis zum Reichsbischof erhoben, mit dem Ziel, die Kontrolle über die Deutschen Christen auszuüben.

Es war nur eine Frage der Zeit, bis die Gestapo Simonson verhaften würde. Seine Gattin war nicht gefährdet, weil sie keinerlei jüdische Vorfahren hatte. Eine Frau fragte Leonie, warum ihr Mann denn nicht Selbstmord begehe, um das Leben für sie leichter zu machen! Leonie begann, ihn inständig zu drängen, aus Deutschland zu fliehen.

Mithilfe des Bischofs von Chichester, Dr. George Bell, und anderer englischer Freunde bekam Simonson ein Visum vom britischen Konsulat. Selbst damit musste er ein Verhör durch die Gestapo über sich ergehen lassen, um sich einen Auswandererpass zu verschaffen. Er und seine Frau mussten sich in einem Gestapo-Gebäude melden. Beim Betreten des Gebäudes konnten Nichtjuden über den Teppich in der Mitte gehen und durften sich dann setzen. Juden dagegen mussten auf dem Steinfussboden an der Wand stehen, bis sie aufgerufen wurden. So durfte seine Frau sich setzen, während er stehen musste, doch Leonie beschloss, lieber mit ihm zu stehen. Als er aufgerufen wurde, machte man ihm deutlich: Sollte er je aus England zurückkehren, werde man ihn sofort in ein Konzentrationslager schicken.

Am 7. März 1939, mit fast fünfzig Jahren, traf Simonson in Southampton ein und «tat einen tiefen Atemzug der Freiheit». Er sprach nur gebrochen Englisch, doch konnte er fließend Französisch und verstand Latein und Griechisch. Die deutschen Behörden hatten ihm nicht gestattet, mehr als zehn Mark – eine winzige Summe – mit ausser Landes zu nehmen. Doch obwohl er buchstäblich mittellos war, hatte er etwas, das die Nazis ihm nicht hatten nehmen können – seinen Glauben an Gott durch Jesus Christus.

Sein Plan zu jener Zeit war, irgendeine Stellung zu erlangen, durch die er seine Frau und seinen Sohn ernähren konnte, und sie dann nachkommen zu lassen.

Am politischen Horizont verdüsterten sich indessen die Wolken. Überall in Europa waren die Menschen rastlos und voller Sorge. Den meisten Menschen, die damals lebten, war klar, dass Europa kurz davor stand, von den Flammen eines Zweiten Weltkrieges verzehrt zu werden.

In dem Moment, als jener Krieg begann, schloss sich ein «eiserner Vorhang» zwischen Grossbritannien und Deutschland. Simonsons Eltern, seine Schwester, seine Frau und sein Sohn waren alle in Hitler-Deutschland. Was sollte er tun? Die einzig mögliche Antwort war die, die er in seinen Memoiren nannte: «Ich vertraute auf Gott und seine Wegweisung.» Seine englischen Freunde verstanden die Zwangslage, in der er sich befand. Hier war ein Mann, der ohne eigene Schuld von seiner Familie abgeschnitten war. Die meisten von ihnen schüttelten ihm kräftig die Hand, um ihm zu zeigen, dass sie Anteil nahmen und ihn verstanden.

Als er im Glauben wuchs und die Bibel besser kennenlernte, hörte er den Ruf des Herrn, Geistlicher zu werden. Auf seinen Reisen durch England stiess er auf Wohlwollen, Freundlichkeit und christliche Gemeinschaft. Als sein Englisch besser wurde, fing er an zu studieren. Das einzige College, das 1940 bereit war, ihn als Theologen und Prediger auszubilden, war das evangelikale anglikanische Ridley Hall College in Cambridge. Studiengebühren gab es dort nicht. Der Altersunterschied zwischen ihm und den anderen Studenten war erheblich: Die meisten von ihnen hätten seine Söhne sein können. Er hatte seine mittleren Jahre bereits ein gutes Stück hinter sich gelassen, als er sich zum Glauben an Christus bekehrte, und ebenso wie viele andere ältere Bekehrte war er begierig, das Beste aus der Zeit zu machen, die ihm noch blieb.

Dann kam plötzlich ein Schock. Alle Deutschen in Grossbritannien sollten ausfindig gemacht und in Haft genommen werden, für den Fall,

dass sie Spione wären. Da Grossbritannien 1940 unmittelbar von einer Invasion bedroht war, kann man die Entscheidung, alle Deutschen unter Generalverdacht zu stellen, durchaus verstehen. Simonson wurde in einen Zug gesetzt und in eine neu gebaute Wohnsiedlung in Huyton in der Nähe von Liverpool gebracht. Von dort aus wurde er nach Douglas auf der Insel Man verschifft, wo man für diesen Zweck Hotels beschlagnahmt hatte.

Die britischen Behörden brauchten einige Zeit, um auszusortieren, welche ihrer deutschen Internierten freundlich und harmlos waren. Simonson teilte sich ein Haus mit anderen Christen, die aus Deutschland geflohen waren. Im Hotel nebenan, so fand er heraus, waren streng orthodoxe Juden untergebracht. Er und seine Freunde führten manche Diskussion mit ihnen. Die Juden hielten sich streng an die im Gesetz vorgeschriebenen Rituale. Simonson notierte sich: «Sie warteten noch auf das Kommen des Messias. Wir wussten, dass der Messias gekommen war, dass Jesus die Erfüllung der Prophezeiungen des Alten Testaments war. Jesus lebte bei uns und in uns. Diese innere Gewissheit, die uns während unserer Internierung so viel Kraft gab, entging ihnen.» Im Judentum gab es keinen Raum für eine solche persönliche Gotteserkenntnis. Infolge ihrer Gespräche wurden mehrere der Juden Christen und liessen sich in dem Hotel von einem evangelischen Pfarrer taufen. Nach sechs Monaten wurde Simonson freigelassen und kehrte nach Ridley Hall zurück.

Von dieser Zeit an kamen aus Deutschland zunehmend tragische Nachrichten. Sein Vater war gestorben. Seine 84-jährige Mutter wurde in einem Konzentrationslager ermordet, und seine Schwester Ilse wurde in Auschwitz vergast. Seine nichtjüdische Frau und sein Sohn dagegen blieben verschont, ebenso wie seine Schwester Maggie, die mit einem Nichtjuden verheiratet war. Simonson war am Boden zerstört. Einige Tage lang war er überwältigt von Dunkelheit und Trauer. Er rang darüber

Ex-German Judge To Be Curate

A former High Court judge in Germany, Dr. Werner Simonson, is shortly to be ordained into the Church of England ministry, and will take up a curacy in Fulham.

A supporter of Niemöller, he found all doors closed to him in Germany, and came to England four years ago.

Through the Church of England Committee for refugees Dr. Simonson has completed a three-year course at Ridley Hall, Cambridge, with a view to entering the Ministry, and he is to be ordained by the Bishop of London.

Fulham Chronicle.

GERMAN JUDGE TO BE CURATE IN LONDON

"Star" Reporter

A FORMER High Court judge in Germany is to be ordained into the Church of England by the Bishop of London, Dr. Fisher, and will shortly take up a curacy at Christ Church, Fulham.

He is Dr. Werner Simonson, who was a strong supporter of Niemöller and lay member of the Confessional Church in Germany. Dr. Simonson has been in this country for three and a half years.


I talked today to Dr. Simonson at a house in the country, where he is staying with friends.

"I am most happy about my ordination," he told me. "I was a judge for nearly twenty years, but three and a half years ago I was dismissed.

"I tried to enter the church there, but they would not have me, so I got in touch with a friend in England—the only friend I had in this country at that time, and he put me in touch with the Bishop of Chichester.

"He helped me in every way, and I was introduced to the Church of England Committee for Refugees. I am here alone, as I had to leave my wife and son in Germany."

Evening Star.



DR. WERNER SIMONSON.

On September 27, at St. Paul's Cathedral, Dr. Werner Simonson, a former High Court judge in Germany, was ordained into the Church of England Ministry by the Bishop of London. A strong supporter of Niemöller, Dr. Simonson had to leave Germany. He will take up a curacy in Fulham.

Illustrated London News.

Illustrated London News.

Ausschnitte aus englischen Zeitungen, die über Werner Simonsons
Ordination berichteten.

mit Gott, bis die Barmherzigkeit des Herrn ihm das Licht und die Freude seines Heils wieder zurückgab.

Im Sommer 1942 ging seine Zeit in Ridley Hall zu Ende. Obwohl er inzwischen 52 war, empfand er immer noch sehr stark den Ruf in den vollzeitlichen Dienst. Aber würde eine englische Gemeinde einen deutschen Staatsbürger als Geistlichen einstellen wollen? Die juristischen Instanzen der Kirche von England wollten Belege dafür, dass er tatsächlich ein promovierter Jurist war, da er keine Dokumente darüber besass. Je-

mand schlug vor, sich beim British Museum zu erkundigen. Und tatsächlich, dort gab es Aufzeichnungen über seine Doktorarbeit vom 17. März 1921, komplett mit dem vollständigen Titel auf Deutsch.

Am 27. September 1942 wurde Simonson in der St. Paul's Cathedral in London ordiniert. Die britischen Zeitungen waren voll von der erstaunlichen Geschichte eines deutschen Staatsbürgers, der mitten in einem sehr ernsten Krieg gegen Deutschland Geistlicher in der Kirche von England wurde. Eine typische Schlagzeile lautete: «Deutscher Ex-Richter wird Vikar in London.»

In seiner ersten Pfarrstelle in der Christ Church in Fulham bestand sein Tagesablauf aus Studium, Predigtvorbereitung und Gebet am Vormittag und vier oder fünf evangelistischen Besuchen am Nachmittag, beziehungsweise fünfundzwanzig bis dreissig pro Woche. Seiner Überzeugung nach war es nötig, dass er, um seine Verkündigung richtig zu untermauern, täglich das Wort Gottes studierte. «Wir müssen Gottes Wort als geistliche Nahrung lesen, genauso wie wir unser tägliches Brot brauchen», so drückte er seine starke Überzeugung in dieser Hinsicht aus.

Eines Tages hörte er die traurige Nachricht, dass der Sohn eines seiner Gemeindeglieder als Pilot bei einem RAF-Einsatz über Deutschland ums Leben gekommen war. Da er annahm, dass die Familie in ihrer Trauer nicht ausgerechnet einen Deutschen sehen wollte, war er darauf vorbereitet, abgewiesen zu werden, doch als er sie aufsuchte, warteten der Vater und die Mutter bereits auf ihn. «Wir hatten eine wunderbare Gemeinschaft und eine gute Gebetszeit miteinander», erinnerte er sich später.

1944 erfuhr Werner Simonson die aufregende Neuigkeit, dass sein Sohn Jürgen, inzwischen 21, noch am Leben war. Er war zur Zwangsarbeit in der Organisation Todt, einer militärisch organisierten Bauptruppe der Nazis, herangezogen worden. Doch er überlebte alle Strapazen, kam nach England, wurde Christ und wie sein Vater anglikanischer Geistlicher.

Damit hatte die Freude noch kein Ende: Seine Frau Leonie war die er-

ste deutsche Zivilistin, die nach dem Kriegsende 1945 nach England einreisen durfte. Sie nahm es bemerkenswert gelassen hin, dass der Ehemann, den sie zuletzt als Richter gekannt hatte, sich in einen christlichen Pastor verwandelt hatte. Zwei Jahre später wurden Dr. Simonson und seine Frau britische Staatsbürger.

Nach sieben Jahren in Fulham wurde er Pfarrer der Gemeinde St. Mark's in Dalston, ebenfalls in London. Während er in Dalston Dienst tat, wurde er gebeten, nach Deutschland zurückzukehren. Die neue demokratische Regierung Westdeutschlands litt unter einem ernsten Mangel an Richtern, die nicht durch das Gedankengut der Nazis kontaminiert waren. Wäre er bereit, wieder als Richter zu arbeiten? Falls nicht: Würde er eine Pension für die Stellung akzeptieren, die er innegehabt hatte, bevor die Nazis ihn aus dem Amt gejagt hatten?

Das Angebot muss sehr attraktiv geklungen haben. Sein Gehalt zu jener Zeit lag deutlich unter dem Durchschnittseinkommen. Er hatte kein Auto. All seine Besuche absolvierte er mit dem Fahrrad. Doch für Werner Simonson war die Entscheidung klar. «Wäre ich zurückgekehrt», schrieb er, «so wäre ich sicherlich in ein hohes juristisches Amt berufen worden, doch ich konnte dieses Angebot keinen Moment lang in Betracht ziehen. Ich konnte nicht den Dienst in der Verkündigung Gottes gegen einen Dienst in der Geltendmachung menschlicher Gesetze eintauschen. Dieses Angebot anzunehmen hätte bedeutet, dass ich Gottes Berufung an mich verlassen hätte, und das konnte ich nicht tun.»

Im Alter von 65 Jahren wechselte er zur St. Luke's Church in Hampstead, wo er über neun Jahre lang blieb. In Hampstead lebten viele jüdische Einwohner, und während seines Wirkens dort kamen zehn Juden zum Glauben an Christus und wurden von Simonson getauft.

Als er auf die Siebzig zuging, wurde ihm allmählich das Radfahren

zu seinen seelsorgerlichen Besuchen zu beschwerlich, und er legte sich ein Motorrad zu. Schon nach einem Tag hatte er einen Sturz damit und kehrte zu seinem Fahrrad zurück! Mit 75 Jahren ging er in den Ruhestand, und der Theologe und Prediger Reverend Alec Motyer wurde sein Nachfolger.

Werner Simonson erreichte das hohe Alter von 101 Jahren und starb im Februar 1991. Wer ihn kannte, hob seine Frömmigkeit, sein tiefes Gebetsleben und den positiven Eindruck hervor, den er auf Menschen aus allen Schichten machte. Er war ein demütiger, bescheidener Mann, der aus all den Erfahrungen seines vielfältigen Lebens lernte. Immerhin war er Soldat, Gefangener, Student, Jurist, Richter, Ehemann, Vater, Autor, ein verfolgter Niemand, ein Flüchtling, ein Theologiestudent und nicht zuletzt ein evangelistischer Pastor in drei Kirchengemeinden gewesen.

Bis wenige Wochen vor seinem Tod fuhr er fort, in Demut zu predigen und den Segen Gottes zu bezeugen. Viele sind heute durch seine Verkündigung im Himmel. Obwohl er in späteren Jahren nahezu blind war, schrieb er dem Verfasser und ermunterte ihn zur Verwendung seiner Schriften, Fotos und Korrespondenzen, um dieses Zeugnis an alle weiterzugeben, die es hören oder lesen wollen.

Könnte Werner Simonson aus dem Grab sprechen, würde er zweifellos alle, die noch keine Beziehung zu Gott haben, dazu aufrufen, sich mit ihrem Schöpfer versöhnen zu lassen durch Busse und Glauben an das Werk Jesu Christi am Kreuz, dessen Segnungen der einzelnen Menschenseele unmittelbar durch die souveräne Gnade des Heiligen Geistes zuteil werden.

Sein kleines Buch mit Erinnerungen, *The Last Judgement*, nennt gleich zu Beginn sein Motiv fürs Schreiben: «Ich habe dieses kleine Buch geschrieben, um zu zeigen, dass Gott Menschenleben verändern kann.» Dem kann man angesichts der Erfahrungen Werner Simonsons kaum widersprechen.

Mehr über Werner Simonson

Ich habe sowohl mit Werner als auch mit seinem Sohn Jürgen korrespondiert.

Simonsons Memoiren *The Last Judgement* (1969) erschienen in kleiner Auflage im Verlag Colin Smythe in Gerrards Cross, England. Im Vereinigten Königreich ist das Buch nicht mehr erhältlich, aber es wurde vor einigen Jahren ins Deutsche übersetzt und erschien unter dem Titel *Das letzte Urteil*.

Als Werner starb, brachte der «Daily Telegraph» einen akkuraten Nachruf, der einige zusätzliche Details enthält, die in seinem Buch nicht zu finden sind.

Meinen Dank möchte ich Jürgen Simonson aussprechen für die entliehenen Fotos und seine allgemeine Unterstützung bei diesem Projekt.

13.

Henry Gerecke

Seelsorger für Nazi-Kriegsverbrecher

Als Gerecke sich die Verbrechen anschaute, die den Fünfzehn vorgeworfen wurden, fühlte er sich völlig überfordert. «Wie kann ein Pastor, ein

Junge von einer Farm in Missouri, irgendeinen Eindruck auf diese Jünger Adolf Hitlers machen?

Wie kann ich mich ihnen nähern?

Wie kann ich den wahren christlichen Geist aufbringen, den diese Mission einem

Geistlichen abverlangt?»



Henry Gerecke in der Uniform eines Kaplans der US-Armee

13.

Henry Gerecke

Verurteilte in ihren Zellen zu besuchen, war nichts Neues für Henry Gerecke. Zu Anfang seiner Laufbahn hatte er sehr viel in Gefängnissen gearbeitet. Doch die Männer, die er kurz nach Mitternacht am Mittwoch, dem 16. Oktober 1946, in Nürnberg in Deutschland in ihren Zellen aufsuchte, waren keine gewöhnlichen Gefangenen. Sie waren hochrangige Nazis, die für die übelsten Verbrechen zum Tod durch den Strang verurteilt worden waren.

Jeden der zehn verurteilten Männer begleitete er von seiner Zelle zum Galgen. Er hörte ihre letzten Worte. Manche brachten Dankbarkeit und Glauben zum Ausdruck. Andere blieben trotzig bis zum Ende, immer noch von unerschütterlichem Glauben an Adolf Hitler beseelt, auch wenn der nun tot war. Einer der Verurteilten rief sogar noch am Galgen «Heil Hitler!», bevor er in die Finsternis fiel.

Die Geschichte von Henry Gerecke ist wenig bekannt, und die Ereignisse des wichtigsten Jahres in seinem Leben, vom November 1945 bis zum November 1946, haben bisher kaum Beachtung gefunden. In jenem Jahr diente er als Seelsorger und Geistlicher für Nazis, die vor dem Internationalen Militärtribunal in Nürnberg vor Gericht standen. Seine eigenen Schilderungen, kurz nach den Ereignissen niedergeschrieben, als

die Erinnerung noch frisch war, sind in amerikanischen Archiven erhalten. Aus diesen Primärquellen ist die folgende Darstellung zusammengestellt. Er hat nie darum gebeten, dass man ihm glaubt. Er hat einfach seine Erlebnisse zu Papier gebracht.

Henry F. Gerecke wurde im August 1893 geboren. Seine Eltern waren Farmer, die in Gordonville, Missouri, USA, lebten. Die Familie war zweisprachig. In seiner Kindheit sprach der kleine Henry ebenso viel Deutsch wie Englisch. Geistlich war die Familie sehr engagiert. Zu Hause wurde ihm beigebracht, zu beten und der Bibel als dem Wort Gottes zu vertrauen. Die Familie besuchte eine lutherische Gemeinde, die zur Synode von Missouri gehörte. Dies ist eine entschieden evangelische Konfession. Ihre Überzeugungen leiten sich von denen des Reformators Martin Luther her, der viel Nachdruck darauf legte, dass man durch den persönlichen Glauben an Christus mit Gott ins Reine kommt, statt die Gemeinschaft mit Gott dadurch erlangen zu wollen, dass man gute Werke anhäuft, selbst wenn es religiöse Werke sind.

Nach dem Besuch der örtlichen Schule in seinen ersten Jahren verbrachte Henry die Jahre 1913 bis 1918 am St. John's College in Winfield, Kansas. Dann ging er zur Vorbereitung auf den geistlichen Dienst ans Concordia Seminary in St. Louis. 1926 als lutherischer Pastor ordiniert, diente er bis 1935 als Pfarrer der Christ Lutheran Church in St. Louis. In jenem Jahr wurde er als Leiter der St. Louis Lutheran City Mission berufen.

Deren Hauptaufgabe bestand darin, den Unterprivilegierten von St. Louis Hilfe zu leisten. Die Mission war eine grosse Organisation, die Institutionen wie Krankenhäuser, Schulen, Pflegeheime, Obdachlosenheimen und Gefängnisse erreichte. Gerecke stand ihr vor. Ein Bericht über ihre Arbeit unter Gereckes Leitung ist bis heute erhalten. Er offenbart seine ausgedehnte Fürsorge- und Predigtstätigkeit, insbesondere im Gefängnis der Stadt, in dem Mörder wie auch andere Kriminelle einsassen.

Die schriftlichen Regeln, die Gerecke selbst für die Arbeit der Mission niederlegte, betonten die Notwendigkeit eines persönlichen Glaubens. Ihm ging es darum, «Seelen zu gewinnen», ein alter Ausdruck dafür, das Evangelium von Jesus Christus zu verbreiten. Sein grundlegender Ratsschlag an die Mitarbeiter der Mission, wenn sie «Kirchenfernen» begegneten, lautete: «Zeigt ihnen Jesus, den Retter von der Sünde.»

Über viele Jahre hinweg strahlte Gerecke jeden Samstag über den örtlichen Radiosender KFUO eine Sendung namens «Moments of Comfort» aus. Ihre Hauptzielgruppe waren Menschen, die ans Bett gefesselt waren oder in Krankenhäusern lagen. Ein Bericht aus jener Zeit kommentiert dazu: «Viele Seelen wurden für den Himmel gewonnen.» Aus diesen Spuren geht klar hervor, dass Gerecke das unverbrüchliche Zutrauen hatte, dass die Botschaft der Bibel denen, die im Glauben darauf antworteten, Erlösung, Hoffnung und Trost bringen werde. Dies wurde auch durch «Tausende von Briefen» bestätigt, die die Mission erhielt.

Am 17. August 1943 befanden sich die USA bereits seit fast zwei Jahren im Krieg mit Deutschland und Japan. An jenem Tag verließ Henry Gerecke St. Louis, um die Schule für Militärggeistliche in Harvard zu besuchen. Er war einer von 253 lutherischen Pastoren aus der Synode von Missouri, die während des Zweiten Weltkrieges Militärkapläne wurden.

Nach einem kurzen Aufenthalt in Fort Jackson in Columbia, South Carolina, schiffte er sich im März 1944 nach England ein. Sein Ziel war das 98. General Hospital der US-Armee, wo er vierzehn Monate lang Dienst tat und sich um die Kranken und Verwundeten kümmerte. Nach dem D-Day am 6. Juni 1944 schwoll das Rinnsal der Kriegsversehrten zu einer Flut an. Im Juni 1945 wurde er mit dem Lazarett nach Frankreich verlegt, um die Verwundeten aufzunehmen, die von den einstigen Frontlinien zurückgeschickt wurden.

Einen Monat später befand sich das Lazarett in München. Während er in Deutschland war, besuchte er das ehemalige Konzentrationslager Dachau, «wo meine Hand, als sie eine Wand berührte, mit dem durchsickernden Blut beschmiert wurde». Er hatte bereits die Nachricht erhalten, sein ältester Sohn Henry sei in den Kämpfen «zerfetzt», aber nicht getötet worden, und sein zweiter Sohn Carlton sei während der deutschen Ardennenoffensive schwer verwundet worden. Sein jüngster Sohn Roy hatte sich ebenfalls der US-Armee angeschlossen. Alles in allem hatte er genug vom Krieg und sehnte sich nur noch danach, wieder nach Hause zu kommen. Seine Frau Alma hatte er seit zweieinhalb Jahren nicht mehr gesehen, und die Arbeit mit den Verwundeten und Sterbenden war sehr strapaziös und unangenehm gewesen.

Dann, Anfang November 1945, wurde Gerecke ins Büro seines kommandierenden Offiziers Colonel James Sullivan gerufen. Der 52-jährige Gerecke war dem 6850. Internal Security Detachment in Nürnberg zugeteilt worden. Warum? Um als Seelsorger und Geistlicher für die obersten Nazi-Kriegsverbrecher zu dienen, die dort vor Gericht standen. Sullivan äusserte die Meinung, dies sei die unbeliebteste Aufgabe weit und breit. Er müsse nicht gehen, sagte er zu Gerecke. Er ermutigte ihn sogar, sein Alter als Grund zu nehmen, in die inaktive Reserve in Amerika zurückzukehren. Gerecke schrieb: «Beinahe wäre ich nach Hause gefahren.» Stattdessen betete er um Wegweisung. «Allmählich wurden die Männer in Nürnberg für mich zu einfach nur verlorenen Seelen, denen ich zu helfen gebeten wurde.»¹ Nach einigen Tagen teilte er Colonel Sullivan seine Entscheidung mit: «Ich gehe hin.»

Die US-Armee hatte Gerecke aus drei Gründen ausgewählt: Erstens sprach er Deutsch; zweitens hatte er reichlich Erfahrung in der Gefängnisseelsorge; und schliesslich war er ein lutherischer Protestant. Fünfzehn der 21 Nazis, gegen die verhandelt wurde, hatten sich als «evangelisch» bezeichnet.

Die am höchsten Stehenden unter den Nazis, Hitler, Himmler und Goebbels, hatten sich bereits durch Selbstmord der Gerechtigkeit entzogen. Als Gerecke sich die Verbrechen anschaute, die den Fünfzehn vorgeworfen wurden, fühlte er sich völlig überfordert. «Wie kann ein Pastor, ein Junge von einer Farm in Missouri, irgendeinen Eindruck auf diese Jünger Adolf Hitlers machen? Wie kann ich mich ihnen nähern? Wie kann ich den wahren christlichen Geist aufbringen, den diese Mission einem Geistlichen abverlangt?» Er bereitete sich vor, indem er «eindringlicher betete als je zuvor in meinem Leben», um «irgendwie zu lernen, die Sünde zu hassen, aber den Sünder zu lieben».

Der Gefängnistrakt in Nürnberg hatte drei Stockwerke. Die Nazis befanden sich im Erdgeschoss. Ein breiter Korridor zog sich durch seine ganze Länge, mit Zellen auf beiden Seiten. Jede Zellentür hatte in Schulterhöhe ein Fenster. Dieses liess sich herunterklappen, um so eine Ablage zu bilden, auf der die Mahlzeiten abgestellt wurden. Das Fenster stand zu Beobachtungszwecken zu jeder Zeit offen. Vor jeder Zellentür stand rund um die Uhr eine Wache, die verpflichtet war, jede Minute einen Blick auf den Gefangenen zu werfen. Nur wenn eine Vorschrift übertreten wurde, war es einem Wachmann gestattet, mit einem Gefangenen zu sprechen. Der Kellner, der das Essen brachte, durfte nicht einmal auf einen Gruss antworten. Der Rest des Gebäudes wurde für die mehreren Hundert Zeugen genutzt, die in diesem Jahrhundertprozess aussagen würden.

Colonel Burton Andrus, der amerikanische Kommandant des Gefängnisses, machte Gerecke seine Aufgabe deutlich. Er durfte Gottesdienste für jeden evangelischen Nazi-Gefangenen abhalten, der kommen wollte, und sich für seelsorgerliche Gespräche zur Verfügung halten, jedoch nur auf Einladung eines Gefangenen. Nichts, was er sagte oder tat, würde den Ausgang des Verfahrens beeinflussen. Das lag in anderen Händen.

Es war der 12. November 1945 – Zeit, mit der Arbeit zu beginnen.

Gerecke beschloss, jeden Gefangenen zu besuchen. Diese Erfahrung würde ihm die ersten Eindrücke von den Angeklagten verschaffen. Später gab er zu: «Ich hatte schreckliche Angst.» Es gab zwar keine physische Bedrohung, denn die einst schier allmächtigen Gefangenen waren nun hilflos. Doch es war die Natur ihrer Verbrechen, ihre Verbindung zu den tiefsten Abgründen des Bösen, die Gerecke schaudern liess.

Bevor er zu den Zellen ging, traf er die Entscheidung, jedem der Angeklagten einen Händedruck anzubieten. Dahinter stand nicht die Absicht, das, was sie getan hatten, herunterzuspielen. Gerecke wollte nur freundlich sein, damit seine Botschaft nicht durch eine falsche Herangehensweise behindert würde. In seinem 1947 geschriebenen Bericht über seinen ersten Besuch in den Zellen gibt Gerecke an, dass er für diese Entscheidung kritisiert wurde. Vermutlich verstanden seine Kritiker seine geistlichen Motive nicht.

In der ersten Zelle sass der 51-jährige Rudolf Hess, der einst Hitlers Stellvertreter im Nazi-Regime gewesen war. Hess liess sein Leben von der Astrologie beherrschen. Gerecke bot ihm seine Hand dar. Hess nahm sie an.

Auf Deutsch fragte ihn Gerecke: «Möchten Sie gern am Sonntagabend einen Gottesdienst besuchen?»

«Nein», erwiderte Hess auf Englisch.

Daraufhin fragte ihn Gerecke, diesmal auf Englisch: «Glauben Sie, Sie kommen, ohne dass Sie teilnehmen, ebenso gut zurecht, wie wenn Sie es täten?»

«Ich rechne damit, äusserst beschäftigt zu sein mit der Vorbereitung meiner Verteidigung», antwortete Hess. «Wenn ich zu beten habe, werde ich es hier tun.»²

Gerecke verliess ihn in dem Wissen, nichts erreicht zu haben.

In der nächsten Zelle sass der höchstrangige Nazi in dem Prozess, der 52-jährige frühere Luftwaffenchef Hermann Göring. Mit der Machtfülle, die Hitler ihm verliehen hatte, war er ein Agent des Todes gewesen, eindeutig schuldig in allen Punkten der Anklage.



Göring auf der Höhe seiner
Macht und seines Stolzes

Gerecke schrieb: «Vor dem Zusammentreffen mit diesem dicken, pompösen Egoisten graute mir mehr als vor dem mit allen anderen. Durch die kleine Öffnung hatte ich Gelegenheit, ihn für einen Moment zu mustern. Er las in einem Buch und rauchte seine Meerschaumpfeife.»³

Doch jegliche Einschüchterung, die Gerecke empfand, wurde durch Görings schlaue berechnete Liebenswürdigkeit zerstreut. «Ich bin froh, Sie zu sehen», sagte Göring⁴ und zog einen Stuhl für Gerecke heran. Im Gespräch zeigte er sich begeistert davon, an

Gottesdiensten teilzunehmen, wenn auch der Geistliche später vom Gefängnispsychologen hörte, Göring gehe nur dorthin, um für eine Weile aus seiner Zelle zu kommen.

Die dritte Zelle beherbergte den 63-jährigen Feldmarschall Wilhelm Keitel, Chef des Oberkommandos der Wehrmacht. Sein unkritischer Gehorsam gegenüber Hitler hatte dazu geführt, dass er für mehr Verluste an Menschenleben verantwortlich war, als irgendjemand zählen konnte. Auch ihn traf Gerecke beim Lesen eines Buches an. «Ich fragte ihn, was er lese. Es verschlug mir fast die Sprache, als er antwortete: «Meine Bibel.»

Dann sagte Keitel: «Ich weiss aus diesem Buch, dass Gott einen Sünder wie mich lieben kann.»

«Ein Heuchler», dachte Gerecke.

Sie unterhielten sich. Ja, er würde in die Kapelle kommen. Würde der Kaplan ihn auch jetzt in seiner Andacht begleiten? «Das will ich sehen»,⁵ dachte Gerecke.



Ausschnitt aus einer Szene bei den Nürnberger Prozessen. Von links nach rechts sind in der vorderen Reihe zu sehen: Göring, Hess, Ribbentrop und Keitel; in der hinteren Reihe Dönitz, Raeder, Schirach und Sauckel (ein anderer Blickwinkel auf die Szene siehe Seite 303)

Keitel kniete neben seinem Bett nieder und begann zu beten. Er bekannte seine vielen Sünden und flehte um Barmherzigkeit aufgrund des Opfers Christi für die Sünde. Als Keitel mit seinem Gebet fertig war, sprachen beide Männer gemeinsam das Vaterunser. Dann spendete Gerecke einen Segen.

In der nächsten Zelle sass der 51-jährige Fritz Sauckel. Einst Generalbevollmächtigter für den Arbeitseinsatz, war er dem Gerichtsvorsitzenden Jackson zufolge «der grösste und grausamste Sklaventreiber seit den ägyptischen Pharaonen». ⁶ Als Gerecke erschien, rief er leidenschaftlich aus: «Als Pastor sind Sie der einzige Mensch, dem ich mein Herz öffnen kann.» ⁷ Während des nun folgenden Gesprächs wischte er sich viele Tränen ab. Ja, er würde an den Gottesdiensten teilnehmen.

Auch Admiral Raeder wollte gern teilnehmen. Das war nicht überraschend, da er derjenige gewesen war, der die Initiative ergriffen und um

geistlichen Beistand gebeten hatte. «Besuchen Sie bitte unbedingt auch meinen Freund Admiral Dönitz», drängte ihn Raeder, als Gerecke sich verabschiedete. Doch Dönitz, der Mann, der einst das Kommando über die U-Boote gehabt hatte, zeigte kein Interesse an geistlichen Dingen. «Ich werde Ihre Gottesdienste besuchen», war seine lauwarmer Antwort an Gerecke.

Dieser ging weiter zu der nächsten schweren Tür. Der erste Kontakt mit dem 52-jährigen Joachim von Ribbentrop war nicht ermutigend. Er war Hitlers Aussenminister gewesen. In Grossbritannien war er am meisten dafür in Erinnerung geblieben, dass er während seiner Zeit als deutscher Botschafter im Vereinigten Königreich König Georg VI. mit «Heil Hitler!» begrüsst hatte. Mit dem christlichen Glauben hatte er eine Reihe von Schwierigkeiten, über die er in den Monaten vor dem Urteil mit Gerecke sprach. Auch eine Zusage, den Gottesdienst am Sonntag zu besuchen, wollte Ribbentrop nicht geben, und er kommentierte: «Diese Sache mit der Religion ist nicht so ernst zu nehmen, wie Sie denken.»⁸ Dennoch war er dann Stammgast in der Kapelle.

Gereckes Schritte hallten im Korridor, als er weiter zur Zelle von Alfred Rosenberg ging. Der 52-jährige Nazi-»Philosoph« hatte die meisten seiner Verbrechen in seiner Zeit als Reichsminister für die besetzten Ostgebiete begangen. Er lehnte alles ab, wofür Gerecke stand, und sagte ihm, er solle sich seine Zeit für andere aufsparen. Ebenso wie Hess nahm er nie an einem Gottesdienst teil.

Nur ein paar Schritte weiter, und der Kaplan stand dem Freiherrn von Neurath gegenüber. Dieser hatte Hitler als Reichsprotektor von Böhmen und Mähren gedient; mit anderen Worten, er hatte über den grössten Teil der besetzten Tschechoslowakei geherrscht. In die Kirche eingeladen zu werden, war eine neue Erfahrung für den 72-jährigen Aristokraten. Obwohl er sich über den Glauben nur lauwarm äusserte, besuchte er schliesslich doch die Gottesdienste.

Der nächste kurze Weg führte Gerecke zu Hjalmar Schacht. Er war

ein 68 Jahre alter Bankier, der als Wirtschaftsminister der Nazis seine Fähigkeiten eingesetzt hatte, um die Wiederaufrüstung Deutschlands vor dem Krieg zu finanzieren. An geistlichen Dingen hatte er so gut wie kein Interesse, doch er liess Gerecke wissen, wenn ein lutherischer Geistlicher Gottesdienste hielt, würde er dabei sein.

Als Nächster kam der 55-jährige Walther Funk an die Reihe, ehemals Reichsbankpräsident und führender Kopf der Kriegswirtschaft. Auch dieser Bankier beteuerte seine Unschuld. Doch die Alliierten standen auf dem Standpunkt, ein Mann, der die Tresore der Bank mit Goldzähnen und goldenen Zahnfüllungen vollstopfte, die aus den Mündern der Opfer des Regimes entnommen worden waren, sei ein Kriegsverbrecher. Funk entschloss sich, in die Kapelle zu gehen.

Noch ein Stück weiter, und Gerecke stand vor Hans Fritzsche. Dieser war 45 Jahre alt und hatte eine führende Rolle in Goebbels' Propagandaministerium innegehabt. Er entschloss sich zur Teilnahme, nur um zu hören, was der Kaplan sagen würde.

Dessen Wanderung von Zelle zu Zelle war nun fast beendet. Als Nächstes traf er auf Baldur von Schirach. Mit 38 Jahren war er der jüngste Angeklagte. Er war der Führer der Hitlerjugend gewesen.

Der Besuch bei Wilhelm Frick war Gerecke unangenehm. Der 68-Jährige war ein Nazi-Hardliner, hinter dessen Innenministertitel sich eine böartige Terrorherrschaft verbarg.

Der letzte Mann war der 40-jährige Albert Speer, der Reichsminister für Bewaffnung und Munition, der mehr Verluste an Menschenleben verursacht hatte als jeder andere Mann in dem Prozess. Jeder andere Nazi berief sich darauf, nur Befehlen gehorcht zu haben. Speer rettete vermutlich sein Leben dadurch, dass er seine Verantwortung zugab und mit seinen Befragern kooperierte. Er wurde bekannt als «der Nazi, der sich entschuldigte».

Sowohl Frick als auch Speer und Schirach sagten, sie würden zu den Gottesdiensten kommen.



Ausschnitt aus einer Prozess-Szene. Von links nach rechts in der vorderen Reihe: Rosenberg, Frank, Frick, Streicher, Funk und Schacht; in der hinteren Reihe Speer, Neurath und Fritzsche

Als der Sonntag, der 18. November 1945, näherrückte, fragte sich Gerecke, wie viele dieser Männer, die eine so unüberschaubare Menge an Verbrechen begangen hatten, wohl tatsächlich an dem Gottesdienst teilnehmen würden.

Durch die Entfernung einer Wand zwischen zwei Zellen im ersten Stock entstand eine spartanische Kapelle. Woher die Orgel stammte, wird nirgends erklärt, doch der Organist war ein Freiwilliger aus dem Kreis der Zeugen. Es war Walter Schellen-

berg, einst ein hoher Offizier im Sicherheitsdienst der Nazis. Die schlichten Gottesdienste bestanden aus drei Chorälen, einer Schriftlesung, Gebeten, einer Predigt und dem Segen. Hoffnungsvoll wurden fünfzehn Stühle aufgestellt. Aus der möglichen «Gemeinde» von fünfzehn Personen kamen immerhin dreizehn – und sie kamen auch an den folgenden Sonntagen wieder. Hess und Rosenberg hielten ihr Wort und blieben fern.

Nur beim ersten Gottesdienst besetzten zwei Prozesszeugen die beiden freien Plätze. Der eine war der frühere Sekretär von Hess. Der andere war Feldmarschall Kesselring. Beim Singen der Choräle «überdröhnte» Görings Stimme stets «alle anderen», und Gerecke bemerkte, dass während der deutschen Evangeliumspredigt Kesselring zu Tränen gerührt war.

Am Ende des Gottesdienstes bat Sauckel um einen Besuch Gereckes in seiner Zelle. Als der Kaplan eintraf, spürte er, dass Sauckel über geistliche Dinge sprechen wollte. Nachdem sie sich eine Weile darüber unterhalten hatten, beschwor Sauckel Gerecke, mit ihm in der Bibel zu le-

sen und zu beten. Ohne Scheu und Scham betete Sauckel an seinem Bett kniend und endete mit den Worten: «Gott, sei mir Sünder gnädig.» In den folgenden Wochen bekam Sauckel seine eigene Bibel und Luthers «Katechismus». Gerecke arbeitete mit Sauckel, bis er einen Punkt erreichte, an dem er selbst die Gewissheit hatte, dass Letzterer im Hinblick auf das, was er getan hatte, ein gebrochener Mann war. Eine Wiedergutmachung war nicht möglich, doch Gerecke war überzeugt, dass Sauckel auf Christus als seinen Erlöser vertraute und ein echter Christ geworden war. In seinen schriftlichen Berichten über seine Arbeit unterstrich Gerecke mehrfach: «Ich habe viele Jahre Erfahrung als Gefängniskaplan und glaube nicht, dass ich durch geheuchelte Läuterungen in der elften Stunde leicht zu täuschen bin.»⁹

Als Weihnachten 1945 näherrückte, bemerkte Gerecke eine Veränderung in der geistlichen Haltung von Fritzsche, Schirach und Speer. Nach einer Unterweisung im christlichen Glauben schlossen sich diese drei Sauckel und dem Organisten Schellenberg bei der Teilnahme am Abendmahl an. Die lutherische Vorbereitung auf den Empfang von Brot und Wein endet damit, dass der Pastor jeden Teilnehmer am Abendmahl fragt: «Vor dem Angesicht Gottes frage ich euch: Ist dies euer aufrichtiges Bekenntnis, dass ihr von Herzen eure Sünden bereut, an Jesus Christus glaubt und aufrichtig und ernstlich danach strebt, mit der Hilfe Gottes, des Heiligen Geistes, von nun an euer sündiges Leben zu bessern? Dann antwortet mit ‚Ja.‘»¹⁰

Die Wachen, die bei diesem ersten Abendmahlsgottesdienst zugegen waren, waren von der Haltung der bussfertigen Nazis so beeindruckt, dass sie zu Gerecke sagten: «Kaplan, Sie werden uns nicht brauchen. Dies ist eine heilige Angelegenheit.»¹¹ Dann gingen sie hinaus und liesen Gerecke mit seinen fünf Abendmahlsteilnehmern allein.

Gerecke schrieb später: «Ich bin sehr zurückhaltend damit, das Abendmahl auszuteilen. Ich muss überzeugt sein, dass jeder Kandidat

nicht nur seine Bedeutung versteht, sondern dass er in Busse und Glauben für das Sakrament bereit ist.»¹²

Keitel sollte als Nächster auf dem Weg zum Glauben folgen. Gerecke notierte: «Auf seinen Knien und unter grosser emotionaler Bedrängnis empfing er den Leib und das Blut unseres Heilandes im Brot und im Wein. Mit Tränen in seinen Augen sagte er: ‚Möge Christus, mein Heiland, mir auf dem ganzen Wege beistehen. Ich werde ihn so sehr brauchen.›»¹³

Im Frühjahr 1946 sagte Raeder zu Gerecke, auch er wolle Christ werden. Anfangs hatte er geäussert, er könne bestimmte christliche Überzeugungen nicht akzeptieren, und Gerecke hatte ihn für einen echten intellektuellen Skeptiker gehalten. Er besass eine Bibel und versuchte darin Material zur Untermauerung seiner Zweifel auszugraben. Nach etlichen Gottesdiensten und viel Unterweisung über die Bedeutung des christlichen Glaubens verwandelte er sich in einen «eifrigen Bibelschüler». Schliesslich fügte Gerecke ihn zu der Schar der Abendmahlsteilnehmer hinzu.

Noch ermutigender war für den amerikanischen Pastor «die langsame, aber stetige Veränderung in Ribbentrop». Im Laufe mehrerer Monate ging er von kühler, arroganter Gleichgültigkeit dazu über, Gerecke aufrichtig interessiert bezüglich verschiedener christlicher Lehren zu befragen. Er wurde mehr und mehr bussfertig und begierig, sich von seiner Vergangenheit abzuwenden. Nach seinem letzten Plädoyer im Gerichtssaal liess Gerecke ihn zum Abendmahl zu, da er überzeugt war, dass Gott in seiner Seele gewirkt hatte.

Ribbentrops Frau stimmte den Bitten ihres Mannes zu, ihre Kinder christlich zu erziehen, sollte das Todesurteil gegen ihn verhängt werden. Später arrangierte Gerecke nach entsprechender Unterweisung, dass die Ribbentrop-Kinder in der örtlichen Kirchengemeinde getauft wurden.

So kam es, dass acht frühere Nazis aufgrund ihrer Bitte, Gereckes Unterweisung und eines glaubwürdigen Glaubensbekenntnisses zum

Abendmahl zugelassen wurden. Das ist in fast allen Kirchengemeinden übliche Praxis. Es gibt keine Fenster, durch die man in die Seele eines Menschen hineinschauen kann. Gerecke handelte im guten Glauben auf der Grundlage der Erkenntnisse, die 1945 und 1946 zur Verfügung standen. Eine biblische Parallele für eine späte Busse ist der reumütige Dieb am Kreuz neben Jesus, der Glauben an den Herrn bekundete, als sein bevorstehendes Ende ihm den Blick für die Ewigkeit eröffnete.

Im späten Frühjahr 1946 ging unter den Kriegsverbrechern ein Gerücht um, dass Henry Gerecke, der nun auf seinen 53. Geburtstag zugeht, wegen seines Alters die Rückkehr nach Hause erlaubt werden würde. Daraufhin schrieb Hans Fritzsche am 14. Juni 1946 einen Brief an Mrs. Gerecke. Dieses ungewöhnliche Dokument ist in amerikanischen Archiven bis heute erhalten. Während das Verfahren noch lief und mit behördlicher Erlaubnis ging der Brief von einem Gefangenen zum nächsten, bis alle ihn gelesen hatten. Erstaunlicherweise unterzeichneten ihn nicht nur die Protestanten, sondern auch die Katholiken – und sogar Hess und Rosenberg, die beiden, die nicht an den Gottesdiensten hatten teilnehmen wollen. Abgeschickt wurde er auf dem üblichen Weg, durch die Gefängniszensur geprüft, mit einer Übersetzung und einer zusätzlichen Erklärung versehen, die Gerecke für seine Frau beilegte. In Gereckes handgeschriebenen Brief, der ebenfalls noch erhalten ist, heisst es: «Hier ist ein äusserst ungewöhnlicher Brief, im Original unterzeichnet von den Männern, über die in der Welt am meisten geredet wird. Du bist zweifellos die einzige Frau auf der Welt, die einen solchen Brief mit einer solchen Bitte erhält.» Weiter sagt er, er rechne damit, dass von den 21 Männern, die den Brief unterzeichnet hatten, «die Hälfte auf den Tod zugeht».

Im Brief der Gefangenen selbst heisst es:

14 June 46

My Dear!

Here's the most unusual letter signed on the original by the most talked about men in the world.

You are, without a doubt, the only woman in the world to get such a letter containing such a request. It is noteworthy that the Catholics too have signed it. Keep the letter for my book, Honey. Fritzsche wrote it and von Shirach translated it. Pity may want it some day. It's not for the press, but show it to your friends. Half of these men will go to their death. Oh yes, the signatures were gotten while they were sitting in court, while von Papen was on the stand.

Love,
Hubby

Faksimile des Briefes von Henry Gerecke an seine Frau, der dem Schreiben der angeklagten Nazis an sie beilag.

Sehr geehrte Frau Gerecke,

Ihr Mann, Pastor Gerecke, hat die Unterzeichneten ... während des Nürnberger Prozesses religiös betreut. Dies hat er seit über einem halben Jahr getan.

Nun haben wir gehört, liebe Frau Gerecke, dass Sie ihn gerne wieder zu Hause sehen möchten ...wir verstehen diesen Wunsch sehr gut.

Dennoch bitten wir Sie, Ihren Wunsch, Ihre Familie um sich zu haben, noch hinauszuschieben. Bitte bedenken Sie, dass wir Ihren Mann jetzt nicht missen können.

Unser lieber Kaplan Gerecke ist für uns notwendig, nicht nur als ein Pastor, sondern auch als der durch und durch gute Mensch, derer ist.

In diesem Stadium des Prozesses ist es für jeden anderen Menschen ausser ihm unmöglich, die Mauern zu durchbrechen, die um uns herum aufgerichtet wurden, mehr noch in einem geistlichen Sinne als in einem materiellen. Darum lassen Sie ihn bitte bei uns. Wir werden zutiefst in Ihrer Schuld stehen.

Wir senden Ihnen und Ihrer Familie unsere besten Wünsche. Gott sei mit Ihnen.¹⁴

Alma Gerecke sandte ihre Antwort per Luftpost: «Sie brauchen dich.»

Wenn man darüber nachdenkt, scheint es eine seltsame Ironie der Geschichte zu sein, dass Männer, die einst so mächtig waren, eine amerikanische Hausfrau darum bitten mussten, ihrem Mann zu erlauben, ihnen weiterhin mit geistlichem Rat zur Seite zu stehen.

Der Prozess endete am 31. August 1946. Während die Richter hinter verschlossenen Türen tagten, arrangierten Gerecke und O'Connor, dass die Ehefrauen und Kinder die Angeklagten besuchen konnten, vorausgesetzt, dies geschah, bevor die Urteile verkündet wurden. Gerecke berich-



Hochrangige Nazis in Nürnberg vor Gericht
(siehe auch Seite 294 und 297)

tet von einigen Erinnerungen an die Familien. Görings Frau drängte ihre Tochter Edda, mit Gerecke zu reden. Überrascht liess er sich schnell etwas einfallen und fragte das Kind, ob es regelmässig bete. Die Antwort war: «Ich bete jeden Abend.»

«Und wie betest du?», fragte der Kaplan nach.

Sie antwortete: «Ich knie mich an mein Bett und bitte Gott, das Herz meines Papas zu öffnen und Jesus hineinzulassen.»

Als er versuchte, ein Gespräch mit Rosenbergs hübscher dreizehnjähriger Tochter anzufangen, unterbrach sie ihn: «Kommen Sie mir bloss nicht mit diesem Gebetskram.» Daraufhin fragte Gerecke: «Gibt es denn überhaupt irgendetwas, das ich für dich tun kann?»

«Ja», gab sie zurück. «Haben Sie eine Zigarette?»¹⁵

Am 1. Oktober 1946 standen die Angeklagten einer nach dem anderen allein von der Anklagebank auf, um ihr Urteil in Empfang zu nehmen. Gegen jeden der Männer war wegen vier Anklagepunkten verhandelt worden. Zusammengefasst waren dies:

1. Verbrechen gegen den Frieden;
2. Planung eines Krieges;
3. Kriegsverbrechen;
4. Verbrechen gegen die Menschlichkeit.

Gerecke beobachtete die Mitglieder seiner «Gemeinde», als jeder von ihnen sein Urteil hörte. Todesurteile ergingen gegen Göring, Ribbentrop, Keitel, Frick, Sauckel und Rosenberg; Hess, Raeder und Funk kamen lebenslang hinter Gitter; Schirach, Speer, Neurath und Dönitz erhielten langjährige Haftstrafen. Fritzsche und Schacht wurden für nicht schuldig befunden. Fünf der sechs Katholiken wurden zum Tode verurteilt.

Was immer sonst man über die Nürnberger Prozesse sagen kann, es lässt sich unmöglich leugnen, dass die Angeklagten rechtlichen Beistand erhielten und sich ausführlich äussern konnten – Dinge, die die Schuldigen ihren eigenen Opfern vorenthalten hatten.

Aus Sicherheitsgründen wurden die Gottesdienste nach den Urteilsverkündungen ausgesetzt. Bis zu diesem Zeitpunkt hatten viele Hundert Gespräche in den Zellen stattgefunden. Doch bis zu den Hinrichtungen am 16. Oktober 1946 sollten noch viele weitere folgen.

Gegen 20.30 Uhr am Abend vor der Vollstreckung der Todesurteile hatte Gerecke sein letztes Gespräch mit Göring, der als Erster schon bald nach Mitternacht in den frühen Morgenstunden des 16. Oktober gehängt werden sollte. Während dieser letzten Begegnung leugnete Göring die Grundlagen des christlichen Glaubens – und besass dann die Frechheit, um das Abendmahl zu bitten. Seine Haltung war: «Das Abendmahl nehme ich, nur für den Fall, dass an Ihrer Sache doch etwas dran sein sollte.»



Göring kurz vor seinem
Selbstmord

Was Gerecke ihm daraufhin sagte, unterstreicht seine eigene Aussage, dass er das Austeilen des Abendmahls sehr ernst nahm: «Ich kann Ihnen das Abendmahl nicht geben, weil Sie ja den Christus, der das Sakrament einsetzte, leugnen. ... Sie haben keinen Glauben an Christus, und Sie haben ihn nicht als Ihren Erlöser angenommen. Somit sind Sie kein Christ, und als christlicher Pastor kann ich keine Abendmahlsgemeinschaft mit Ihnen haben.»¹⁶ Göring erwiderte darauf: «Das Risiko gehe ich ein.»¹⁷

Etwa um 22.30 Uhr beging Göring Selbstmord, indem er Zyankali schluckte. Der Gefängniskommandant Colonel Andrus bat Gerecke, durch die Zellen zu gehen und den anderen zu sagen, was Göring getan hatte. Sie zeigten sich alle wenig beeindruckt von der Feigheit eines Mannes, der damit angegeben hatte, wie tapfer er am Ende sein würde. Es war, als hätte sein lebenslanger Hochmut sich nun unvermeidlicherweise gerächt.

Damit blieben noch zehn Männer, die durch den Strang sterben würden. Um ein Uhr wurde als Erster Ribbentrop gerufen. Bevor er zum Galgen ging, sagte er zu Gerecke, er setze sein ganzes Vertrauen auf Christus. Dann wurde Ribbentrop zum ersten von drei Schafotten geführt. Er stieg die dreizehn Stufen zur Falltür empor. Die gleichgültigen Soldaten und Pressevertreter schauten zu. Ein Wachsoldat fesselte ihm die Beine. Ein amerikanischer Offizier fragte ihn, ob er noch etwas sagen

wolle. Ribbentrop antwortete: «Ich setze all meine Zuversicht auf das Lamm, das Sühne für meine Sünden geleistet hat. Möge Gott meiner Seele gnädig sein.» Dann drehte er sich zu Gerecke um und sagte: «Ich werde *Sie* Wiedersehen.»¹⁸ Dann wurde ihm die schwarze Kapuze übers Gesicht gezogen. Die dreizehnfach gewundene Schlinge wurde ihm um den Hals gelegt – und er fiel durch die Falltür.

Keitel und Sauckel folgten unter ähnlichen Begleitumständen.

Als Frick an der Reihe war, erwartete Gerecke eine Überraschung, wie er später berichtete. Frick war zwar regelmässig zu den Gottesdiensten gekommen und hatte im Gegensatz zu Rosenberg eine Bibel angenommen, doch er hatte nie Glauben gezeigt. Andrus gestattete Gerecke ein paar Minuten in Fricks Zelle, bevor dieser zum Galgen geführt wurde. Auf dem Schafott dann stand Frick, der nie das Abendmahl genommen hatte, in seinem hellen Tweedjackett vor Gerecke und sagte ihm, während der Gottesdienste sei er insgeheim zu der Überzeugung gekommen, Christus habe seine Sünden abgewaschen. Dann öffnete sich die Falltür unter seinen Füßen, und er war tot.

Als Letzter von Gereckes Gruppe kam Rosenberg. «Ich fragte ihn, ob ich mit ihm beten dürfe. Er lächelte und sagte: «Nein, danke.» Er lebte ohne einen Erlöser, und so starb er auch.»¹⁹

Master Sergeant John C. Woods, der Scharfrichter, hatte bereits 347 Männer aus verschiedensten Gründen gehängt. Er freute sich regelrecht darauf, die verhassten Nazis aufzuhängen und in die wartenden Säрге zu legen. Gerecke dagegen war aus Gründen, über die er sich nie äusserte, von der Todesstrafe durch Hängen nicht völlig überzeugt. Um künftige Schwierigkeiten zu vermeiden, wurden die Leichen der Elf wenige Stunden später in Dachau verbrannt.

Als die Hinrichtungen um 2.54 Uhr vollzogen waren, verliess Henry Gerecke den Schauplatz, um allein zu sein. Später schrieb er: «So starben elf Männer von hoher Intelligenz, die nach meiner Überzeugung, wären



Ein weiteres Bild von Henry Gerecke

sie anders beeinflusst gewesen, statt eines Fluches ein Segen für die Welt hätten sein können.»²⁰

Bald darauf wurde Captain Gerecke zum Major befördert. Er verließ Nürnberg am 16. November 1946 und traf rechtzeitig in St. Louis, Missouri, ein, um zum ersten Mal seit drei Jahren wieder Weihnachten bei seiner Familie zu verbringen.

Man ernannte ihn zum Gefängnisgeistlichen für die US Army Disciplinary Barracks in Milwaukee, Wisconsin. Dort verbrachte er 33 Monate damit, ungehor-

same Soldaten zu betreuen. Er beschrieb sie als «zumeist junge Männer, die die Welt vergessen wollte».

Seine Dienstzeit als Kaplan der 5th Army endete am 1. Juli 1950. Danach wurde er ein beliebter Co-Pastor in der St. John Lutheran Church in Chester, Illinois. Parallel zu seiner Arbeit dort diente er als «Anstaltsmissionar» für die achthundert Gefangenen im Menard State Penitentiary. Auf der Fahrt zu einer Bibelstudiengruppe im Gefängnis brach er am 11. Oktober 1961 vor dem Tor zusammen. Ein Herzanfall beendete sein Leben. Er wurde nur 68 Jahre alt.

Der Gefängnisleiter Ross Randolph sagte über den verstorbenen Gerecke: «Die Gefangenen respektierten ihn. Er verlor ihnen gegenüber nie die Beherrschung, und sie wussten, dass sie ihm nichts vormachen konnten.»²¹

Die Gefangenen mögen ihn geschätzt haben, doch nach seinem Tod fand sein ältester Sohn Henry in einem Geheimfach im Schreibtisch sei-

nes Vaters einen dicken Ordner mit Briefen. Ihre Poststempel stammten aus den ganzen USA. «Sie nannten meinen Vater alles Mögliche», berichtete Henry Gerecke junior. «Er wurde ‚Judenhasser‘ genannt und ‚Nazi-Freund‘. Sie sagten, man hätte ihn mit den anderen in Nürnberg aufhängen sollen.» All diese Briefe waren in der «abscheulichsten Schmähsprache, die man sich vorstellen kann» abgefasst.²²

Die christlichen Gedanken der Gnade und Barmherzigkeit sind schon immer auf Widerstand gestossen, nicht nur bei der liberalen Intelligenzija und Leuten ohne geistliches Interesse, sondern auch von einem repräsentativen Querschnitt der meisten Gesellschaften. Die Tatsache, dass Gerecke ein «Judenhassen» genannt wurde, ruft bei manchen Historikern den Verdacht hervor, viele der Briefe seien von nachvollziehbarerweise unversöhnlichen Juden geschrieben worden.

Unter den Alliierten in Nürnberg gab es nur drei Männer, die mit den Angeklagten auf Deutsch sprachen: der Psychologe Dr. Gilbert, O'Connor und Gerecke. Ihnen fiel die Bürde zu, eine geistliche Antwort auf die Frage der Schuld der Nazis zu finden. Hans Fritzsche, der für nicht schuldig befunden worden war, schrieb später ein Buch, in dem er seine Meinung äussert: «Von all den Gefängnisbeamten war der Herausragendste der unscheinbar wirkende, bescheidene lutherische Pastor aus St. Louis, Gerecke.»²³

Mehr über Henry Gerecke

Die Hauptquellen für diese Geschichte lagern im Concordia Historical Institute, St. Louis, USA. Dies ist das offizielle Archiv zur Geschichte der Lutheraner in Amerika.

Pastor Victor Budgen schrieb im Mai 1985 in der «Evangelical Times» einen Artikel über die Nürnberger Prozesse. Sein Artikel fusste auf dem Buch *The Cross and the Swastika* von F.T. Grossmith (H.E. Walter,

1984). Eine zweite Ausgabe dieses Buches erschien 1998 bei Paul Watkins in Stamford, England. Leider starb Fred Grossmith im April 2002. Sein Buch enthält noch den Irrtum, Albert Speer habe sich wahrhaftig bekehrt. Dass dies nicht der Fall war, ergibt sich aus Ereignissen in seinem späteren Leben, die im Grunde eine Verleugnung des Glaubens waren.

Die einzige akademische Behandlung des Wirkens Gereckes in Nürnberg stammt von Dr. Nicholas M. Railton von der University of Ulster. Es ist ein langer Artikel unter dem Titel «Henry Gerecke and the Saints of Nuremberg». Er erschien im Januar 2000 auf Englisch in einer deutschen Zeitschrift («Kirchliche Zeitgeschichte»). Obwohl Gerecke selbst mehrmals über das Thema schrieb, bleibt uns als Hauptdokument «My Assignment with the International Military Tribunal at Nürnberg, Germany» von Henry E Gerecke, 13. Mai 1947. Es ist eine verblüffende Lektüre.

Auf der Website der St. John Lutheran Church, Chester, Illinois, USA, ist eine Ansprache von Gerecke enthalten. Wer über das richtige PC-Equipment verfügt, kann dort eine «Stimme aus der Vergangenheit» hören.²⁴

Anmerkungen

Kapitel 1 - Louis Zamperini

1. Wo nicht anders angegeben, sind die Zitate mit Genehmigung entnommen aus:
Louis Zamperini mit David Rensin, *Devil at my Heels*.
Copyright © 2003 by Louis Zamperini. Erschienen bei William Morrow,
an imprint of HarperCollins Publishers, New York, USA, 2003.

Kapitel 2 - Paul Schneider

1. D. Mac G. Jackson, *Moral Responsibility and Clinical Research*, Tyndale Press, 1958, Seite 17.
2. E.H. Robertson, *Paul Schneider: The Pastor of Buchenwald*, SCM Press: London 1956, Seite 16. (Dieses Buch ist eine freie Übersetzung des Titels *Der Prediger von Buchenwald*, zusätzlich mit Briefen und vielen Zitaten aus dem Tagebuch von E.H. Robertson.)
3. Ebd., Seite 21.
4. Die Geschichte und die Zitate bezüglich des epileptischen Jungen finden sich bei Robertson, *Paul Schneider. The Pastor of Buchenwald*, Seite 26.
5. Die Barmer Erklärung besteht aus sechs Aussagen. Die hier zitierten Worte enthalten den Kern der ersten Aussage. Siehe Mary Bosanquet, *The Life and Death of Dietrich Bonhoeffer*, Hodder and Stoughton, 1968, Seite 142.
6. Claude R. Foster jr., *Paul Schneider. The Buchenwald Apostle*, West Chester University Press, 1995, Seite 386. (Dt. Ausgabe: *Paul Schneider. Seine Lebensgeschichte*, Hänssler: Holzgerlingen 2001.)
7. Ebd., Seite 386.
8. Victor Budgen, «Paul Schneider and the Nazis», unveröffentlichtes Manuskript, kein Datum, Seite 9.
9. Robertson, *Paul Schneider*, Seite 56.

10. Das Gespräch, in dem Gretel Paul vorwirft, nicht genug Rücksicht auf seine Familie zu nehmen, ist wiedergegeben bei Foster, *Paul Schneider*, Seite 684.
11. Ebd., Seite 718.
12. Robertson, *Paul Schneider*, Seite 93.
13. Foster, *Paul Schneider*, Seite 773.
14. Ebd., Seite 806.
15. Ebd., Seite 807.
16. Ebd., Seite 817.
17. Ebd., Seite 848.
18. Ebd., Seite 848.
19. Dies sind die Worte des Insassen Alfred Leikam.
20. Die Reaktion Dietrich Bonhoeffers auf die Nachricht von der Ermordung Paul Schneiders wird beschrieben in Foster, *Paul Schneider*, Seite 806.
21. Leser, die mehr über das Erwachsenenleben der sechs Kinder erfahren möchten, können sich an die Paul-Schneider-Gesellschaft wenden.

Kapitel 3 - William Dobbie

1. S. Maxwell Coder, *Dobbie, Defender of Malta*, Moody Press: Chicago, USA, 1946, Seite 50.
2. Ebd., Seite 51.
3. Diese Worte erscheinen in einem Buchauszug, der in der Zeitschrift «Practical Christianity» (für Offiziere der drei Streitkräfte), Januar/Februar 1965, Seite 2, veröffentlicht wurde.
4. Der Beginn seines Lebens als Christ wird in den Werken über ihn fast immer erwähnt. Die wahrscheinlich vollständigste Darstellung findet sich bei Sybil Dobbie. *Faith and Fortitude. The Life and Work of General Sir William Dobbie*, Privatdruck, 1979, Seite 27-29.
5. Sybil Dobbie, *Faith and Fortitude*, Seite 114.
6. Ebd., exzerpiert aus Kapitel 8, «Letters from the War».
7. Ebd., Seite 120.
8. William Dobbie, *A Very Present Help*, Marshall, Morgan & Scott Ltd., 1945, Seite 50.
9. Ebd., Seite 51.
10. Ludendorffs Bemerkung wird in vielen Büchern über den Ersten Weltkrieg zitiert. Ich habe sie entnommen aus John Terraine, *The Great War*, Wordsworth Edition, 1998, Seite 354.
11. William Dobbie, *A Very Present Help*, Seite 52-53.

12. Ebd., Seite 53.
13. Sybil Dobbie, *Faith and Fortitude*, Seite 177.
14. Major General A. J. H. Dove, «Lieutenant General Sir William G. S. Dobbie, GCMG, KCB, DSO, LLD», in: «Practical Christianity», Januar/Februar 1965, Seite 19.
15. William Dobbie, *A Very Present Help*, Seite 83.
16. Sybil Dobbie, *Faith and Fortitude*, Seite 222.
17. Ebd., Seite 222.
18. William Dobbie, *A Very Present Help*, Seite 89.
19. Ebd., Seite 91.
20. Sybil Dobbie, *Faith and Fortitude*, Seite 306.

Kapitel 4 - Johanna-Ruth Dobschiner

1. Alle Zitate sind mit Genehmigung des Verlags Hodder and Stoughton Ltd. entnommen aus *Selected to Live* von Johanna-Ruth Dobschiner. (Neueste dt. Ausgabe: *Zum Leben erwählt*, Haussier: Holzgerlingen 2006.)

Kapitel 5 - Charles Fraser-Smith

1. Der Anfangsdialog stammt aus einem Bond-Filmdrehbuch, zitiert von Peter Worsley in «Our English Heroes» (Charles Fraser-Smith) in der Zeitschrift «This England», Herbst 1998, Seite 18.
2. Das Telefongespräch ist wiedergegeben in *The Secret War of Charles Fraser-Smith. The «Q» Gadget Wizard of World War II*, Michael Joseph Ltd., 1981, Seite 25.
3. Zitiert aus persönlicher Korrespondenz.
4. Richard Wilkins, «The Member who was ,Q'», Nachruf in der Zeitschrift «ACT NOW», Frühjahrsausgabe 1993, Seite 53.
5. Worsley, «Our English Heroes», Seite 18.
6. Charles Fraser-Smith, *Secret Warriors*, Paternoster Press, 1984, Seite 58.
7. Peter Worsley, zitiert in der Crusader-Zeitschrift «LINK», Nachruf auf Fraser-Smith, Mai 1993, Seite 17. Charles Fraser-Smith war bis zu seinem Tode aktives Mitglied dieser Bewegung, obwohl er manche der Veränderungen in jüngerer Zeit nicht befürwortete. Als Jugendlicher hatte er an einem Crusader-Bibelkurs teilgenommen, und während der Kriegsjahre hatte er neben seinen anderen Verpflichtungen jeden Sonntagnachmittag in dem Kurs in Rickmansworth unterrichtet. (Heute sind die Crusaders unter dem Namen «Urban Saints» aktiv.)

Kapitel 6 - Mitsuo Fuchida

1. Um die Identifizierung zu erleichtern, erhielten die meisten japanischen Flugzeuge leicht merkbare Namen.
2. Mitsuo Fuchida, «From Pearl Harbor to Calvary», Bible Literature International, ohne Datum, Seite 5.
3. Gordon W. Prange mit Donald M. Goldstein und Katherine V. Dillon, *God's Samurai*, Brassey's (US) Inc., 1990, Seite 3.
4. Fuchida, «From Pearl Harbor to Calvary», Seite 8.
5. Elizabeth Sherrill, «1'11 Never Forget You – Mitsuo Fuchida», Zeitschrift «Guideposts», Dezember 1991, Seite 43.
6. Prange, Goldstein und Dillon, *God's Samurai*, Seite 243.
7. Fuchida, «From Pearl Harbor to Calvary», Seite 9.
8. Eugene Horie, «1'11 Always Remember Pearl Harbor», in: «Power for Living» (take-home paper), Scripture Press Publications, Inc., 4. Dezember 1966.
9. Prange, Goldstein und Dillon, *God's Samurai*, Seite 260.

Kapitel 7 - Jacob DeShazer

1. C. Hoyt Watson, *The Amazing Story of Sergeant Jacob DeShazer*, Light and Life Press, Indiana, USA, 1950, Seite 28.
2. David Seamonds, «The Kamikaze of God», in: «Christianity Today», 3. Dezember 2001.
3. Watson, *The Amazing Story of Sergeant Jacob DeShazer*, Seite 31.
4. Carroll V. Glines, *The Doolittle Raid. America's Daring First Strike Against Japan*, Jove Edition 1998, Seite 67.
5. Jacob DeShazer, «I was a Prisoner of Japan», Bible Meditation League, 1950, Seite 1. Dies ist die Broschüre, deren Cover auf Seite 169 wiedergegeben ist.
6. Craig Nelson, *The First Heroes*, Corgi, 2002, Seite 416.
7. Zitate und Angaben aus Watson, *The Amazing Story of Sergeant Jacob DeShazer*, Seite 97-98.
8. Ebd., Seite 99-100.
9. Ebd., Seite 102.
10. Ebd., Seite 117.
11. Ebd., Seite 121-122.

Kapitel 8 - Ernest Gordon

1. Wo nicht anders angegeben, sind alle Zitate entnommen aus *To End All Wars* von Ernest Gordon. Copyright © 2002 by Alastair Gordon. Verwendet mit Genehmigung der Zondervan Corporation.

Wer Ernest Gordons Buch selbst lesen möchte, sollte sich nach To End All Wars erkundigen. (Der frühere Titel Miracle on the River Kwai ist nur noch antiquarisch erhältlich.)

Kapitel 9 - Rupert Lonsdale

1. C.E.T. Warren und James Benson, *Will Not We Fear*, White Lion Publishers, 1973, Seite 107.
2. Reverend R.P. Lonsdale, *Who Does Care?* (im Eigenverlag, Februar 1987), Seite 1.

Alle weiteren Zitate sind persönlicher Korrespondenz entnommen.

Kapitel 10 - Donald Caskie

1. Zeitschrift «Life and Work», Nachruf, Februar 1984, Seite 44.
2. Die Figur des «Scarlet Pimpernel» rettet zahlreiche Menschen vor der Guillotine. Weil «Tartan» auch das Schottenmuster bezeichnet, wurde aus dem Schotten Caskie eben «The Tartan Pimpernel».

Wo nicht anders angegeben, sind alle weiteren Zitate entnommen aus: Donald Caskie, The Tartan Pimpernel, Fontana, 1960. Birlinn Ltd. veröffentlichte 1999 eine Neuauflage.

Kapitel 11 - Michiharu Shinya

1. Die Zitate in den letzten beiden Absätzen der Geschichte sind die Worte Herrn Shinyas aus dessen Korrespondenz mit dem Verfasser. Alle anderen Zitate sind mit freundlicher Genehmigung entnommen aus Michiharu Shinya, *Beyond Death and Dishonour*, Castle Publishing Ltd., P. O. Box 68-100, Newton, Auckland, New Zealand, 2001.

Die Titelliste des Verlages Castle kann unter folgender E-Mail-Adresse angefordert werden: info@castlepublishing.co.nz

Kapitel 12 - Werner Simonson

1. Alle Zitate sind mit freundlicher Genehmigung entnommen aus Werner Simonson, *The Last Judgement*, Colin Smythe Ltd., Gerrards Cross, England, 1979. (Dt. Ausgabe: *Das letzte Urteil. Vom preussischen Richter zum anglikanischen Pfarrer*, Freimund-Verlag: Neuendettelsau 2003.)

Kapitel 13 - Henry Gerecke

Gerecke sprach und schrieb mehrmals über seine Erlebnisse, sowohl in lutherischen Zeitschriften als auch in säkularen Veröffentlichungen. Die wesentlichen Fakten sind identisch, sowohl mündlich als auch schriftlich, unabhängig von der verwendeten Quelle. Sein ausdrückliches Motiv, das er in seiner in der St. John's Church archivierten Ansprache nennt, ist, zu verhindern, dass die Geschichte in Vergessenheit geraten würde, wenn Kaplan O'Connor und er selbst «sechs Fuss unter der Erde» liegen würden.

1. Gereckes Schilderung des Gesprächs mit Sullivan können Sie in seinen eigenen Worten hören, indem Sie sich die Ansprache von der Website der St. John Lutheran Church, Chester, Illinois, USA, herunterladen (www.stjohnchester.com).
2. Alle Zitate in Bezug auf Hess stammen aus Henry Gerecke, «I Walked to the Gallows with the Nazi Chiefs», in: «Saturday Evening Post», 1. September 1951, Seite 18-19. Die «Saturday Evening Post» erscheint nach wie vor zweimonatlich in Indianapolis, USA.
3. Ebd., Seite 19.
4. Ebd.
5. Gespräch mit Keitel, ebd.
6. F.T. Grossmith, *The Cross and the Swastika*, Henry E. Walter Ltd., Worthing, England, 1984, Seite 37.
7. «Saturday Evening Post», Seite 19.
8. Ebd., Seite 57.
9. Ebd., Seite 18.
10. Grossmith, *The Cross and the Swastika*, Seite 68.
11. Henry Gerecke, Ansprache auf der Website der St. John's Church.
12. «Saturday Evening Post», Seite 18.
13. Ebd., Seite 57.

14. Exzerpiert aus N. M. Railton, «Henry Gerecke and the Saints of Nuremberg», in: «Kirchliche Zeitgeschichte», Vandenhoeck und Ruprecht: Göttingen, 13. Jahrgang, 1/2000, Seite 112ff.
15. Die Gespräche mit den Kindern Görings und Rosenbergs sind geschildert in der «Saturday Evening Post», Seite 58. Sie werden ebenso in Gereckes Ansprache auf der Website der St. John's Church erwähnt.
16. Ebd., Seite 58.
17. Ebd.
18. Henry Gerecke, «Walther League Messenger», in: *Nürnberg Chaplain*, Oktober 1947, Seite 15.
19. Ebd.
20. «Saturday Evening Post», Seite 58.
21. Bericht in einer Lokalzeitung.
22. David Strand, «A Witness at Nuremberg», in: «The Lutheran Witness», Mai 1995, Seite 23. 2002 erschien im Internet ein Artikel, der dieselben Informationen aus anderem Blickwinkel wiedergab und ihnen weitere hinzufügte. (Keith Lockwood, «Wartime Angst», in einer Sammlung namens «Skeletons in our Closet», <http://jemimef.topcities.com>. Link ist jedoch nicht mehr aktiv.)
23. Hans Fritzsche, *The Sword in the Scales*, London, 1953, Seite 55 (Dt. Ausgabe: *Das Schwert auf der Waage*, Vowinkel: Heidelberg 1953.).
24. <http://www.stjohnchester.com/Gerecke/Gerecke.html>

Anmerkung zum Copyright

Trotz meiner ernstlichen Bemühungen, mir die erforderlichen Genehmigungen zu beschaffen, ist mir bewusst, dass mir manche entgangen sein könnten. Falls ein Versäumnis vorliegen sollte, so geschah es unbeabsichtigt. Ich bitte dafür aufrichtig um Entschuldigung. Die betroffenen Copyright-Inhaber sind herzlich gebeten, sich mit Evangelical Press in Verbindung zu setzen, damit die Dinge in Ordnung gebracht werden können.

Bildnachweise

Kapitel 1 - Louis Zamperini

Louis Zamperini 1945; Louis Zamperini beim Training im olympischen Dorf, Berlin 1936 – *Louis Zamperini*
Ein B-24-Liberator-Bomber – *Phil Butler*

Kapitel 2 - Paul Schneider

Paul Schneider als Hilfsprediger in Essen; Paul Schneider und Margarete Dieterich; Gretel Schneider mit ihren sechs Kindern – *Helen Harrop / Pfarrer-Paul-Schneider-Gesellschaft e.V.*
Karte der Schauplätze zum Leben Paul Schneiders – *Claude Foster jr.*
Foto Paul Schneiders in der Zelle in Buchenwald – *Friedrich Langer*

Kapitel 3 - William Dobbie

Lt.-Gen. Sir William Dobbie – *J. Russell and Sons*

Kapitel 4 - Johanna-Ruth Dobschiner

Johanna-Ruth Dobschiner – *Johanna-Ruth Dobschiner*

Kapitel 5 - Charles Fraser-Smith

Charles Fraser-Smith – Mrs. *Lin Fraser-Smith*
Charles Fraser-Smiths' offizieller Pass, 1942; ein Füllfederhalter mit Hohlraum für einen Kompass; ein Rasierpinsel mit Geheimfach im Griff; Dominosteine, die an Kriegsgefangene und SOE-Agenten geschickt wurden; ein Miniaturradio – *Brian Fraser-Smith*
Eine Schachtel mit «Q»-Bleistiften; in einem zerbrochenen «Q»-Bleistift kommt eine Landkarte zum Vorschein – *David Tee*

Kapitel 6 - Mitsuo Fuchida

Mitsuo Fuchida – *Lane Anderson/Ken Anderson Films*

Eine japanische Nakajima B5N («Kate») – *Phil Butler*

Titelseite eines Traktats von Fuchida – *The Pocket Testament League*
(heute bekannt als «*Bridge-Builders*»)

Kapitel 7 - Jacob DeShazer

Jacob DeShazer – *Carol Dixon*

Ein B-25-Mitchell-Bomber-*Phil Butler*

Titelseite eines Traktats von Jacob DeShazer – *Jim Falkenberg (Cook Communications Ministries)*

Jacob DeShazer in späteren Jahren – *Jacob DeShazer*

Kapitel 8 - Ernest Gordon

Ernest Gordon als Präsident von CREED – *Ernest Gordon*

Der Friedhof in Chungkai – *Commonwealth War Graves Commission*

Ernest Gordon in Singapur 1942 – *Gillian und Alastair Gordon*

Kapitel 9 - Rupert Lonsdale

Rupert Lonsdale; Rupert Lonsdale in Marine-Galauniform – *Rupert Lonsdale*

Ein deutsches Arado-196-Wasserflugzeug – *Phil Butler*

Zeichnungen von Signalgast Waddington, die den Unfall der «Seal» und ihren letzten Auftauchversuch zeigen – *Signalgast Waddington*

Künstlerische Darstellung der Rettung der «Seal» – *Peter N Millward*

Kapitel 10 - Donald Caskie

Donald Caskie in Kaplansuniform – *The National Library of Scotland*

Donald Caskie erhält sein «grosses rotes Buch» von Eamonn Andrews – *Gordon Caskie*

Kapitel 11 - Michiharu Shinya

Michiharu Shinya als Leiter des Japanischen Bibelseminars; Unterleutnant Michiharu Shinya 1942 – *Michiharu Shinya*

Die «Akatsuki» – *Tamiya Kits*

Karte der in Shinyas Geschichte erwähnten Orte; die Gruppe, die sich zum Bibelstudium traf; die Gefangenen verlassen das Lager Featherston;

Herr und Frau Shinya in Yokohama – *Castle Publishing*

Pastor Hessel Troughton – *Doreen Payne*

Kapitel 12 - Werner Simonson

Werner Simonson – *Werner Simonson* (© *Harrow Observer*)

Werner Simonson als Kriegsgefangener in Frankreich; Werner und Leonie Simonson am Tag ihrer Hochzeit; Frontseite des Passes von Werner Simonson – *Jürgen Simonson*

Zeitungsausschnitte zu Werner Simonsons Ordinierung – *Werner Simonson* (© *Fulham Chronicle, Illustrated London Hews, Evening Star*)

Kapitel 13 - Henry Gerecke

Henry Gerecke in der Uniform eines Kaplans der US-Armee; Brief Henry Gereckes an seine Frau; Henry Gerecke – *Concordia Historical Institute*
Göring auf der Höhe seiner Macht – *David & Charles (Verlag)* Ausschnitte aus einer Szene bei den Nürnberger Prozessen – *Florida Center for Instructional Technology*

Führende Nazis in Nürnberg vor Gericht; Göring kurz vor seinem Selbstmord – *Jewish Virtual Library*